

HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN

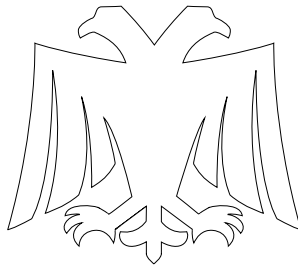
VOM

HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

SONDERDRUCK AUS DEM

135. JAHRGANG 2017

HANSISCHE UMSCHAU



2018

c a l l i d u s .

Die Hansischen Geschichtsblätter praktizieren das Peer-Review-Verfahren. Eingereichte Beiträge unterliegen einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (Double Blind Review), das über die Aufnahme in die Zeitschrift entscheidet.

Redaktion:

Prof. Dr. Albrecht Cordes, Dr. Angela Huang, Dr. Christina Link

Umschlagabbildung:

Karte der Hansestädte bereitgestellt durch © Europäisches Hansemuseum Lübeck gGmbH, Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums

Verlag/Gesamtherstellung:

callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen, Wismar, www.callidusverlag.de

Printed in the EU, 2018

ISSN 0073-0327

ISBN 978-3-940677-55-6

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Jeroen Benders, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Anna Paulina Orłowska, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, begründet von Agathe Lasch und Conrad Borchling, hg. von Dieter Möhn (Bd. III, Teil 2, Lieferungen 36–38: *u* bis *unvorlēchlik*, bearb. von Jürgen Meier und Dieter Möhn, Kiel/Hamburg 2013–2015, Wachholtz Verlag). – Schon seit geraumer Zeit trägt der durchaus bescheidene Titel, den das Mittelniederdeutsche Handwörterbuch führt, handelt es sich doch längst nicht mehr um ein Sprachstadienwörterbuch, das aufgrund seiner Konzeption weitgehend auf den Abdruck von Belegen verzichten muss, mit deren Hilfe der vorfindliche Sprachgebrauch verdeutlicht und die Bedeutungserläuterungen für den Leser leichter nachvollziehbar gemacht werden können. Vielmehr stellt dieses Werk mittlerweile das wissenschaftliche Wörterbuch für das Mittelniederdeutsche schlechthin dar, auch wenn der gesamte erste und Teile des zweiten Bandes (notgedrungen) noch einen anderen Charakter trugen. Diese Aussage trifft nicht allein deswegen zu, weil es im Vergleich mit dem sechsbändigen Wörterbuch von Schiller/Lübben (1875–1881) auf eine weitaus günstigere Quellenlage zurückgreifen kann, die zudem immer noch durch die Aufnahme weiterer Texte verbessert wird, wie es die fortlaufenden Ergänzungen zu den bisherigen Quellenverzeichnissen eindrucksvoll belegen. Aber auch aus diesem Grund konnten sowohl der Umfang bestimmter Buchstabenstrecken als auch die Anzahl der aufgenommenen Stichwörter im Vergleich zu Schiller/Lübben deutlich erhöht werden. So stehen nun beispielsweise für die Wortstrecke *u* bis *ümmewrīten* allein hundert Spalten zur Verfügung, während das Wörterbuch von Schiller/Lübben diesen Teilbereich des mittelniederdeutschen Wortschatzes auf lediglich achtundzwanzig Spalten präsentiert. Ähnlich gestalten sich die quantitativen Relationen bezüglich der Stichwortzahl.

Die drei hier zu besprechenden Lieferungen sind gleichzeitig die letzten, die noch von Dieter Möhn herausgegeben worden sind, der seit 1986 knapp dreißig Jahre lang umsichtig die Leitung dieses Wörterbuchprojekts in Hamburg innehatte. Seine Aufgabe ist inzwischen von Ingrid Schröder übernommen worden, die bereits für die jüngst erschienene 39. Lieferung (*(telder)pērt* bis *tōbāte*), die noch zum ersten Teil des dritten Bandes gehört, verantwortlich zeichnet.

Sprachstadienwörterbücher haben selbstredend verschiedene Aufgaben zu erfüllen, zu denen zuvorderst sprachhistorische Aspekte zählen, etwa die Dokumentation der zeitlichen, räumlichen, pragmatischen und textsortenspezifischen Differenzierung des überlieferten Wortschatzes einer Sprachepoche. Speziell für die Geschichtswissenschaft stellt das Mittelniederdeutsche Handwörterbuch zweifellos ein unverzichtbares Hilfsmittel für die Erschließung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen im früheren Hanseraum dar.

All diesen Aufgaben werden die vorliegenden Lieferungen in vorbildlicher Weise gerecht. Dabei hat sich der Herausgeber im Unterschied zum bisherigen Vorgehen dafür entschieden, von der arbeitsintensiven Normalisierung der Sprachgebrauchsbeispiele im Wörterbuch weitgehend abzurücken, wodurch die Variabilität des Mittelniederdeutschen schon auf der graphematischen Ebene besser abgebildet werden kann. Die bewährte Struktur der Wortartikel ist von dieser Entscheidung unberührt geblieben. Die wichtigsten Informationsangaben sind nach wie vor das in normalisierter Schreibung angesetzte Stichwort, die darauf folgenden grammatischen Angaben (Wortart und Flexionsformen) und schließlich der zentrale Bedeutungsteil, in dem sich die Bedeutungserläuterungen und die jeder einzelnen Lesart zugeordneten Belege finden. Diese Belege haben zweierlei Funktion. Zum einen sollen sie die von den Bearbeitern angesetzten Bedeutungen transparent machen und semantische Schattierungen möglichst differenziert illustrieren. Auf der anderen Seite dienen sie dazu, den typischen Sprachgebrauch eines Wortes in verschiedenen Kontexten zu dokumentieren, unabhängig davon, ob dieser phraseologisch gebunden ist (etwa in Redensarten und Sprichwörtern) oder nicht.

Die dem Rezensenten vorliegenden Lieferungen zeigen schnell die detaillierte semantische Analyse durch die Bearbeiter, die nur vor dem Hintergrund umfassender lexikologischer und lexikografischer Kenntnisse und gleichzeitig guter Quellenlage denkbar ist. Beides kann exemplarisch an den Wortartikeln zu zwei Präpositionen deutlich gemacht werden. So nimmt der Artikel zu *ümme* (Stichwort ³ümme) fast sieben Spalten ein, wobei die Redakteure in lexikografischer Sisyphusarbeit acht Hauptbedeutungen angesetzt haben, die zum Teil noch weiter untergliedert und mit zahlreichen Belegen illustriert werden. Ähnlich vielfältig ist die semantische Differenzierung im Wortartikel zu *under* (Stichwort ³under), der sich über nahezu acht Spalten erstreckt und bei fünf Hauptbedeutungen in insgesamt zwanzig Teilbedeutungen gegliedert ist.

Verständlicherweise können schon aus Platzgründen nicht alle Sprachgebrauchsbeispiele zu den einzelnen Lesarten auch noch übersetzt werden. Durchgängig wird jedoch z. B. die für den Benutzer unverzichtbare Semantik fester Wortverbindungen erläutert. Entsprechende Beispiele für den Wortartikel ³ümme seien in Auswahl genannt: *ümme hant hebbē* „über etwas verfügen“; *ümme ... kōmen* „um etwas kommen, etwas verlieren“; *ümme alsūs/sūs/nicht* „umsonst, ohne Gegenleistung“. Und für den Artikel zur Präposition *under* können exemplarisch erwähnt werden: *under ôgen* „im Gesicht“; *under ôgen stân* „entgegenstehen, bevorstehen“; *under stunden* „gelegentlich“; *under êi(n)s*, *under ê(i)ninges* „in diesem Augenblick“.

Zu den Vorzügen des Wörterbuchs gehört auch die Praxis, lexikografische Kommentare zu nutzen, die u. a. dazu dienen können, Entscheidungen der

Bearbeiter philologisch zu begründen. Ein solches Beispiel, das sich auf das Problem der (in der Blütezeit zumeist fehlenden) Umlautkennzeichnung im Mittelniederdeutschen bezieht, findet sich am Ende des schon angesprochenen Wortartikels *³ümme*. Sehr vorteilhaft für den Benutzer ist außerdem, dass in längeren Wortartikeln die verschiedenen Bedeutungen auch optisch rasch zu erfassen sind, weil sie dann nicht durch arabische Zahlen und Spiegelstrich, sondern durch arabische Zahlen und einen neuen Absatz noch deutlicher voneinander getrennt werden. Dadurch wird das mühsame Suchen nach spezifischen Bedeutungen und Belegen wesentlich erleichtert. Überhaupt ermöglicht die klare und übersichtliche Mikrostruktur der Wortartikel eine gute Orientierung auch für diejenigen Benutzer, die keine Philologen sind und entsprechend nicht täglich zu einem Sprachwörterbuch greifen.

Den Bearbeitern der drei Lieferungen, Jürgen Meier und Dieter Möhn, ist nachdrücklich für ihre hervorragende Arbeit an diesem so wichtigen Grundlagenwerk zu danken. Zu wünschen bleibt, dass die verbleibenden Buchstabenstrecken des Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs zügig bearbeitet und publiziert werden können. Die personellen Voraussetzungen dafür scheinen gesichert zu sein, steht doch seit der Übernahme der Herausgeberschaft durch Ingrid Schröder im Jahr 2014 immerhin eine $\frac{3}{4}$ Mitarbeiterstelle zur Verfügung, was schon eine deutliche Verbesserung gegenüber der früheren (höchst unbefriedigenden) Situation bedeutet. Auf die letzten Lieferungen des dritten Bandes und damit auf den glücklichen Abschluss dieses Wörterbuchprojekts, dessen erste Lieferung noch in der Weimarer Republik erschien und dessen Geschichte keineswegs frei von Rückschlägen gewesen ist, wartet sicherlich nicht nur die niederdeutsche Philologie mit größtem Interesse.

Matthias Vollmer

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hg. von Albrecht Cordes, Hans-Peter Haferkamp, Heiner Lück, Dieter Werkmüller und Christa Bertelsmeier-Kierst (2. völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Bd. 3: Konfliktbewältigung – Nowgorod, Berlin 2016, Erich Schmidt Verlag, XV Seiten, 2016 Spalten). – 1998 wurde die erste Auflage des HRG nach 35 Jahren Arbeit abgeschlossen, interessierten Laien wie der Forschung steht seither ein zuverlässiges Nachschlagewerk mit höchstem Anspruch zur Verfügung. Es gehört aber zu solchen Projekten dazu, dass sie nie abgeschlossen sind: Die Forschung, die man eben mit seinem Werk beflügelt hat, schreitet voran und bringt neue Erkenntnisse heraus, die ihrerseits wieder in das Nachschlagewerk einfließen sollen, und so folgte dann wie bei anderen vergleichbaren Lexikaprojekten auf den letzten Band der 1. Ausgabe schon 2004 die erste Lieferung der überarbeiteten und erweiterten Neuauflage. Mittlerweile sind es 586 Autoren, deren Arbeit von den fünf Herausgebern

und einem sechsköpfigen Redaktionsteam bestehend aus Andreas Karg, Raik Müller, Anika Auer, Verena Peters, Anne-Marie Heil und Miriam Wolter koordiniert wird. Auch wenn man nur Lexikonprojekte von weit geringeren Ausmaßen betrieben hat, ahnt man, wie schwer es ist, das Niveau der Beiträge einheitlich hoch, die Länge der Artikel im vorgegebenen Rahmen und die einmal gesetzten Abgabe- und Redaktionsfristen einzuhalten, vor allem, wenn die Reihenfolge der Lemmata vorgegeben ist und nicht wie bei vielen Biografischen Lexika immer wieder anhebt. All dessen eingedenk freut man sich umso mehr, dass das ganze Team so konsequent arbeitet und nun schon Band III der auf sechs Bände konzipierten Neuauflage vorlegen kann. Dieser wird eingeleitet durch Hinweise für den Benutzer, in denen das Vorgehen bei der Suche und die Auswahl der Stichwörter erklärt werden. Es folgen Verzeichnisse der Abkürzungen und Siglen, bevor die Freude des Blätterns und Entdeckens mit dem Lemma „Konfliktbewältigung“ beginnt. Bis es für diesen Band kundig und auf die Hanse ausgerichtet mit dem von Albrecht Cordes geschriebenen „Nowgorod“ endet, macht auch der Hanseforscher zahlreiche Entdeckungen und fühlt sich bestens informiert bei Artikeln zu Institutionen (u. a. Königliches Hofgericht, Krakauer Oberhof für deutsches Recht, Landesherrliche Gerichte), Rechtsbegriffen (Kulmer Handfeste, Landeshoheit, Leibeigenschaft, Lex mercatoria, Lübisches Recht), Berufen (Krämer, Notar), Begriffen aus der Wirtschaft (Konkurs, Kranrecht, Markt, Marktflecken, Marktkauf, Marktkirche, Marktkreuz, Messe), Währungen (Mark und Pfennig), Personen (Friedrich Lindenbrog) oder zu Städten und Territorien (Königsberg, Löwen, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mecklenburg). Für die Hanseforschung grundlegend sind u. a. die Artikel von Albrecht Cordes zum Lübischem und von Heiner Lück zum Magdeburger Recht. Beide sind Meister der griffigen Erklärung, handeln diese und unzählige andere Lemmata – vor allem Lück in beeindruckender thematischer Breite – auf höchstem Niveau ab, skizzieren treffend die Forschungsergebnisse, zeigen Desiderata auf und sorgen dafür, dass ein Rezensionen-Wochenende mit diesem Band viel zu schnell vorbei ist.

Dabei erhält man immer neue, wissenswerte Informationen, etwa, dass der Rechtszug von Königsberg zu den Magdeburger Schöffen seit dem Jahr 1517 mit der Einrichtung eines eigenen hochmeisterlichen Kammergerichts unterbrochen war, wie der Krakauer Oberhof für die Städte und Dörfer eingerichtet war, die in Kleinpolen nach Magdeburger Recht lebten oder zum Wirken des Hamburger Juristen Friedrich Lindenbrog (1573 – 1648), dessen Bibliothek den Grundstock für die Hamburger Stadtbibliothek bildete. Bei einigen Begriffen wünschte man sich mehr Informationen wie etwa beim Kreistag, der sowohl die Zusammenkünfte der Reichskreise als auch die der Landkreise relativ knapp abhandelt. Da man unter den Verweisen auf die einzelnen Reichskreise

zuverlässig auf deutlich mehr hoffen darf und dies nur die Erklärung für den Oberbegriff ist, freut man sich einmal mehr über die konsequente und stringente Redaktion und natürlich auf die restlichen Bände. Auch wenn man ahnt, dass sich eine neue Herausgebergeneration nach Abschluss dieser Auflage wieder an die Arbeit machen wird – so wie die 1. Auflage immer noch mit Gewinn zu nutzen ist, so wird auch die zweite viele Forscher und Studenten der unterschiedlichsten Fächer mit großem Gewinn begleiten. Das HRG ist ein Werk, das im Lesesaal jeder Institution nicht nur gut aussieht, sondern eben tatsächlich dorthin gehört. Dass das Werk auch online zur Verfügung steht, ist bei einem Projekt dieses Ausmaßes selbstverständlich, die Adresse sei der Vollständigkeit halber trotzdem wenigstens genannt: www.hrgdigital.de. N. J.

Thomas Biller, *Die mittelalterliche Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum. Ein Handbuch* (Bd. 1: Systematischer Teil, 359 Seiten, Bd. 2: Topographischer Teil, Darmstadt 2016, Philipp von Zabern, 360 Seiten). – Stadtbefestigungen waren während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit die größte profane Baumaßnahme. Noch heute prägen trotz vieler Verluste im Industriezeitalter Stadttore, Mauern, Wälle und Gräben das Bild vieler Städte, nicht zuletzt auch mit touristischer Wirkung. Biller legt erstmals ein umfangreiches Nachschlagewerk zu den Stadtbefestigungen in Deutschland vor, das sich – der Thematik angemessen – in je einen systematischen und geografischen Teil unterteilt.

Nach einer Betrachtung der Quellen zur Geschichte der Stadtmauern, also neben den existierenden Bauwerken auch Schriftquellen und Bauinschriften, Bilder und archäologische Zeugnisse, geht er detailliert auf die Entwicklung der Stadtbefestigung ein, beginnend bei den Vorläufern in spätrömischer Zeit, frühmittelalterlichen Burgen, Domburgen und frühstädtischen Siedlungen. Er betrachtet dann die Vorstufen der Mauer (Geländennutzung, Wälle, Gräben, Holzbefestigungen) und die verschiedenen, regional unterschiedlichen Steinformen. Die Hauptmauern werden mit ihren Maßen, der Fundamentierung, den Wehrgängen und Brustwehren, den Stützen und den Mauergassen untersucht. Es folgen die Türme nach Bauform, Anordnung und Funktion sowie mit ihren verschiedenen Öffnungen. Wichtig sind dann die Tortürme mit unterschiedlichen Wandstärken und Durchfahrten, Fallgattern, Zugängen und Dachformen sowie die Funktion ihrer Obergeschosse. Doppelturmtore, Ausfallpforten und Wasserdurchlässe sind wiederum spezielle Maueröffnungen. Biller geht auf den problematischen Begriff der „Zwinger“ ein, auf Gräben und Wälle als Teil der Befestigung sowie weitere eng damit verbundene Bauten wie Burgen, Sakralbauten, Brücken, Mühlen und Wohnhäuser. Schließlich betrachtet er die massiven Veränderungen an den Befestigungen durch das Aufkommen der Feuerwaffen, die Rolle der Landwehren und War-

ten im Vorfeld der Städte sowie den Funktionsverlust der Befestigungen seit spätestens dem 18. Jh., Abriss und Denkmalpflege bis in die Gegenwart. In den abschließenden Kapiteln des ersten Teils untersucht er die Finanzierung und Organisation des Befestigungsbaus, seine aufwendige Instandhaltung, seinen Symbolgehalt, was sich z. B. in den Stadtwappen zeigt, und bietet eine Periodisierung zwischen dem 13. und 16. Jh.

Der zweite Band des Werkes umfasst in 29 Kapiteln die regionale Geschichte der Stadtbefestigungen. Die Kapitel orientieren sich weitgehend an den heutigen politischen Grenzen, teils aber auch an historischen Landschaften von Schleswig-Holstein bis nach Tirol, vom Deutschordensland Preußen bis in die Schweiz und von Schlesien bis ins Elsass. Die Niederlande, Böhmen und Mähren werden nicht behandelt. In den einzelnen Kapiteln werden chronologisch die regionalen Entwicklungen und Besonderheiten deutlich; möchte man dort die Geschichte der Befestigung einer bestimmten Stadt nachlesen, sollte man das gesamte Kapitel lesen. Ein Literaturverzeichnis, ein Glossar sowie ein Register der Orte und Namen sind unentbehrliche Hilfsmittel.

Der Architekt und Architekturhistoriker Biller hat in jahrelanger Arbeit die vor allem lokale Literatur zu den Stadtbefestigungen gesichtet, weist auf Forschungsfragen und -lücken hin, schreibt aber auch, dass die disparate Forschungslage ihn zum Besuch und dem Augenschein vor Ort in fast allen Städten verpflichtete. Im Ergebnis kann er ein überaus nützliches Nachschlagewerk zu den Stadtbefestigungen vorlegen, auf dessen Basis lokale, regionale und vergleichende Forschungen weitergeführt werden sollten. Sie können neben architekturgeschichtlichen Analysen auch wirtschafts-, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Fragen – soweit es die Quellen vor Ort hergeben – zu diesen durchaus populären Baudenkmalen umfassen. O. P.

In den *Annales Mercaturae*. Jahrbuch für internationale Handelsgeschichte 2, 2016 (Franz Steiner Verlag) betrachtet Christof Jeggler *Die Konstituierung von Märkten. Soziale Interaktion, wirtschaftliche Koordination und materielle Kultur auf vorindustriellen Märkten* (7 – 32) und geht vor allem auf Märkte als spezifischer Form sozialer Interaktion zum Tausch von Gütern und Werten ein. Heinrich Lang, „*Dan auf disen vornemen Handelsplatzen ist gelt vollauf*“. *Zu transalpinen Transferbeziehungen zwischen süddeutschen und Florentiner Handelsgesellschaften während des Dreißigjährigen Krieges* (33 – 76), konstatiert statt des bisher angenommenen wirtschaftlichen Niedergangs, der durchaus den Warenhandel betraf, eine Verlagerung des Wechselhandels, sodass das im Fernhandel erworbene Kapital bewahrt und vermehrt werden konnte. Markus A. Denzel analysiert *Hamburg als Zentrum des mitteleuropäischen Handels mit Übersee vom späten 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts* (77 – 108) auf der Basis schwieriger serieller

Quellen und kann die einzelnen Phasen des Einfuhrhandels, insbesondere den Direkthandel mit dem Nordatlantikraum und die Bedeutung von Haupthandelsgütern wie Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo und Kaffee herausarbeiten. O. P.

Mit leichter Verspätung soll an dieser Stelle die im Jahr 2014 in Tampere/Tammerfors verteidigte Dissertation von Maija Ojala, *Protection, Continuity and Gender, Craft trade culture in the Baltic Sea region (14th – 16th centuries)* (Acta Universitatis Tamperensis, 1974, 340 Seiten, finn. Zusammenfassung, zahlr. Appendices) angezeigt werden. In ihrer Arbeit untersucht O. die Rollen und Ordinanzien von Gilden resp. Zünften in den Städten Nordeuropas, vor allem Lübecks, Rigas, Tallinns und Stockholms in Hinblick auf die Rolle von Witwen und Frauen und im Zusammenhang mit der Beteiligung von Frauen an Gilden und vor allem der Ausübung von (zünftischen) Berufen. Nach einer informativen und historiografischen Einleitung über Urban Craft Trade (13 – 56), widmet sich die Vf.in in den folgenden Kapiteln zuerst der Klassifizierung der Gilden/Zünfte (Tripartite Classification – new approach to urban associations, 57 – 120), dann den Witwen und ihrer Rolle und Chancen in Zünften (Taking a Chance – artisan widows and craft trade, 121 – 188), dem Übergang eines Amtes von der Mutter an den Sohn (From Mother to Son – transition period of household workshop?, 189 – 226) sowie den Arbeitsmöglichkeiten außerzünftischer oder nur bedingt zünftischer Handwerker resp. Handwerkerinnen (Labour Market and Entrepreneurship, 227 – 268).

Auch wenn der Genderaspekt nicht an allen Stellen explizit formuliert wird, so ist doch das vorrangige Interesse der Vf.in deutlich an der Rolle der Frau im Handwerk des nordeuropäischen Mittelalters ausgerichtet, wodurch diese Arbeit neue, wichtige Erkenntnisse liefern kann. So ist O. u. a. im Stande, noch einmal zu bekräftigen oder neu herauszuarbeiten, dass den Zünften mehr am Erhalt ihrer Ehre und Produktionskraft gelegen war, denn an der strikten Einhaltung der Geschlechtergrenzen, dass Witwen und Frauen nicht grundsätzlich und prinzipiell aus dem zünftigen Handwerk ausgeschlossen waren und, dass die Zünfte durchaus nicht so unflexibel waren, wie es in der Literatur gelegentlich dargestellt wird. Hiermit werden auch die nördlichen Hansestädte klar und deutlich in den Kontext der europäischen Zunftforschung eingebettet und erhalten den ihnen gebührenden Rang.

So wichtig und begrüßenswert dieser neue Beitrag auch ist, so deutlich sind aber auch Hinweise und Kritikpunkte zur Vorgehensweise und zu den Ergebnissen der Vf.in angebracht. Hierbei ist damit zu beginnen, dass einige, aber nicht alle Kapitel, die Zünfte achronisch betrachten. Zwar wird die Entwicklung und zeitliche Einfügung von sogenannten „Witwenkapiteln“,

Regelungen über eine begrenzte oder unbegrenzte Gnadenzeit von Meisterwitwen, gründlich und überzeugend behandelt, an anderer Stelle werden aber alle Ordonanzen in einen Topf geworfen. So wird z. B. nicht diskutiert (108), ob sich die Ratskontrolle über die Zünfte veränderte oder ausweitete oder wer die Ordnungen (und in welcher Intention) verfasste (z. B. 126). Das ist besonders ärgerlich, da Thomas Hill schon 1995 gezeigt hat, dass die Ethnizitätsartikel in Lübecker Zunftrollen erst zu einer Zeit eingefügt wurden, in der es die „ausgeschlossenen“ Slawen schon gar nicht mehr gab.¹

Auch wird eine zentrale Frage der gesamten Arbeit, ob Meisterwitwen im Stand waren, die Produktionsqualität zu sichern, und wenn ja, wieso, nur teilweise und teilweise sogar widersprüchlich beantwortet. Zwar kann die Vf.in Lübecker Beispiele beibringen, in denen die Qualität von Waren, die Frauen in „männlichen“ Zünften produzierten, positiv thematisiert werden, gleichzeitig aber gibt sie (259) die Meinung wieder, dass Frauen in einer Werkstatt die „economical, managerial, and technical skills“ besaßen, um eine Werkstatt zu führen, wohingegen „the master himself organized and controlled the production“. Entweder haben Handwerkerfrauen ihr Amt von der Pike auf beim Vater gelernt und dieses auch während ihrer Managementaufgabe im ehelichen Geschäft nicht verlernt, oder aber sie waren nur die Verwalterinnen und züchtigen Ehefrauen. Im letzteren Fall stellt sich dann aber die Frage, wie eine Goldschmiedin oder Dreherin ihr Handwerk erlernt hat und wie sie mit den vorgeblichen Qualitätsstandards ihrer ausgebildeten und geprüften männlichen Kollegen mithalten konnte.

Ebenso ist auf einige Kleinigkeiten hinzuweisen, die in ihrer Gesamtzahl das gute Bild dieser Arbeit beeinträchtigen. So sind gewisse Redundanzen zu bemerken, bei denen die wenigen, gleichen Texte aus Lübeck immer und immer wieder re-interpretiert werden. Auch ist es fraglich (111 f.), ob alle Gildestatuten zur Sozialdisziplinierung dienten, oder einfach nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung während Trinkgelagen. Zudem kennt die Vf.in im Abschnitt über die Heilig-Leichnams-Feierlichkeiten (116) weder das unabdingbare, zentrale Werk von Miri Rubin zu diesem Thema,² noch behandelt sie die sozialen Aspekte, die sich in diesen Feierlichkeiten abzeichnen. Ebenso beruhen ihre Aussagen über religiöse Bruderschaften in Lübeck fast ausschließlich auf einem einzigen

¹ Thomas HILL, Von der Konfrontation zur Assimilation. Das Ende der Slawen in Ostholstein, Lauenburg und Lübeck vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, in: Michael Müller-Wille, Dietrich Meier u. Henning Unverhau (Hg.), *Slawen und Deutsche im südlichen Ostseeraum vom 11. bis zum 16. Jahrhundert. Archäologische, historische und sprachwissenschaftliche Beispiele aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern* (Landesforschung II), Neumünster 1995, S. 79–104.

² Miri RUBIN, *Corpus Christi: The Eucharist in Late Medieval Culture*, Cambridge 1991.

Beitrag von Heinrich Dormeier,³ die zentralen Untersuchungen von z. B. Hanna Link⁴ oder Georg Fink⁵ oder die neueren Untersuchungen von Carsten Jahnke⁶ aber werden nicht zur Kenntnis genommen. Das führt teilweise zu Aussagen, die in ihrer Form, auch nach dem Forschungsstand von 2014, nicht uneingeschränkt zu halten sind. Darüber hinaus führen einige kleinere Ungenauigkeiten zu Irritationen. So stimmen die auf S. 130 präsentierten Zahlen nicht mit denen auf S. 122 überein, kennt die Vf.in nicht die Lübecker Coutume des ‚arves‘, als besonders geregelte Form der Hausübertragung nach dem Tode des Vorbesitzers (207 u. 210), oder werden die Verfolgungen von sogenannten „Bönhasen“, Handwerker ausserhalb der Stadt oder der Zunft, nicht in einen allgemeinen Kontext gesetzt (265).⁷

Es ist daher also ein gemischtes Fazit zu ziehen. Auf der einen Seite schließt diese Arbeit eine wichtige Forschungslücke zur handwerklichen Entwicklung in den Hansestädten des Ostseeraumes. Dieser Beitrag ist wichtig, zu begrüßen und schon längst überfällig. Der Gewinn aus dieser Arbeit wiegt daher auch schwer. Allerdings wird der Genuß durch die oben genannten Punkte getrübt, der Wein etwas vergällt. Das ist etwas schade, und hätte eigentlich nicht sein müssen. C. J.

Iwan A. Iwanov, *Die Hanse im Zeichen der Krise. Handlungsspielräume der politischen Kommunikation im Wandel (1550–1620)* (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, Bd. 61, Köln/Weimar/Wien 2016,

³ Heinrich DORMEIER, Religiöse Bruderschaften der „Oberschicht“ in Lübeck im 15./16. Jahrhundert. [...], in: A. Graßmann, *Der Kaufmann und der liebe Gott. Zu Kommerz und Kirche in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Hansische Studien XVII), Trier 2009, S. 21–44.

⁴ Hanna LINK, Die geistlichen Bruderschaften des deutschen Mittelalters, insbesondere die Lübecker Antonius Bruderschaft, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 20, 1920, S. 181–270.

⁵ Georg FINK, Die Lübecker Leonhardsbruderschaft in Handel und Wirtschaft bis zur Reformation, in: *Lübische Forschungen, Jahrhundertgabe des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*, 1921, S. 325–370.

⁶ Carsten JAHNKE, The Corpus Christi Guild in Lübeck, in: Lars Bisgaard, Lars Boje Mortensen u. Tom Pettitt (Hgg.), *Guilds, Towns and Cultural Transmission in the North. 1300–1500*, Odense 2013, S. 203–228. S.a. Ders., „do eten de sustere unde brodere to hope“. Die Koste der St. Antonius-Bruderschaft zur Burg in Lübeck. Zur Durchführung mittelalterlicher Feste in der Stadt Lübeck, in: Rolf Hammel Kiesow u. Michael Hundt (Hgg.), *Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck. Festschrift für Antjekathrin Grassmann zum 65. Geburtstag*, Lübeck 2005, S. 97–111.

⁷ Siehe z. B. die parallelen Entwicklungen in Kiel. Fritz Hähnsen, *Geschichte der Kieler Handwerkersämter: ein Beitrag zur Schleswig-Holsteinischen Gewerbegeschichte*, Kiel 1920, zugleich Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Nr. 30, vor allem S. 11.

Böhlau Verlag, 419 Seiten, 1 Karte, Diss.). – „Herrschaft ist im Alltag primär: Verwaltung“, stellte Max Weber vor knapp 100 Jahren fest, um den modernen Anstaltsstaat seit dem 19. Jh. zu erklären. Ohne ausdrücklichen Rekurs auf Weber (schließlich haben sich Meistererzählungen dieser Art für die Forschung oft als hinderlich erwiesen) verfolgt Iwan A. Iwanow in seiner 2009/10 in Göttingen als Dissertation angenommenen Studie einen vielversprechenden Ansatz, indem er detailreich das Funktionieren der Hanse bei Gesandtschaften, Verlautbarungen, Tagfahrten und im Alltag zwischen 1550 und 1620 analysiert. Über die Rekonstruktion der interkommunalen Austauschprozesse und verschiedenen bürokratischen Instrumente und Techniken untersucht der Autor die Ausgestaltung ihrer „Herrschaftspraxis“ als „Beziehungsgeflecht und Kommunikationspraxis“ (Joachim Eibach, 2002, ohne Hanse-Bezug) der Akteure und administrativen und mitgenutzten Organe der Spätphasen-Hanse. Anhand bislang vernachlässigter und neu befragter Einzelbeispiele leuchtet Iwanow zusätzlich die Handlungsspielräume politischer Kommunikation – das „politische Verfahren“ (Barbara Stolberg-Rilinger, 2001) – zwischen den Städten aus, um Chancen, Verlauf und Grenzen angesichts zunehmender Inkohärenz zu analysieren und Anpassungsprozesse und Innovationstendenzen zu ermitteln. – Dass auch die Hanse zeitgenössische Verwaltungstechniken nutzte, liegt auf der Hand, dass sie dafür außer einem Syndikus kein eigenes Personal besaß, ist bekannt. Gerade dieses Spannungsverhältnis aus organisatorischem Mangel und zeitgenössischen Herausforderungen und Möglichkeiten eröffnet Iwanow mittels akribischer Auswertungen neue Zugriffe auf vertraut scheinendes: Wie wird aus Konflikt Konsens? Welche internen Grenzziehungen und Wandlungen projektieren und verwirklichen das Hanse-Gebilde und seine einflussreichsten Akteure? Wie werden ökonomische Tradition und daraus entwickelte historische Legitimation einerseits und verteidigungspolitische Ansprüche andererseits relevant und ggf. kombiniert? – Eingehend werden Aufgabentableau und -erledigung der Syndici rekonstruiert und Reglementierungen und Abläufe der Schriftgutverwaltung, -finanzierung und -versand (Botenkurse) dargestellt. Wichtig sind Iwanows Ausführungen zum Funktionswandel des Syndikus, der in der Person Heinrich Sudermanns 1556 bis 1591 eigentlich ein Kontorsyndikus (für London und Antwerpen) war, danach ab 1606 mit Doman erst ein Hansesyndikus im engeren Sinne. Die Hanse nutzte die Verwaltungsinfrastruktur vor allem der Reichsstadt Lübeck, aber auch anderer Städte, wobei sich immer wieder inhaltliche und finanzielle Abgrenzungsprobleme ergaben. Die im Anhang ergänzten Tabellen sind übersichtlich, hätten durch gelegentliche Erweiterungen gewisse Längen im Textteil (252) ersetzen können. – Iwanow identifiziert an vielen Stellen Ungleichheiten im System Hanse, so u. a. angesichts der Etablierung und

Tagfahrt- und Stimmrechtprivilegierung der 14 Kontribuierenden 1600 (HL, HH, HB, MD, LB, BS, K, HI, HST, HWI, HGW, HRO, Danzig u. Stettin) und bei der Gesandtschaft nach Moskau 1603, als unter Leitung Lübecks und Stralsunds eine Restitution gesamthansischer Handelsvorrechte verhandelt werden sollte, aber eine Einzelprivilegierung Lübecks herauskam, die erst nach Protesten der nichtberücksichtigten Städte 1604 ausgeweitet wurde. Darüber hinaus kursierten bei diesen Verhandlungen nicht weniger als vier Listen, die je nach Interesse 7, 8, 12 oder 58 Städte umfassten. Auch die Nichtversendung von Hanserezessen an unsichere, d. h. vom Landesherren zu stark beeinflusste Hansestädte, oder das Lübecker Verfahren, Verlautbarungen im Konflikt mit Braunschweig-Wolfenbüttel 1609 bereits öffentlich anzukündigen, ohne die notwendige Zustimmung anderer Städte abzuwarten, deutet verschiedene Geschwindigkeiten in der Hanse an. Genauso prominent dürfte das von Iwanow nicht weiter vertiefte, aber im gewählten Untersuchungszeitraum liegende Beispiel des Zehnstädte-Bündnisses mit den Generalstaaten von 1616 sein, dem ein Pilotvertrag allein Lübecks 1613 vorausgegangen war. – Das, was Iwanow mit Blick auf die Kontribuierenden zu Recht als „Herausbildung von zwei Klassen“ (118) bezeichnet, kann vor dem Hintergrund der genannten weiteren Beispiele auch als Hanse der zwei/verschiedenen Geschwindigkeiten deklariert werden – ein dem EU-Modell entlehnter Titel, der die Hanse und ihre politischen Verfahren zu betiteln verhelfen mag. Diese zunächst zwei Geschwindigkeiten verkörperten ab 1600 der um die Reichsstadt Lübeck gruppierte engere Kreis der Kontribuierenden einerseits und die übrigen Hansestädte andererseits, für die z. T. mitverhandelt wurde und die berücksichtigt werden konnten, sofern die Verhandlungsführer das überhaupt wollten, ohne permanent auf hemmende Minimalkonsense zurückgeworfen zu werden. Tempo, Transparenz und Teilhabe bestimmten einige wenige Städte, gelegentlich sogar Lübeck im Alleingang. Die Kontribuierenden vertraten „ihre Interessen unmittelbar, gewannen einen Informationsvorsprung und festigten dadurch ihre Vorrangstellung“ (117), was für die Teilnehmer der Sonderbündnisse von 1607/16 noch stärker gelten musste. Denn die Kontribuierenden spalteten sich in weitere Untergruppen auf, die, um erneut EU-Terminologie zu bemühen, als Inner Six, die aus der Krise um Braunschweig 1605/06 hervorgegangenen Korrespondierenden von 1607 (HL, HH, HB, MD, LB, BS), und als Outer Eight (K, HI, Danzig und Stettin sowie HST, HWI, HGW und HRO, die 1616 wiederum dazu gehörten) bezeichnet werden können. Damit liegt eine Hanse der verschiedenen Geschwindigkeiten vor, sofern diese Sonderbündnisse aufgrund ihres Verteidigungszwecks nicht als „unhansisch“ abgetan werden können. Diese frühneuzeitlichen Abstufungen nach beanspruchter Wichtigkeit und eingeräumtem Einfluss innerhalb der Hanse und parallel zu ihr lösten die mittelalterlichen Katego-

rien und Knotenpunkte der Kontore und Quartiere gewissermaßen ab. Übrig blieb eine asymmetrische Hanse mit nebeneinander existierenden Beteiligungsformaten, deren Kern sich sukzessive auf drei Städte reduzierte. – Ebenso mutig wie richtig – und dennoch wohl nicht unwidersprochen bleibend – ist Iwanows abschließende Einschätzung, dass sich im Untersuchungszeitraum 1550 bis 1620 eine „allmähliche Transformation einer auf die Wahrung der kaufmännischen Interessen hin ausgerichteten Gemeinschaft in ein verteidigungspolitisches Bündnis“ feststellen lasse – das muss nicht reflexhaft als „unhansisch“ kritisiert werden. Es ist wohl zu akzeptieren, dass für die Hanse nicht ein einzelnes Erklärungsmodell funktionieren kann, dass das komplexe Phänomen über Jahrhunderte hinweg auch bis in ihre Spätphase hinein schlüssig ausdeuten kann. Die formellen engeren Defensivallianzen ab der Mitte des 16. Jh.s, dann verbindlicher und numerisch kleiner 1604/07 lösten für einen engen Kreis und Zweck das seit 1500 akuter werdende „Kohärenzproblem“ der Hanse, so Iwanow nach Moraw (1983). Die nach den Reformationen (luth./ref.) gegebene konfessionelle Heterogenität, der verstärkte landesherrliche Zugriff und ökonomische Partikularinteressen beeinträchtigten die ohnehin fragile Solidarität und leidlich vorhandene Solidität der Interessengemeinschaft Hanse, der Kaufleute und der Städte. Die Folgen dieser mehrfachen Differenziertheit, die die „doppelte Dichotomie“ (Hammel-Kiesow, 2000) des Zusammenschlusses potenzierte, mussten bewältigt werden. Nach dem weitgehenden Wegfall der wirtschaftlichen Basis (Krise der Kontore, Verlust der Privilegien) produzierte die äußere Bedrohung durch europäische Nationalstaaten und verdichtete Landesherrschaften eine negative Identität für bündniswillige und -fähige Städte und wurde die Hanse zum historisch-legitimierenden Argument, das bis zu einem gewissen Grad auch zog, wobei die Elastizität der mittelalterlichen Einung Hanse eigentlich den Herausforderungen der juristisch unterfütterten Territorialstaatlichkeit nicht mehr gewachsen war. Nicht umsonst wurde die Konföderationsnotel von 1604, die noch verschiedene wirtschaftliche Komponenten beinhaltete, nach ihrem Ablauf 10 Jahre später nicht verlängert, sondern schon 1607 informell durch ein rein militärisches Sonderbündnis abgelöst, dessen wiederum sechs Mitglieder sich bereits 1605/06 als bündnisgeeignet und/oder verteidigungswert erwiesen hatten. Vorbehalte, Tohopesaten, Konföderationen und militärische Sonderbündnisse als „unhansisch“ zu bezeichnen, kann auch mit der – von Iwanow allerdings nicht gestellten – Gegenfrage begegnet werden, warum die Hansestädte Allianzofferten der oberdeutschen Reichsstädte im 16. Jh. wiederholt abgelehnt hatten und sich in Verteidigungsfragen auf sich selbst konzentrierten und hansestädtische Konföderationen abschlossen, im Mai 1606 aber am Desinteresse der Reichsstädte scheiterten. – Nicht zu folgen sein dürfte Iwanows Überlegungen (140, Anm. 508) zu einer auf 1603 datier-

ten Kölner Handschrift, die er bei einer unterstellten Fehldatierung Johannes Doman zuordnen möchte. Es handelt sich bei diesem Manuskript allerdings um eine Abschrift der mehrfach überlieferten und vom Autor an anderer Stelle erwähnten *Refutatio Compendii Hanseatici*, mit der sich Alain A. Wijffels anhand des Lübecker Exemplars (AHL, ASA Ex Anglicana, Nr. 158; Altsign. IV 4) seit 2013 wiederholt befasst hat und deren Autor der Bremer Bürgermeister Heinrich Kreffting (1562 – 1611) war. Burmeister zitiert 1843 eine Entlohnung Krefftings von 100 (!) Goldgulden für seine „Refutationschrift“, Beutin nutzte 1929 ein Manuskript aus Bremen (A C.2.c), das Krefftings Namen trägt, aber nur ein Konzeptpapier ist, Fink 1936 unter der Altsignatur das erwähnte Lübecker Exemplar. Kreffting darf ohnehin als Graue Eminenz und Gelegenheits-Syndikus der Hanse zwischen Sudermann und Doman erkannt werden und ist deshalb nicht nur zukünftig einer eingehenderen Würdigung dahingehend wert. Tatsächlich hatte Doman dem Hansetag im Februar/März 1611 über zwei Tage hinweg den Stand seiner schriftlichen Auftragsarbeiten erläutert, darunter eine Verteidigungsschrift gegen England, die er aber nach der, im Protokoll des Hansetages festgehaltenen, Einschätzung Bremens „nicht gantz selbst gemacht“ hatte, sondern es waren Vorlagen anderer (Krefftings „Refutatio“) lediglich „etwas extendiret“.

Iwanov widerspricht (100) der 2001 vorgebrachten Einschätzung des Rez., die Konföderationsnotel von 1604 sei angesichts der Braunschweiger Krise 1605/06 kollabiert. Allerdings war der erfolgreiche Entsatz der Okerstadt damals samt seiner Finanzierung eben nicht den Signatarstädten der Notel von 1604 zuzuschreiben, sondern einem sehr reduzierten Kreis aus ihnen. Diese fünf Städte und Braunschweig schlossen als „Korrespondierende“ konsequenterweise 1607 einen exklusiven Bündnisvertrag, der sich in den Folgejahren publizistisch und diplomatisch bewährte und 1615 erneut militärisch erfolgreich agierte, nachdem die Konföderationsnotel von 1604 nicht verlängert worden war. Als zusätzliches Indiz mag gelten, dass Hamburg die Notel erst 1609 ratifizierte, 1605/06 aber zum engen Kreis der aktiven Unterstützer Braunschweigs zählte und 1607 in das engere Bündnis eintrat, demnach ganz offensichtlich diesem Sonderbündnis und der eigenen Initiative mehr vertraute – dieses dürfte einen verteidigungspolitischen „Kollaps“ der Notel von 1604 zusätzlich belegen, die sich offensichtlich nicht in der notwendigen Schnelligkeit aktivieren ließ, aber das Engagement zugunsten Braunschweigs 1605/06 legitimieren und tarnen konnte. Es handelte sich um abgestufte Bündnisssysteme für Hansestädte 1. Ordnung – die „Korrespondierenden“ (Lübeck, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Magdeburg und Braunschweig) – und denen 2. Ordnung, für die die Konföderationsnotel bis 1614 auf dem Papier unverändert weiter bestand, danach aber nicht mehr. Zu dieser nachgeordneten Gruppe in verteidigungspolitischer Hinsicht zählten Köln, Danzig, Hildesheim, Paderborn, Lemgo,

Münster und Riga, aber auch Stralsund, Rostock, Greifswald und Wismar, wobei die vier letzten Städte 1616 mit dem Generalstaaten-Bündnis eine Absicherung erreichten, das für die katholischen Hansestädte ohnehin nicht in Frage kam. Der Notel wurde an dieser Stelle ein subsidiäres Sicherheitssystem des exklusiven Städtekreises der Korrespondierenden gegenübergestellt, das bestehende, genuin hansische Hilfsabsprachen ablöste, indem die neuen Vereinbarungen akzentuierter ausfielen und die Handlungsfähigkeit des Sonderbündnisses stärkten und beschleunigten. Nicht umsonst stellten nur diese „Inner Six“ 1608 einen „Generall Obrist[en] zue Landt undt Waßer“ ein und 1609 einen Festungsbaumeister. Zugleich waren diese Korrespondierenden der Kern derjenigen Städte, die nach einem Pilotvertrag Lübecks 1613 drei Jahre später ein Bündnis mit den Niederlanden abschlossen, das auch Greifswald, Rostock, Stralsund und Wismar mit eingingen.

Jochen Rath

Die Akten des Kaiserlichen Reichshofrates, hg. von Wolfgang Sellert, bearb. von Ulrich Rasche (Serie II Antiqua, Bd. 3, Karton 135 – 277f., Berlin 2016, Erich Schmidt Verlag, 883 Seiten). – Der mittlerweile dritte Band aus der Serie „Antiqua“ im Bestand Reichshofrat des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien erschließt 1.153 Prozesse mit 143.423 Blatt in 150 Kartons. Allein diese Zahlen verdeutlichen ein wenig die Größe dieses verdienstvollen Projekts, das von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Zusammenarbeit mit der Universität Wien und dem Österreichischen Staatsarchiv durchgeführt wird. Die Schwierigkeit und den Verdienst der Verzeichnung wird nur ermessen können, wer einmal versucht hat, anhand der bisherigen Findhilfsmittel, seien es das Wolffsche Repertorium aus dem 18. oder die Karteikarten aus dem Ende des 19. und beginnenden 20. Jh.s, in den sehr reichen Beständen des Reichshofrates fündig zu werden. Systematische Forschungen waren bisher ausgeschlossen, mit der vorhandenen Erschließung waren nur Zufallsfunde möglich. Die aber zeigten, wie reichhaltig und wichtig das Material war, wie erstrebenswert seine Inventarisierung. Daher kam es zur gemeinsamen Kraftanstrengung zwischen deutschen und österreichischen Förderern, deren Ergebnisse seit einigen Jahren regelmäßig gedruckt und in einer online zugänglichen Datenbank vorgelegt werden. Das Spektrum der Akten erstreckt sich vom leeren, aber beschrifteten und damit für das Projekt erfassbaren Aktendeckel (Nr. 439) bis zu einem mehrere Kartons umfassenden Vorgang mit über 12.000 Blatt (Nr. 22). Letzterer sowie mehrere andere Akten mit über 1.500 Blatt zeigen, dass nicht nur am Reichskammergericht, sondern auch am RHR teilweise über Generationen mit umfangreichen Beigaben prozessiert wurde. Der Bestand zeigt auch die bereits von der Forschung nachgewiesene große Bedeutung von Kommissionen für die Beschleunigung von oder Vermittlung in Verfahren, die umfangreiche Tätigkeit des RHR

neben der eigentlichen Rechtsprechung in Verwaltungs-, Regierungs- und Gnadenfragen und die Sicht des Gremiums auf sich selbst als „das höchste Gericht der ganzen Welt“, das gern auch dem anderen obersten Reichsgericht Anweisungen und Ermahnungen erteilte. Anhand der Verzeichnung kann nun gezeigt werden, dass viele Parteien sich an beide höchste Reichsgerichte wandten, um einen Fortschritt in ihrer Sache zu erreichen. Mit den einleitenden Bemerkungen von Wolfgang Sellert wird auf das Material neugierig gemacht, viele spannende Prozesse wie um die Druckprivilegien, Rechte von Untertanen oder Religionsausübung werden erwähnt, die Bearbeiter Ulrich Rasche und Tobias Schenk führen dann mit ihren „Benutzungshinweise“ in die Erschließung ein und erklären die einzelnen Kategorien, die in Details sinnvoll vom deutschlandweit erprobten RKG-Schema abweichen.

Knapp 200 Seiten umfassen allein die Indices, mit denen dieser Band hervorragend und zuverlässig erschlossen wird. An eine chronologische Konkordanz schließen sich Register der Reichshofratsagenten, der Vorinstanzen, juristischen Fakultäten und Schöppenstühle, ein Personen- und Ortsregister, ein Sachregister und eine Signaturenkonkordanz an, mit der man zuverlässig auch nach *Hanseatica* suchen kann. Auf diese Weise findet man u. a. die zwischen 1569 und 1600 stattgefundenen, von Lübeck teilweise im Namen der Hanse geführten Verhandlungen mit Polen, Schweden und Russland wegen des Ostseehandels und der Schifffahrt auf der Narva, in der es auch um Rückgabe der vom schwedischen König weggenommenen Schiffe ging (Nr. 982), das Gesuch Hamburgs um ein Verbot an den Herzog von Braunschweig, die Sperrung der Süderelbe für den Schiffsverkehr aus Stade und Buxtehude und einen neuen Zoll auf die Elbschifffahrt aufzuheben aus dem Jahr 1609 (Nr. 1035f.), die Bitte Lübecks, Bremen und Hamburgs im Namen der Hanse an den RHR um eine Intervention an den englischen König Karl II. für den Schutz des hansischen Stalhofes und die Ostseeschifffahrt der Lübecker aus den Jahren 1662 und 1663 (Nr. 991), das Gesuch Lübecks um diplomatische Verhandlungen mit Dänemark und Kurbrandenburg über die freie Handelschifffahrt der Stadt auf der Ostsee aus den Jahren 1675 bis 1677 (Nr. 1002).

Der Band beweist einmal mehr, dass das alte Verdikt von der Reichsferne der Hanse nicht zu halten ist. Stattdessen bedienten sich die Hanse und einzelne Hansestädte des Reichshofrates (und, wie wir aus den Inventaren des Reichskammergerichts wissen, auch des zweiten höchsten Reichsgerichts), u. a. um ihre Privilegien gegen die Angriffe der Gastländer zu wahren. Das lässt sich vor allem für England, aber auch für die skandinavischen Staaten nachweisen. Neben diesem großen Thema sind es die vielen „kleinen“ Streitigkeiten, die das Leben in den Hansestädten beleuchten wie die Bitte um Schuldenmoratorien für den Kölner Kaufmann Robert von Kaiserschwerdt wegen Schiffbrüchen auf dem Rhein im Jahre 1636 (Nr. 27) oder für den Kölner Kaufmann Johann

Kriter im selben Jahr (Nr. 401), die Auseinandersetzung um die Erfüllung eines Vertrages wegen einer Schiffsfracht von Hamburg über London, Frankreich nach Lissabon und Setubal im Jahre 1668 (Nr. 442), Probleme zwischen Rat und Bürgerschaft in Lübeck, in denen der RHR vermittelt hatte (Nr. 995), um die Religionsausübung der katholischen Minderheit in Lübeck (Nr. 998), den Streit mit den Lübecker Brauern 1682 (Nr. 1004), um die Bezahlung der Lübecker Stadtsoldaten 1701 – 02 (Nr. 1008), um neue Steuern zum Abbau der städtischen Schulden zwischen 1665 und 1669 in Lübeck (Nr. 1014) und vieles andere. Vergleicht man die Prozessgegenstände aus den Hansestädten mit denen anderer Städte stellt man keine Besonderheiten in der Inanspruchnahme des Reichshofrates fest außer der, dass Lübeck und Hamburg das oberste Reichsgericht auch für den Bund in Anspruch nahmen, um gesamthansische oder städtische Privilegien zu verteidigen oder bestätigen zu lassen.

Auf dies alles wird man hervorragend hingeführt, nie geschwätzig, aber doch so, dass man die Probleme erkennt und die Prozessbeigaben zuverlässig erschlossen werden. Die Inventarisierung erfolgt sehr sorgfältig, so werden auch leere Aktendeckel für andere Faszikel mit aufgenommen, um wenigstens die Hinweise auf einmal geführte Prozesse zu dokumentieren (Nr. 439). Solche Fragmente werden ebenso gründlich erschlossen wie ein Jahrhundertprozess zwischen den Grafen von Liechtenstein und denen Ostfrieslands (Nr. 692), der mehrere tausend Blatt Überlieferung mit wichtigen Beilagen produziert hat. Blattgenau aufgenommen werden auch Überlieferungsverluste in einzelnen Akten wie z. B. in Nr. 983.

Der RHR wurde trotz der räumlichen Ferne also gern als Vermittler in den großen, politischen Konflikten mit anderen Staaten und als Entscheider und Vermittler in den Fragen des täglichen Miteinanders angerufen. Nun ist es an der Hanseforschung, dieses hervorragend aufbereitete Quellenmaterial entsprechend zu nutzen und es für unsere Fragestellungen zum Sprechen zu bringen. Anders als noch vor 15 Jahren gilt die Entschuldigung, die österreichischen Archive seien zwar sicherlich voller Schätze auch für die Hanseforschung, man habe aber keine Chance, sie zu finden, dank dieses verdienstvollen Akademieprojektes nicht mehr. Dafür kann man dem Hg. und seinen Mitarbeitern, aber auch den österreichischen Kollegen, nicht genug danken. Hinzu kommt, dass der Band dank seiner grafischen Gestaltung auch noch Lust zum Blättern und Entdecken macht. Schon beim zugeklappten Buch sieht man die dicken Anstriche, die einen neuen Fall kennzeichnen, am natürlich vorhandenen Lesebändchen sind auf einem kleinen, am Bändchen befestigten Lesezeichen die 14 Inventarisierungskategorien aufgedruckt, so dass man sie immer parat haben kann. Dank solcher kleiner, aber hilfreicher Ideen und der guten Bindung ist die Arbeit mit diesem Band also nicht nur inhaltlich ein Vergnügen, das man sich gönnen sollte.

N. J.

Vorstellungswelten der mittelalterlichen Überlieferung. Zeitgenössische Wahrnehmungen und ihre moderne Interpretation, hg. von Jürgen Sarnowsky (Nova Mediaevalia 11, Göttingen 2012, V&R Unipress). – Der Band ist dem Großmeister der Vorstellungsgeschichte, Hans-Werner Goetz, zum 65. Geburtstag gewidmet und vereint neun kleinere Arbeiten aus dem Umfeld der Hamburger Mittelalterforschung mit einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers (9–12). Für die Hansegeschichte einschlägig sind die Beiträge von Johanna Steinhaus, Sebastian Kubon und Olena Assmann. Johanna Steinhaus stellte eine vergleichende Studie zu Karl dem Kühnen in der Lübecker Ratschronik und bei Philippe de Commines an (43–55). Der auch in populären Darstellungen gern bearbeitete Karl der Kühne sei bislang eher selten über die Ansichten der Zeitgenossen charakterisiert worden, was angesichts der häufig herangezogenen Memoiren Commines' verwundert. Nach einem kurzen Überblick zum Leben Karls des Kühnen und seiner Beinamen stellt S. beide Quellen vor. In ihnen stehen sich zwei konträre Vorstellungen von Karl dem Kühnen gegenüber. Warum S. gerade die Lübecker Ratschronik für diesen Vergleich gewählt hat, wird nicht ganz deutlich. Wahrscheinlich ist es die große Zahl von Einträgen über ihn, dessen Herrschaftsgebiet auch die das Hansekontor umfassende Stadt Brügge umfasste (49). Während beide verglichene Quellen auf der Seite der Gegner Karls des Kühnen stehen, zeigt der Vergleich, dass Commines und die Lübecker Ratschronik verschiedene Betrachtungswinkel einnehmen. Beide vermitteln aber kein realistisches Bild des letzten Herzogs von Burgund (54) und sehen Karl in vielen Aspekten ähnlich. Sebastian Kubon fragte in seinem Beitrag nach dem Verhältnis des Deutschen Ordens zu den preußischen Hansestädten im Spiegel der auswärtigen Beziehungen zu England in den Jahren 1377–1422 (91–118). Hervorgegangen aus seiner Hamburger Staatsexamensarbeit, fasst K. seine dortigen Thesen knapp zusammen, aktualisierte jedoch die Literaturangaben. Weil Preußen und England die mithin wichtigsten Handelspartner im hansischen Fernhandel gewesen seien und nicht arm an Konflikten waren, ist K.s Quellenlage äußerst gut (94). Der Deutsche Orden nahm bei diesen Konflikten die Rolle des Landesherren ein und K. interessierte sich vor allem für das alltägliche Verhältnis zwischen dem Orden und seinen Städten Danzig, Elbing, Thorn, Kulm und Königsberg (95). Die schon früh in die Hanse eingebundenen Städte verbanden sich denn auch im 14. Jh. zu einer Interessensgruppe „mit eigener Tagfahrtorganisation“ (97). Im Spiegel der auswärtigen Beziehungen zu England erscheint das innerpreußische Verhältnis an drei Themen orientiert: Eingreifen des Hochmeisters durch in der Forschung kaum beachtete Interventionsschreiben; diplomatische und handelspolitische Maßnahmen und Sanktionen gegen Engländer in Preußen bzw. Danzig sowie preußische Gesandtschaften nach England und deren Handelsverträge (100), die K. in der Folge untersuchte. Olena Assmann nahm

sich das Russlandbild der Livländischen Chronik des Heinrich von Lettland vor (119–135). A. möchte in ihrem Text das Ergebnis von Christoph Schmidt von 1995 überprüfen, der geschlussfolgert habe, die in der um 1225 verfassten Chronik erscheinenden Russen seien durch Heinrich von Lettland durchweg negativ beurteilt worden (128). Die Chronik sei am Ende „ein wertvoller Beitrag zur Ereignisgeschichte und Vorstellungswelt“ zur Epoche des 13. Jh.s (135). Die übrigen Beiträge kreisen ebenfalls um das Thema Vorstellung in mittelalterlicher Überlieferung. Während die Untersuchung von Textquellen überwiegt, befasste sich Lena Asrih in ihrem Beitrag mit der Darstellung der Welt im Katalanischen Weltatlas von 1375. Damit liegt eine Arbeit vor, die den Puls einer Zeit trifft, in der die Kartografie in allen Epochen zum Mittelpunkt neuer Forschungen ist.

Florian Dirks

Der von Martina Marikova und Christian Zscheschang ursprünglich auf Böhmen und Mähren konzentrierte und dann auf eine europäische Perspektive erweiterte Tagungsband: *Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa* (Stuttgart 2015, Franz Steiner Verlag, 340 Seiten) liefert ein facettenreiches Bild von Wassermühlen, das nicht nur durch kulturlandschaftliche Forschungen zur Wassernutzung generell gezeichnet wird, sondern auch die der Onomastik zu Mühlen, als auch natürlich die landschaftlich-topografische Sicht und die der Sachrelikte umfasst. Damit werden der Menge an Publikationen zu Windmühlen die etwas stiefmütterlich behandelten wasserbetriebenen durch profunde Ansichten nicht nur an die Seite gestellt, sondern auch Vergleiche ermöglicht. Technikgeschichtliche Entwicklungen beeinflussten nachhaltig die Produktvielfalt auch des hansischen Handels: Ob es die wasserbetriebenen Hammer- und Pochwerke sind, die die Handelsüblichkeit ungarischen Kupfers im hansischen Handel erst garantierten oder die Sägemühlen, deren erste schon 1338 in Danzig Halbfabrikate aus preußischen und polnischen Holzgewinnungsgebieten fertigte und damit die Prosperität des Handels hin zu den mit gesägten Dielen, aber auch später gesägtem Wagenschoß als Vorfertigung zuließen. Die Herausgeber verweisen gleich in ihrem Vorwort auf ein wesentliches Problem dieses „technischen Instruments zur Nutzbarmachung des Landes und seiner Erträge“ (1): Mühlen gibt es in fast in jedem Dorf und seit Ausgang des Mittelalters lassen sie sich gut nachweisen, besonders als die Kartografie es in der Frühen Neuzeit erlaubte, Landesaufnahmen und später Messtischblätter zu erstellen. Davor ist in Wort-, Sach- und Bildkultur von ihnen deutlich weniger zu finden, was indirekte Untersuchungsverfahren zu ihrer Auffindung und Lokalisierung auf den Plan ruft.

Für den hansischen Kontext dürfte der Beitrag von Winfried Schich, *Die Bedeutung der Wassermühle für die zisterziensische Klostergemeinschaft im 12. und 13. Jahrhundert* (77–99) von besonderem Interesse sein. Die Bautätigkeit der Hansestädte wie zum Beispiel Lübecks, das Holz aus dem südlich

der Stadt liegenden Wald Reinfeld erwarb, wäre ohne die Unterstützung des Ordens kaum denkbar. Jens Berthold schließt mit interessanten Beobachtungen zum archäologischen Niederschlag von Wassermühlen an und verschafft uns in seinem Beitrag *Mühlen im Befund – Eine Übersicht zu archäologischen Erscheinungsformen von Wassermühlen* (235–268) einen Einblick über die unterschiedliche Konstruktion derselben – Mühlen, die oftmals auf kleinstem Raum errichtet wurden und die mit der unterschiedlichen Beaufschlagung von Wasser in ebenso unterschiedlichen Terrains zu finden waren. Gerson H. Jeute erkennt an ausgegrabenen Objekten und frühesten schriftlichen Belegen in seinem Aufsatz *Zur Verbreitung der hochmittelalterlichen Mühle aus archäologischer Sicht* (269–277), dass ihre Verbreitung zwar keine lineare Entwicklung nahm, dennoch aber grob von West nach Ost verlief. Zwar widmet er der Wassermühle nicht mehr als eine Seite, geht thematisch instringent sogar auf Wind-, Gezeiten-, Pferde- und Walkmühlen ein, verweist aber dafür auch auf eine besondere, zumindest im Mittelalter wenig beachtete Form der Mühle und zwar die auf Schiffen und Booten betriebene hin. Jeute verweist allgemein auf die Bedeutung der hansischen Städtegründungen, die die Ausbreitung insbesondere beförderten. Ein Beitrag, der ein wesentlicher Zugewinn für den Mühlenband gewesen wäre, ist der von Jürgen Gaebeler, *Die Frühgeschichte der Sägemühle (1200–1600) als Folge der Mühlendiversifikation*, Remagen 2006. Bei Gaebeler finden wir nämlich genau das, was wir mehr oder minder im hier rezensierten Band vermissen: Die technische Sicht auf die Wassermühlen. M.-J. S.

Eine, wenn auch im Druck verspätete, übersichtliche Ergebnis zusammenfassung des Hansa Network Projectes der Archäobotaniker (HGBl 2008, S. 323f.) liefert Sabine Karg in ihrem Beitrag *Fruit and nut choices in the medieval and early Modern Baltic countries* (Des fruits d’ici et d’ailleurs. Regards sur l’histoire de quelques fruits consommés en Europe, hg. von Marie-Pierre Ruas et al., Montreuil 2016, Histoire des savoirs, 197–212, 4 Abbildungen). Im Hansa Network Project ging es um den archäobotanischen Nachweis des Frucht- und Nusskonsums im Hanseraum. Vf.in gibt nun nicht nur einen sehr kurzgefassten Überblick über die wichtigsten Ergebnisse dieses Projektes, sondern erweitert diese auch noch mit Überlegungen zum Nah- und Fernhandel mit Obst. U. a. kann durch die Ergebnisse die frühe Bedeutung importierter Obstsorten wie Feigen, Mandeln oder Walnüssen gezeigt werden. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass die nordeuropäischen Hansestädte in großem Umfang auf die Wildressourcen des Umlandes zurückgriffen, wie auch die Kultivierung der Johannisbeere archäologisch als Resultat der „deutschen Stadtwerdung“ im Ostseeraum gedeutet werden kann. Gleichzeitig kann aber auch auf den Fruchtextport des Hanse- und Vorhanseraumes nach Süden hin-

gewiesen werden. So wurden u. a. norwegische Hjortronbeeren nach Sizilien exportiert, ein bisher weitgehend unerforschter Bereich. Insgesamt ist dieser Beitrag als eine informative, kurzgefasste und übersichtliche Einführung in dieses Thema zu empfehlen – auch, wenn einige Ergebnisse durch die Forschungen der letzten zehn Jahre zumindest in ihrer Datierung bereits weiter verfeinert oder verändert werden konnten. C. J.

Die holländische Heringsfischerei war nicht nur die ökonomische Nachfolgerin der Schonischen Messen, sie erregte auch über lange Zeit den Neid der Nordseeanrainer, die allesamt versuchten, dem holländischen Beispiel nachzueifern. 41 Versuche, den Holländern den Rang abzulaufen oder zumindest an ihrem Erfolg zu partizipieren, stellt Bo Poulsen in seinem Beitrag *Imitation in European herring fisheries, c. 1550–1860* (SJH, Vol. 41, 2016, Nr. 2, 185–207) übersichtlich zusammen. In seinem chronologischen Durchgang beschreibt der Vf. die Versuche englischer, schottischer, dänisch-norwegischer, schwedischer sowie Emdener, Bremer und Nieuwpoorter Unternehmer aber auch Herrscher, eine eigene Fischerei aufzubauen und den Holländern Konkurrenz zu machen. Der Vorteil dieses Beitrages liegt in seiner Kürze und Konsistenz, die es dem Leser ermöglicht, schnell einen umfassenden Überblick über die einzelnen Bereiche zu gewinnen. Dieses ist vor allem auch deshalb möglich, weil Vf. als ausgewiesener Kenner der Materie nicht nur eine hervorragende Literaturübersicht besitzt, sondern auch mit eigenem Archivmaterial zu diesem Beitrag beisteuern konnte. Wer einen Einblick in die europäische Heringsfischerei von 1550 bis 1860 erhalten möchte, dem sei dieser Artikel wärmstens ans Herz gelegt. C. J.

Alfred Haverkamp und Jörg R. Müller (Hgg.), *Verschriftlichung und Quellenüberlieferung. Beiträge zur Geschichte der Juden und der jüdisch-christlichen Beziehungen im spätmittelalterlichen Reich (13./14. Jahrhundert)* (Forschungen zur Geschichte der Juden. Abt. A., Bd. 25, Peine 2014, Hahnsche Buchhandlung, 334 Seiten). – Die neun Beiträge des Bandes weisen zwar kaum Bezüge zum hansischen Raum auf, liefern aber interessante inhaltliche und methodische Anregungen zur Thematik aus anderen Regionen. Eveline Brugger analysiert *Urkunden zum jüdischen Kreditgeschäft im mittelalterlichen Österreich* (65–82). Benjamin Laqua bietet mit *Kooperation, Kommunikation, Übersetzung. Zur Anlage und Überlieferung des Judenschreibsbuches der Kölner Laurenz-Parochie* (147–171) ein Beispiel für die Verschränkung jüdischer und christlicher Verschriftlichung und Überlieferung im 13. und 14. Jh., und Jörg Müller betrachtet *Juden in den Chroniken christlicher Autoren des späten 13. und des 14. Jahrhunderts. Bilder und Vorstellungen* (275–314). O. P.

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Manfred Gläser und Manfred Schneider (Hgg.), *Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung* (Lübeck 2016, Verlag Schmidt-Römhild, 712 Seiten, zahlr. Abbildungen). – Die Lübecker Kolloquien zur Stadtarchäologie im Hanseraum, von Manfred Gläser begründet und maßgeblich organisiert, sind zentrale Termine des wissenschaftlichen Austauschs zwischen den Stadtarchäologen dieser Großregion. Die entsprechenden Veröffentlichungen bilden seit 1997 Standardwerke für die Stadtkernforschungen rund um die Ostsee, aber auch im weiteren Mittel- und Nordeuropa. Der nun vorliegende zehnte Band thematisiert die Gründungsmodalitäten der Städte – die naturräumlichen Voraussetzungen für die Herausbildung der zentralen Orte, prä- und frühurbane Siedlungen, die Rolle von herrschaftlicher Lenkung und kaufmännischem Engagement, von Planung und evolutionärem Wachstum. Mehr als 50 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler legen auf über 700 Seiten ihre Ergebnisse zu diesem Problemkreis dar, der gerade an den Küsten der Ostsee, wo sich Rechtstädte relativ spät, dann aber kraftvoll herausbildeten, von zentraler Bedeutung für das Verständnis der Urbanisierung ist. Die Einsichten werden immer substanzieller: Aus den vorgestellten Städten kann durchweg über mehr oder weniger große Ausgrabungen berichtet werden, und aus zahlreichen Orten liegen dendrochronologische Ergebnisse vor. Es versteht sich, dass diese exakten Daten gerade für die Einschätzung der Anfänge und der frühen Entwicklung der Ansiedlungen große Relevanz besitzen. Neben Untersuchungen aus dem engeren Ostseeraum werden auch Fallbeispiele von den Britischen Inseln, aus Belgien und den Niederlanden, aus West- und Süddeutschland bis hin in die Schweiz besprochen.

Unter den vielen Forschungen seien die neuen Ergebnisse aus Hamburg hervorgehoben, das sich aus einer kleineren sächsischen Ansiedlung bei der im 9. Jh. schriftlich erwähnten *Hammaburg* entwickelte; während Ausgrabungen der letzten Jahre bereits eine neue Rekonstruktion dieser Anlage am Domplatz ermöglichten, legten Forschungen am Hopfenmarkt nun mächtige Wallbefunde der *Neuen Burg* aus dem 11. Jh. frei, als zweitem herrschaftlichen Nukleus der werdenden Stadt (Elke Först, 179–194). In Rostock kann der Wandel der Zentralorte vom slawisch-skandinavischen Emporium bei Dierkow (8./9. Jh.) über eine spätslawische burgstädtische Siedlungsagglomeration an der „Petribleiche“ spätestens aus dem frühen 12. Jh. hin zur Rechtstadt seit dem frühen 13. Jh. nachgehalten werden. Dabei verlagerten sich die Zentralorte an der Unterwarnow kleinräumig. Die Rechtstadt entstand offenkundig im Bereich einer zum spätslawischen Burgumfeld gehörenden, nicht-agrarisch

strukturierten Siedlung, die allerdings bereits um 1160 zerstört worden zu sein scheint; davon künden Brandschichten und die Skelettreste menschlicher Gewaltopfer in den Siedlungsgruben. Die direkte örtliche Anknüpfung der Rechtstadt an den älteren Zentralort ist hier mithin noch nicht lückenlos zu erfassen (Ralf Mulsow, 359–372).

Generell schlossen aber viele spätmittelalterliche Rechtsstädte an ältere Zentralorte an, meist spätslawische Burgstädte; Beispiele sind u. a. Brandenburg an der Havel (Joachim Müller, 321–338), Breslau (Jerzy Piekalski/Krzysztof Wachowski, 453–464), Danzig (Henryk Paner, 441–452), Kolberg (Marian Rębkowski, 465–472) und Stettin (Anna B. Kowalska, 409–426), nicht zuletzt auch Lübeck selbst (Manfred Gläser, 211–230); im letzteren Fall bestand allerdings zwischen der spätslawischen Burgsiedlung in Alt Lübeck und der Gründungsstadt des 12. Jh.s eine vergleichsweise große räumliche Distanz. Weniger deutlich ist das Bild bei Stralsund, wo sowohl eine spätslawische Inselburg oder -siedlung bei Pütte als auch ein kleiner Hafenort bei Schaprode/Streu auf Rügen als funktionale Vorläufer Stralsunds vorgeschlagen werden; weder der eine noch der andere Ort entsprachen aber auch nur ansatzweise der kolossalen ökonomisch-administrativen Bedeutung der späteren Hansestadt (Gunnar Möller, 305–320). Stralsund dürfte sich daher eher jenen spätmittelalterlichen Neugründungen von Städten beigesellen, die einen lediglich allgemeinen Bezug auf die vorhandene Siedlungslandschaft nahmen, entsprechend keinen unmittelbaren frühstädtischen Vorläufer in ihrem Umfeld besaßen. Hierzu zählten auch das lettische Riga (Andis Caune/Ieva Ose, 497–506) als Gründung Bischof Alberts von Livland 1201, das preußische Elbing (Grażyna Nawrońska, 427–440) als solche des Deutschen Ordens 1237 oder das vorpommersche Greifswald, das im hier besprochenen Band allerdings nicht vertreten ist. Für viele kleinere Städte, die solche Gründungen „aus wilder Wurzel“ bildeten, steht die märkische Doppelstadt Berlin-Cölln als Beispiel; das Bemühen, anhand einzelner Jahrringdaten die Stadtanfänge bereits vor 1200 festzustellen, kann allerdings noch nicht recht überzeugen (Matthias Wemhoff, 395–408). Jedenfalls machen neu gegründete Städte, oft anspruchsvolle Großprojekte, den Charakter jener Epoche als Aufschwung- und Gründerzeit besonders deutlich.

Aber auch den anderen urbanen Zentren im ostmitteleuropäischen Raum, die bereits auf ältere Wurzeln zurückblickten, ist gemein, dass mit dem Übergang zu rechtsstädtischen Verhältnissen in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s, meist erst im 13. Jh. große Strukturveränderungen erfolgten – nicht selten wurden die neuen Städte in großzügiger Weise „auf der grünen Wiese“ neben den bestehenden slawenzeitlichen Zentren angelegt, was in Breslau, Brandenburg oder dem (im Buch nicht berücksichtigten) Posen besonders eindrucksvoll nachgehalten werden kann – hier transformierten sich die alten Siedlungs- und

Herrschaftsmittelpunkte zu religiösen Zentren, aus Burg- wurden Dominikeln. Da im Zuge dieser Wandlungen in der Regel westliche Formen des Hausbaus, der Infrastruktur, der Keramik und weiterer fremder Sachkultur auftreten, stehen sie offenkundig im Zusammenhang mit Transformationsprozessen, die u. a. als „deutsche Ostsiedlung“ oder – allgemeiner – als „Europäisierung“ bezeichnet werden. Freilich macht die Gesamtschau von Fallbeispielen aus dem Westen und Osten Mitteleuropas deutlich, dass sich ähnliche Veränderungen desgleichen in den urbanen Siedlungen des Westens, die auf früh- bis hochmittelalterliche Bischofssitze, Pfalzen oder Kaufmannssiedlungen zurückgehen konnten, abspielten, wenn auch teils etwas früher. Als Exempel seien Göttingen (Betty Arndt, 123–142), Münster (Mathias Austermann/Aurelia Dickers, 143–158) oder Braunschweig herausgestellt (Michael Geschwinde, 195–210); auch im Norden, wo es in Form der vendel- und wikingerzeitlichen Seehandelsplätze eine bereits weit zurückreichende urbane Tradition gab, spielten sich damals vergleichbare Umstrukturierungen ab, so in Aarhus (Hans Skov, 667–678) oder Ribe (Morten Søvsvø, 679–690). Die wirtschaftlichen Zentralorte des weiteren Ostseeraums waren in der zweiten Hälfte des 12. und ersten Hälfte des 13. Jh.s mithin allgemein von großen Umbrüchen und dem Aufkommen neuer zentralörtlicher Muster geprägt, im rechtlichen wie siedlungsstrukturellen Sinne. Siedlungen frühurbanen Charakters gab es allerorten bereits zuvor, doch die Rechts- und Lokationsstadt wurde von 1150–1250 zu einem überregional beherrschenden Modell. Den Hintergrund bildete eine enorm expandierende Ökonomie.

Wiederholt wenden sich die Autoren gegen zu schlichte Vorstellungen herrschaftlicher, gern mit großen Persönlichkeiten verbundener Gründungsakte. Die Bedeutung weitsichtiger Fürsten, die die Urbanisierung ihrer Territorien zu deren Gedeihen veranlassten und förderten, ist gleichwohl nicht zu übersehen. Zum Erfolg führte dies allerdings nur in Wechselwirkung mit dem von eigenen Interessen geleiteten Tun von Kaufleuten, Handwerkern und Siedlern; ferner bedurfte es verkehrsgeografisch günstiger Voraussetzungen. Ein zentrales Resultat der vielen im Buch vorgelegten Fallbeispiele ist dabei, dass die Städte fast immer deutliche Hinweise auf Gründungsakte mit Plan und Vermessung ergeben – gleich, ob sie im Anschluss an ältere Siedlungen oder „aus wilder Wurzel“ entstanden: Ausdehnung, Straßenraster und Plätze wurden am Anfang festgelegt, Parzellen – oft etwas nachlässig – zugemessen, eine Umfassung als Rechtsgrenze, meist früh auch als Befestigung geschaffen. Die Ausgestaltung des so fixierten Grundmusters hing dann von vielen Faktoren ab, insbesondere vom wirtschaftlichen Gedeihen der Siedlung. Fiel dieses kümmerlich aus, konnten die Flächen reduziert werden, die Städte zum Dorf absinken oder gar ganz aufgegeben werden; bei lebhaftem Wachstum kam es hingegen zu Erweiterungen (nicht selten im Verbund mit

Landgewinnungsmaßnahmen), zur Anlage neuer Stadtteile, zur baldigen Zergliederung anfänglicher Großparzellen sowie zur Inangriffnahme kommunaler Repräsentationsbauten – Kirchen, Rathäuser, Befestigungen usw. Planung und Vermessung blieben jedoch das maßgebliche Element solcher Großprojekte, und nicht selten hat sich die vor mehr als 750 Jahren festgelegte Stadtstruktur bis heute bewahrt bzw. bewährt.

Die sachkundig erläuterten, mit vielen Bildern veranschaulichten Forschungsergebnisse aus zahlreichen Städten sind faszinierend, aber in ihrer Masse gewissermaßen auch erschlagend. So wäre ein ausführliches Resümee für den Leser orientierend und zugleich eine Chance gewesen, die sich oft in Lokalbetrachtungen erschöpfenden Stadtkernforschungen, hier in großer Zahl nebeneinander gestellt, einmal zu großer kulturgeschichtlicher Aussage zusammenzuführen. Die knappe zweiseitige Zusammenfassung von Alfred Falk (705f.) kann dies nicht gewährleisten. Abgesehen davon ist das Buch jedoch als wichtiger und instruktiver Beitrag zur Kenntnis der Anfänge der Stadt im Hanseraum zu würdigen.

Felix Biermann

Pipeline: Archäologie. Ausgrabungen auf den großen Ferngastrassen in Mecklenburg-Vorpommern, hg. von der Abteilung Landesarchäologie im Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern durch Detlef Jantzen, Lars Saalow und Jens-Peter Schmidt (Schwerin 2014, 396 Seiten, 548 vorrangig farbige Abbildungen). – Der Band präsentiert die wichtigsten archäologischen Ergebnisse der Großbauprojekte der Ostsee-Pipeline-Anbindungs-Leitung (OPAL) und der Nordeuropäischen Erdgasleitung (NEL) aus Mecklenburg-Vorpommern. Auf einer Trassenlänge von insgesamt 340 km wurden etwa 750 archäologisch relevante Fundplätze erfasst, die von 2007–2012 untersucht wurden. In 68 chronologisch – von der Altsteinzeit bis zur Neuzeit – geordneten Einzelbeiträgen aus der Feder von 38 Autorinnen und Autoren werden neue Funde und Fundplätze vorgestellt, die durch zahlreiche, meist farbige Abbildungen veranschaulicht werden. Die Ausgrabungsergebnisse leiten vier einführende Aufsätze ein, die die geologischen Voraussetzungen skizzieren sowie Einblicke in die komplexe technische Planung und Durchführung derartiger Großbauprojekte gewähren. – Zahlreich sind die Aufsätze zur Stein-, Bronze-, Vorrömischen Eisen und Römischen Kaiserzeit (jeweils neun bis 13 Beiträge). Die mit vier Artikeln geringe Zahl von Beiträgen zur Völkerwanderungszeit verweist bereits auf die dünne Befundlage zu dieser Epoche. Die vorgestellten Siedlungs- und Bestattungsplätze belegen zwar zunehmend auch spätgermanische Siedlungsaktivitäten, vermögen aber die umstrittene Siedlungslücke bis zur slawischen Einwanderung im letzten Drittel des 7. Jh.s weiterhin nicht zu schließen. – Von besonderem Interesse für die vorhansische Zeit sind natürlich die mittelalterlichen Zeitepochen.

Der Slawenzeit widmen sich insgesamt 14 Beiträge. Neben zahlreichen Siedlungen und jarringdatierten Brunnen werden Bestattungsplätze, aber auch archäobotanische Großrestanalysen (Eva Mackowiak) von slawischen Siedlungsplätzen präsentiert, die Einblicke in die Wirtschafts- und Ernährungsverhältnisse jener Zeitepoche zulassen. Neue Informationen zu den vielgestaltigen Bestattungssitten der Slawenzeit liefern die Fundplätze von Alt Kosenow (Christoph Engel) und Warrenzin (Merit Zloch). Am letztgenannten Ort gelang die Freilegung einiger Brandgrubengräber sowie die seltene Aufdeckung einer Ustrine, also des Verbrennungsplatzes. Die interessanten Befunde des 10./11. Jh.s illustrieren einen gängigen, jedoch schwer fassbaren Grabbrauch vor der Durchsetzung der Körperbestattung. Insbesondere auf der Insel Rügen ist aber eine Gleichzeitigkeit von Brand- und Körpergräbern bis ins 12./13. Jh. hinein nachzuweisen. Eindrucksvoll belegt das auch der Fundplatz von Alt-Kosenow. Zahlreiche hufeisenförmige Kreisgrabenstrukturen mit Steinpackungen und -gruben – Reste flacher Erdhügel – enthielten Leichenbrand und spätslawische Gefäßreste. Die Befundlage könnte damit auf sog. „Gipfelbestattungen“ mit auf der Hügeloberfläche abgestellten Urnen hinweisen. Die hufeisenförmigen Kreisgrabenstrukturen von Alt-Kosenow sind fast einzigartig und daher von großem kulturhistorischem Interesse. – Ebenfalls fast ohne Parallelen ist die offenbar kultisch motivierte Deponierung eines Pferdeskeletts in einer spätslawischen Vorratsgrube bei Pasewalk (Andreas Selent). Häufiger bekannt, aber nicht minder eindrucksvoll sind menschliche Skelettreste in slawenzeitlichen Siedlungsgruben von Görke (Anne Kotula) und Thürkow (Jana Heinze). Während das Beispiel von Görke aufgrund möglicher Beigaben als reguläre Bestattung aufgefasst werden kann, ist der Thürkower Befund – ein Kinderskelett mit multiplen Pathologien in einer Teersiedegrube – sicherlich eher als Entsorgung eines Gewaltopfers o. Ä. zu deuten. – Kultisch motiviert war wohl die Niederlegung eines tönernen Deckelgefäßes in Loitz (Norbert Kuhlmann), was uns neue Einblicke in die Glaubensvorstellungen der heidnischen Epoche ermöglicht. Derlei Gefäßdeponierungen sind bislang erst wenig erforscht. Herausragend ist ein altslawischer Schatzfund von Anklam (Lutz Ilisch): Der insgesamt 206,4 g schwere Silberschatz, der sich aus 82 arabischen Münzen und deren Fragmenten, einem Spiralring vom sog. Permer Typ und weiteren kleinen Fragmenten, darunter Barren, zusammensetzt, wurde nach 818/819 niedergelegt und zählt damit zu den frühesten Belegen der Silberwirtschaft in der slawisch-skandinavischen Kontaktzone. Eine besondere Preziose stellt eine merowingerzeitliche Goldmünze aus einer spätslawischen Siedlung von Gustebin (Norbert Kuhlmann) dar, ein „stark degenerierter Imitativ-Solidus“ einer byzantinischen Münze des späten 5. bis mittleren 6. Jh.s, der die Umschrift abgeschnitten und die gelocht worden war. Da die Münze als De-

tektorfund von einer reinweg spätslawischen Siedlung stammt, ist nicht leicht erklärbar, wie sie nach Gustebin gelangt ist. – Unter den Siedlungsbefunden sind fünf Fundplätze des 9.–11. Jh.s aus dem Peeneraum (Fred Ruchhöft) besonders interessant, weil sie zum Hinterland des bedeutenden Emporiums Menzlin-Görke zählen und damit frühgeschichtliche Zentralort-Umlandbeziehungen aufhellen. Ihre kurzen Laufzeiten deuten kleinräumige Siedlungsverlagerungen im Sinne „wandernder Dörfer“ an. Ein Brunnen aus der Siedlung von Pelsin (Norbert Kuhlmann) ist besonders hervorzuheben, da die laut Jahrringdatierung um 1000 noch genutzte Wasserentnahmestelle angesichts deutlich früherer Keramikfunde wohl sehr lang genutzt worden ist. Ein anderer Brunnen – von Dersekow (Anja Noack/Anja Sbrzesny) – wurde dendrochronologisch auf das Jahr 806 datiert, ein weiterer – von Wrangelsburg (Andreas Selent) – weist eine ungewöhnliche, konisch zulaufende Holzkonstruktion auf. – Sieben Beiträge widmen sich dem frühdeutschen Mittelalter und der Neuzeit, darunter einer ostsiedlungszeitlichen Dorfwüstung bei Badegow (Marc Kühlbörn/Dirk Röttinger) und einem Teerofen des 18. Jh.s bei Glasow (Dominik Forler). Die Reste eines 1945 abgestürzten deutschen Flugzeugs (Elmar Christmann/Andreas Selent) sowie eines amerikanischen Durchgangslagers für deutsche Kriegsgefangene (Elmar Christmann) dokumentiert die Bemühungen der Landesarchäologie um die Relikte der jüngsten Vergangenheit. – Insgesamt präsentiert der großformatige, reich bebilderte und ansprechend gestaltete Band hervorragende Einblicke in die Resultate der Pipelinegrabungen, und zwar sowohl für Fachleute als auch für ein breiteres Publikum. Die Aufsätze bringen nicht nur wichtige kulturgeschichtliche Erkenntnisse bei, sondern unterstreichen erneut den großen Stellenwert der Archäologie in der vielgestaltigen Kulturlandschaft Mecklenburg-Vorpommerns.

Normen Posselt

Historische Gewässernutzung im nordostdeutschen Gebiet. Archäologische und geographische Perspektiven, hg. von Felix Biermann und Karl-Uwe Heußner (Studien zur Archäologie Europas, Bd. 28, Bonn 2016, Habelt, 308 Seiten, 262 teils farbige Abbildungen, 21 Tabellen). – Das Buch enthält fünf Aufsätze (teils nebst kleineren Beiträgen), die die Herausgeber in der Einführung in einen übergreifenden Kontext stellen: Anhand diachroner und interdisziplinärer Forschungsansätze wird die facettenreiche Nutzung von Gewässern durch den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschen anhand von Fallbeispielen aufgezeigt. Im ersten und mit über 100 Seiten umfangreichsten Aufsatz *Der Burgwall von Fergitz (Uckermark) und die Inselfiedlungen der Slawenzeit im brandenburgischen Raum* (27–143) werden von Felix Biermann – unter Mitarbeit von Norbert Benecke, Katrin Frey, Markus Leukhardt, Anne Paulsen und Jan Seifert – neue

Ausgrabungsergebnisse auf der Burgwallinsel im Oberuckersee (Nordbrandenburg) vorgestellt. Neben der Forschungsgeschichte des Objekts und der Siedlungsgeschichte der Region werden vor allem die reichhaltigen, teils organischen Funde sowie die komplexen Siedlungs- und Befestigungsbefunde des 10.–13. Jh.s sehr detailliert und reich bebildert vorgestellt. Darüber hinaus werden in einem Katalog Vergleichsobjekte von slawenzeitlichen Inselfiedlungen in Brandenburg als Referenzen aufgeführt. Zu den eindrucksvollsten Relikten des zunächst ukrainischen, später pommerschen Herrschaftssitzes von Fergitz gehören die zwei hölzernen Brücken, die die Burgwallinsel mit den Seeufern und dort gelegenen Siedlungen verbanden; die „tiefe Brücke“ überwand über 17 m Wassertiefe, die „lange Brücke“ eine Distanz von 2,2 km. Durch die im Seeboden außergewöhnlich gut erhaltenen Brücken- und die in der Basis des Befestigungswalls konservierten Konstruktionshölzer konnten genaue Datierungen durch dendrochronologische Analysen gewonnen werden: Baumaßnahmen an den Brücken erfolgten vom späten 10. Jh. bis in die zweite Hälfte des 12. Jh.s; der Burgwall wurde 988 errichtet und bis in das frühe 13. Jh. immer wieder erneuert bzw. ausgebessert. Die für solche Inselburgen im nordwestslawischen Raum durchaus exemplarischen Ergebnisse verdeutlichen die Struktur des mittelalterlichen Besiedlungsbilds, die hochgradig an lokale Gewässersysteme angepasst war.

Im folgenden Beitrag werden von Norman Posselt *Flussfunde und mittelalterliche Kulturlandschaftsrelikte an der mittleren Tollense (Mecklenburg-Vorpommern)* (145–189) vorgestellt. Auf 45 Seiten wird eine gute Übersicht zum aktuellen Forschungsstand gegeben und Perspektiven für die weitere Forschung eröffnet. So kann an der Tollense interessanterweise für das 10. Jh. eine Abnahme der Zahl der Burgwälle festgestellt werden, was von den Verhältnissen in benachbarten Regionen abweicht. Die im 10. Jh. sonst übliche kleinteilige Burgenlandschaft mit angegliederten offenen Siedlungen ist hier nicht erkennbar, obgleich im 8./9. Jh. einige Burgwälle an der Tollense existierten. Der Vf. bringt das mit dem Bedeutungszuwachs von größeren Herrschafts- und Kultzentren der Slawen – wie das berühmte Rethra – in Verbindung. Die vielen Waffen aus der Tollense könnten im Zusammenhang mit zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen in dieser Region stehen, die immer wieder und unter verschiedenen Vorzeichen den Charakter eines Grenzlandes hatte.

Im dritten Aufsatz geht Gunnar Möller auf die *Küstennahe Flößerei in Vorpommern vom 13. bis zum 18. Jahrhundert* (191–202) ein, recht knapp auf elf Seiten. In jenem Zeitraum war der auf die Flößerei gestützte Bauholzhandel von großer Bedeutung. Zahlreiche heute noch in Dachstühlen von Kirchen und Profanbauten erhaltene Bauhölzer weisen Marken auf, die mit den Bindemarkierungen der Flößerei in Verbindung zu bringen sind. Des Weiteren benötigte der Schiffbau im gesamten Ostseeküstengebiet immens große Bauholzmassen,

die aus dem Ostseeküsten-Hinterland und auch aus weiter entfernt gelegenen Regionen, wie jenen an der mittleren Oder und unteren Warthe, über große Strecken bis nach Skandinavien exportiert wurden. In einer Kombination aus Methoden der Bauforschung, Archäologie, Dendrochronologie und Geschichte lässt sich dieser überregionale Holzhandel immer besser nachvollziehen.

Aspekten der Flößerei widmet sich auch Christian Heiser in seinem Artikel über *Historische Flößerei in der Region Lychen (Brandenburg)* (203 – 296). Der Autor nähert sich diesem Thema auf 93 Seiten aus sozialhistorisch-geografischer Sichtweise an, wozu zahlreiche Schrift- und Bildquellen sowie historische Karten herangezogen und im Verbund mit Geländespuren ausgewertet werden. Dabei stellte das verzweigte Gewässernetz in der seen- und waldreichen Umgebung von Lychen die Infrastruktur für das wirtschaftlich zeitweise sehr bedeutende Gewerbe der Flößerei dar, das zahlreichen herrschaftlichen Regulierungen unterlag. Sehr interessant ist die Integration von zwei Interviews in die Studie, in deren Rahmen experimentell arbeitende Flößer und praktizierende Holzhandwerker über ihre entsprechenden Kenntnisse befragt wurden. Dabei kommen neben diversen historischen Gesichtspunkten spannende Informationen zur praktischen Handhabung von Flößen auf Fließgewässern zur Sprache.

Im letzten Kapitel geben Michaela Reinfeld und Gerd Knepel einen Überblick über *Unterwasserarchäologische Forschungen an den Kaffenkähnen im Werbellinsee* (297 – 307). Der 10-seitige Artikel widmet sich der *in situ*-Dokumentation unterwasserarchäologischer Befunde in Form mehrerer gesunkener Schiffe auf dem Grund des ungewöhnlich ausgedehnten und tiefen brandenburgischen Sees. Die insgesamt zehn dort ruhenden neuzeitlichen Schiffswracks werden dabei vorerst nicht geborgen und konserviert, da für sie auf dem Seegrund keine Gefährdung besteht. Das ist sicherlich ein kluger Ansatz, der nicht nur der Erhaltung unserer Bodendenkmalsubstanz dient, sondern diese auch für künftige, weiter entwickelte Analyseverfahren verfügbar hält. So hat man aus mancherlei Fehlern bei der vorschnellen Bergung von hochfragilen Holzbefunden offensichtlich gelernt, wobei leider einige historische Wasserfahrzeuge durch problematische Lagerungsbedingungen letztendlich unwiederbringlich zerstört oder durch konservatorische Maßnahmen mit Kunstharzen für weitere Auswertungen stark eingeschränkt wurden.

Zusammenfassend eröffnet die Publikation einen disziplinübergreifenden und umfassenden Überblick in das weite Thema der historischen Gewässernutzung im nordostdeutschen Gebiet – und dies nicht nur aus archäologischer und geografischer Perspektive. Die durchweg interessanten Artikel beleuchten dabei entsprechend ihrer jeweiligen Ausrichtung recht unterschiedliche Themenbereiche und laden durch die reichhaltigen Literaturhinweise zu weiterführenden Studien ein.

Armin Volkmann

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Wissenschaftsgemeinschaften, die inzwischen so dicht vernetzt und miteinander verwoben sind, dass kaum noch ein guter Gedanke von außen hindurch kann, sind gut beraten, den Einfluss von Forscherpersönlichkeiten zuzulassen, die hin und wieder die Tür zum Elfenbeinturm von außen aufstoßen. Reinhard Paulsen ist solch eine, nur hat er beim Öffnen der Tür die Zarge gleich mit herausgerissen und somit eine entsprechende Kontroverse entfacht.

Solche gab es im Hansischen Geschichtsverein öfter. Dass man gegenwärtig Arbeiten verdienter Hanseforscher im Licht ihrer Zeit und Gesellschaftsauffassung sieht, bspw. indem man Konstantin Höhlbaum unterstellt, tendenziös die Hanserezesse seinem travezentrischen Weltbild unterworfen, ausgewählt zu haben, ist sicherlich eine notwendige Betrachtung wert. Wer die Wahl hat, hat in der Regel auch immer die Qual. Dazu ist jeder Forscher natürlich auch durch seinen Lebens- und „LeidensWeg“ im Wissenschaftsbetrieb der jeweiligen Zeit geprägt und erst dieser führt in den „Elfenbeinturm“, von dem R. Paulsen in seiner Arbeit spricht. Doch wohl selten zog sich durch den Hansischen Geschichtsverein ein derartiger Riss, wie ihn der Diskurs zwischen Reinhard Paulsen und Detlev Ellmers hervorbrachte, und selten fiel dem Rezensenten die Besprechung einer Arbeit derart schwer. Denn P.s Arbeit – die sich stellenweise wie eine 68er Kampfschrift liest – ist, wenn auch oft personifiziert, auch eine indirekte Auseinandersetzung zwischen der Interpretation schriftlicher Überlieferung, nämlich der Geschichtswissenschaft, und der sachlicher, also der Archäologie, geworden. Nur begegnen sich beide nicht auf Augenhöhe, denn über Jahrhunderte hinweg hatte die Geschichtswissenschaft quasi uneingeschränkt Deutungshoheit über maritime Vergangenheit, die auf das Schiff bezogene Archäologie, steckt aber nach wie vor noch in den Kinderschuhen. Das darf man bspw. auch im Umgang mit offenen Fragen zur „gotländischen Genossenschaft“, mithin den Austausch- und Bindungsmechanismen von deutschen und gutnischen Kaufleuten auf Gotland festmachen, deren Rechtschaffenheit und wirtschaftliche Organisationsstruktur im Fokus der Schriftforschung stand, wobei praktische Probleme der Schifffahrtsorganisation, die bei einer insularen Lage vordergründig sind, bislang kaum behandelt wurden.

In der Tat boten schon die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Historiker Reinhard Paulsen und dem Archäologen Detlev Ellmers und beider Beiträge in den Hansischen Geschichtsblättern 2014 einen Vorgeschmack, denn in diesen deuteten sich die Thesen von P. nur als Exzerpt seiner mit Spannung erwarteten dissertanten Mammutarbeit *Schifffahrt, Hanse und Europa im Mittelalter. Schiffe am Beispiel Hamburgs, europäische Entwicklungslinien*

und die Forschung in Deutschland (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Köln – Weimar – Wien 2016, Böhlau Verlag, 1080 Seiten, davon sind allein 1/3 Anhang) bereits an. P. spannt in seiner Arbeit einen Bogen von den hamburgischen Schifffahrts- und Schiffbauverhältnissen im Mittelalter über die europäischen bis zu den asiatischen, um sich dann plötzlich selbst in epistemologische Zusammenhänge zu verstricken, die in eine sehr persönliche, tlw. polemisch gehaltene Nationalismuskritik ausufert.

P. beginnt mit einigen Vorüberlegungen, in denen er über den Paradigmenrahmen jedes Schiffswesens referiert. Über die Entwicklungshorizonte von Ruder und Segelbetrieb wird der Leser genauso eingestimmt, wie auf allgemeine Wert-, Preis- und Währungsfragen des Schifffahrtsbetriebes, mit einem genauen Einblick in die Entwicklungen von Pfennig, Witten und Schilling, Feingehalte von Silber etc. Dieser schon ungewöhnlich dezidierten Einführung folgt ein pragmatisch typologischer Teil, der Hamburgs lokale und regionale Schiffe und die größeren Zusammenhänge der Seefahrt anhand von Schiffsbezeichnungen zumeist aus den Hamburger Kämmererechnungen abhandelt. In diesem Bereich geht Vf. bereits auf „Umetikettierungs- und Umbruchtheorien“ ein und verlässt den vorab sachlich darstellenden zugunsten eines interpretativen, epistemologischen Teiles, um dann wieder auf einen mehr darstellenden, auf neue Schiffstypen Hamburgs sich kaprizierenden zurückzufallen.

Im dritten Teil operationalisiert er das provinziäl-römische Schiffswesen seit der Eroberung Britanniens durch Cäsar, bespricht die Schiffe der Kelten und die Wiege der Seeschifffahrt nördlich des Mittelmeeres und stellt sie in Bezug zur Herausbildung der Kogge. Bespricht man ansonsten eher die Entwicklung der Klinkertechnik und dann den Kraweelbau, so stellt er die zeitliche Herausbildung vice versa dar. In diesem Zusammenhang ist Vf. dann im Mittelmeerraum der Antike angekommen, bespricht plötzlich auch Einbäume und Vorläufer der Koggen. Unter keltischen und normannischen Schiffen tauchen sogar die Friesen auf. Der zehnte Abschnitt ist eher wieder allgemein gehalten und stellt uns die Seefahrer und Kaufleute im frühen Mittelalter vor und bietet eine Differenzierungstheorie, in Herausbildung der institutionalisierten *negotiatores imperiales*, an. Hier stimmt sich der Autor auf die von D. Ellmers vertretene friesische Originalität des hansischen Seewesens ein und referiert sehr weitgehend über ihren vermeintlichen Einfluss, begrenzt ihn aber eher.

Ein wesentlicher Teil ist der Hanse und ihren deutschen Forschungsbildern vorbehalten, bespricht nicht nur Forschungsgeschichte vor und nach dem II. Weltkrieg, sondern auch in beiden Teilen Nachkriegsdeutschlands und der Gegenwart. Ein wesentliches Credo der Arbeit ist im letzten Teil mit der Frage Paulsens aufgeworfen, ob es eine „hansische Schifffahrt“ und einen „hansischen Geist“ gegeben habe. Umfängliche Anhänge und ein Registerverzeichnis schließen die in einem besonders übersichtlichen Layout publizierte Arbeit ab.

Dass über einem derart gewaltigen, mikro- und makrokosmische Zusammenhänge überspannenden Rahmen die Spannung oft wegbricht, ist nicht verwunderlich, zumal eine verbindende Theoriegrundlage im Sinne einer *Histoire croisée* bspw. als Arealkunde, die hier sinnhaft zur Disposition gestanden hätte, nur schwer zu erkennen ist. Der Syllogismus hinter den einzelnen Argumentationslinien und Teilen der Arbeit ist für den Leser daher nur bedingt nachzuvollziehen. Die rote Linie changiert oft ins Graue, Nebulöse. Dennoch, und das sei hier schon vorab gesagt: Der damit offengelegte Wissenskanon ist für einen erst nach seiner hauptberuflichen Karriere als Ingenieur dezidiert mit Schifffahrtsgeschichte in Berührung gekommenen Wissenschaftler äußerst beeindruckend, ja geradezu gewaltig. Und ja, natürlich ist es manchmal auch wohltuend, von einem Standpunkt zu lesen, von dem man im Wissenschaftsbetrieb oft nur auf den Fluren hört, selbstverständlich anonym gehalten, einem Standpunkt, den man kaum auf einem offiziellen Podium vertritt, da der Angegriffene ja zum nächsten Gutachterkreis zählen könnte. Machtstrukturen zumindest im heutigen Wissenschaftsbetrieb basieren daher wohl kaum auf ideologischen Zusammenhängen, wie sie Paulsen gerne in vorhergehenden Zeiten ausmachen will, doch auch diese produzieren Axiome, durchaus auch nationalistisch zu deutende.

Seine Arbeit ist eine sehr persönliche geworden, nicht nur, dass P. oft das Modalverben wählt, sich und seine Argumentationslinien damit oft selbst bestätigt und nicht für sich sprechen lässt, sondern auch, dass er für seine Thesen Projektionsflächen in Personen findet und nicht in Zeiträumen mit ihren jeweiligen Lebenswelten und Auffassungen. Die Erkenntniswelten eines Thukydides dürften doch genauso wenig aus der Zeit der griechischen Antike zu brechen sein wie die eines Fritz Rörig aus dem Zeitalter eines gerade mehr oder weniger überwundenen Nationalismus. Paulsen selbst warnt in seinem „Plädoyer für einen anderen Umgang mit Geschichte“, dass seine Auseinandersetzung als „mitunter schwer erträglich empfunden“ werden kann. (673). Ja, in der Tat ist der Duktus seiner Arbeit zwischen Streit- und Schmähchrift anzusiedeln, weil sie eben so stark die Frage einer nationalistischen, oft in ihrer Überhöhung schon chauvinistischen Geschichtsforschung der Hanse anhand ihrer Forscher personifiziert. Eigentlich sollte zumindest die am Sachgut interessierten Hansehistoriker solch ein – wenn man so will – Eklat nicht völlig unvorbereitet treffen. Man erinnere sich an Carl Olof Cederlund, der in seiner Rezension der Dissertation von Arne Emil Christensen diesem nicht nur eine „archäologische Schiffskatastrophe“ bescheinigte (Fornvännan), sondern besonders mit seiner Monografie *Skeppsarkeologie: Nationalism eller Vetenskap Svensk Marinarkeologi I Ideologisk Belysning* die Kalmarer Union zumindest auf dem Gebiet der Schiffsarchäologie das zweite Mal zugrunde gehen ließ, da das Buch sich auch und insbesondere gegen Crumlin-Pedersen und seinen

angeblichen „Wikingerkult“ wandte (Cederlund ist Schwede, Christensen Norweger und Crumlin-Pedersen war Däne). Er spart dabei auch die Überhöhung der Koggen in deutschnationalistischem Sinne nicht aus. Man hätte zumindest für eine Dissertation, die sich insbesondere mit der Leistung anderer Fachkollegen auseinandersetzt und sich *ad structure* in das Fahrwasser nationaler Deutungshoheiten begibt und in ähnlichen Denkansätzen wie Cederlund argumentiert, erwartet, dass es eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Thesen seines „Vorkämpfers“, in dem Fall Cederlunds, gibt. Auch wenn der Blick ins Ausland von vorherein durch P. ausgespart bleibt, hier hätte eine europäische oder zumindest auf den Ostseeraum orientierte Perspektive der Offenlegung von Wesensstrukturen heutiger und vergangener Hanseforschung den Weg bereitet. Dass die Arbeit Cederlunds, nachweislich des Literaturapparates nicht einmal zur Kenntnis genommen worden ist, ist nicht verständlich. P. hätte dann nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch im Heute ideologische Verwerfungen in der Koggenforschung, ja nationalistische Überhöhungen ausmachen können. Scheinbar hat Deutschland von den Skandinaviern in dieser Hinsicht sogar den Staffelstab übernommen.

Die Falschdatierung von sogenannten Koggenwracks der mecklenburgisch-pommerschen Bodendenkmalpflege, die pompöse Demonstration der Schiffsreste vermeintlicher Koggen baltischen Typs auf der Hannoveraner Weltausstellung, die Einlassung von Kalkplatten aus diesem Wrack in der Schweriner Staatskanzlei, die Reaktionen der Stiftung Denkmalschutz, ja allgemein der Politik auf diese Schiffsreste, die bewusste Negierung der Neudatierungen der sogenannten „Poeler Kogge“ in Wismars Museen wären alles solche Ansätze, um ideologischen Missbrauch und nationalistische Tendenzen in der Gegenwart mindestens zu hinterfragen, so wie es Cederlund für Schweden in seinem Buch ja auch allgemein versuchte. Warum man immer noch die Nobilität bemüht, um entweder sogenannte Replika Bauten (Nydam Nachbau, Havhingsten fra Glendalough) auf Kiel zu legen oder zu taufen, gar Vorworte von groß aufgemachten Grabungsberichten bedeutende Wracke zu verfassen (bspw. die der KRONAN oder der MARY ROSE) wären sicherlich interessante Projektionsflächen für die nationalistischen Perspektiven auf Schiffe und die Untersuchung derselben. Doch darüber liest man nicht einen einzigen Satz. Dagegen wirft P. einen Blick in die Kinderstuben zum Teil polemisch kritisierte Forscher und sieht in psychotherapeutischer Weitsicht „eine Sozialisierung im Nationalsozialismus“ als Ursachenphänomen für nationalistische Deutungshoheiten an. Er wirft einem ehemaligen Offizier der Volksmarine und Parteimitglied in einem ebensolchen Sinne sogar eine „wissenschaftliche Fehlleistung“ vor. Das ist harter Tobak und dazu gehört eine kräftige Lunge, doch über mehr als tausend Seiten geht dem Autor dabei schnell der Atem aus: Die Ideologisierung der Kogge ist also kein Phänomen,

was sich nur durch die Sozialisierung von Historikern aus der Nazizeit erklären lässt. Man muss schon sehr von sich überzeugt sein, um vor diesem Hintergrund dem Nestor der deutschen Schiffsarchäologie nationalistische Attitüden, gar Legendenbildung vorzuwerfen.

Wenn man eine Grundthese von P. in seinem, viele Gedankenstränge parallel verfolgenden Opus ausmachen will, so ist sie insbesondere darin zu sehen, damalige Umbruchstheorien in der hansischen Seefahrt zu negieren und einen Paradigmenwechsel in Hinsicht einer Art europäischer Geschichtsschreibung in der Schifffahrtshistorie anzumahnen.

Als „Europäer“, meint er – reduziert und verknüpft – dass es in der hansischen Schifffahrt nichts gab, was sich nicht auch in anderen maritimen Zusammenhängen finden lässt. P. schreibt: „Parallel zu den frühneuzeitlichen Mächten hat es durch die späte Hanse in den Zeiten des 16. und 17. Jh.s nie einen Ansatz für ein eigenes, hansisches Schiffswesen gegeben.“ (631) Ich denke, dass es dieses „Wesen“ schon gab, welches man ebenso verknüpft als Privilegienwirtschaft bezeichnen kann. Mag die Hanse auch keine „Supermacht“ gewesen sein, kein Städtebund, auf den die ostdeutsche Forschung so gerne abstellte, gar ein „hanseatischer Halbstaat“ wie ihn der Ostdeutsche Hans Mottek 1959 erkennen wollte, sondern ein Netzwerk von Interessenten, die sich derartige Vorteile im Merkantilen verschafften, dass sie mit einem in die Jahre, ja in die Jahrhunderte kommenden Schifffahrtskonzept, aufbauend auf koggenartige Fahrzeuge, die einmastig vorrangig mit achterlichen Winden vorangetrieben wurden und damit kaum einer planbaren Logistik folgten, Erfolg hatten. Da wo man sich anderenorts schon längst mit Mehrmastigkeit und Ruderbetrieb gegen vorherrschende Winde vorwärts bewegte, konnten die Koggenfahrer immer noch auf günstigen Wind - quasi in genossenschaftlicher Bedächtigkeit – warten und länger verharren, weil ein ebenso determinierter, wesenseigener hansischer Schiffsrat die Schiffe führte. Eine derartig aufgestellte Schiffsführung ist bis dato nirgendwo sonst bekannt geworden. Frühkapitalistischer Kommerz, bspw. der mediterraner Seerepubliken, sieht zeitgleich anders aus. Doch da, wo Privilegien und Ausschließlichkeit greifen, ist man der Konkurrenz enthoben und das darf man doch wohl als wesenseigen „hansisch“ titulieren, oder nicht? Die Kogge „weder deutsch noch „hansisch“, sondern europäisch“ (28) zu fassen, erscheint mir ob der Unterschiedlichkeit des zeitgleichen Schifffahrtswesens in Europa problematisch.

Wenn man aber schon europäische Perspektiven ausmachen will, hätte man erwartet, dass sich P. mit der englischen Geschichte der Kogge, resp. mit dem Aufsatz von L.G.C. Laughton, *The Cog* im *Mariners Mirror* 43 von 1960 auseinandersetzt, der in diesem „Schiffstyp“ schon in Zeiten Edward I. „Capital Ships“ mit bis zu 300 t Ladefähigkeit, Kammern und Backöfen, ja sogar Feuerwaffen an Bord erkennt (z. B. auf der AL HALLOWS von 1337).

Dass die Hansen, in einem Zeitraum, in dem sich durch Aufweichen dieser Vorteilsnahme die hansische Schifffahrt durch Erstarken absolutistischer, nationaler Interessen und dem Vordringen der mit diesen handelnden Holländer untereinander eine starke Verbindung sahen, zeigt auch die typische hansische Wesensart der Schifffahrt als Selbstreflexion. Im 16. Jh. versuchte man in Wismar sich auf einen hansischen Admiral zu einigen. Folgt man Dollinger, gab es sogar schon im 15. Jh. Verhandlungen darüber, den Bergenhandel anderer Hansestädte, so Wismars, in Lübeck über Frachtherren zu koordinieren. Was ist das mehr als eine hansische Eigenart, durch Gemeinschaftsgefühl basierend auf gegenseitigem Vorteil Profit zu machen, eine Art des Wirtschaftens, die es bei den Cinque Ports, als Pendant zum hansischen Städtebund, so nicht gab. Hier dürfte sich eine Tendenz zum organisierten Gemeingeist und zu übergeordneter Kraft bemerkbar machen, die Heinrich Sudermann wohl auch zum Syndikus des hansischen Gemeinwesens gemacht hatte. In den Cantus Firmus einer frühen Europäisierung einzustimmen, ohne regionale, eine zweifelsfrei deutsch bestimmte Entwicklung durch Untersuchung der Kontore zur Kenntnis zu nehmen – Kontore gab es eben nur im „Ausland“ – ist nicht sonderlich instruktiv.

Die wesentlich inhaltliche Kerntheorie Paulsens basiert dahingegen auf der Erkenntnis, dass das von Ellmers prolongierte, das hansische Schifffahrtswesen angeblich bestimmende friesische Element, jedweder theoretischen Grundlage entbehrt und P. dagegen „einer konstituierenden historischen Bedeutung keltischer Schifffahrt für die gesamte mittelalterliche Seetransportschifffahrt“ die Bahn brechen will. Ad priorem oder fast ausschließlich setzte er da auf die Schilderung Cäsars im *Bellum Gallicum*, eine Überlieferung, mit der sich dem Autor nach „einzig Detlev Ellmers ... genauer auseinandergesetzt“ (263) hat. Dabei begibt er sich auf sehr dünnes Eis, insbesondere da er nur auf das Wort Cäsars setzt und archäologische Interpretationen kaum zur Kenntnis nimmt. So ist weder die oft zitierte Arbeit von Ulrike Teigelake zum keltischen Schiffbau referenziert, auch sucht man die Dissertation von de Weerd über die keltischen Zwammerdam Prahme in den Argumentationslinien Paulsens vergeblich. Gerade Teigelake setzt sich erstmals kritisch mit der Frage auseinander, ob man überhaupt von einer eigenen keltischen Schiffbautradition reden kann. Zumindest ihre Karte hätte dem Autor die Möglichkeit gegeben, sich über die Verbreitung sogenannter keltischer Entwicklungslinien im Schiffbau zu informieren und sich so mit diesen kritisch auseinanderzusetzen. Aus ihnen lassen sich schnell Zweifel an der Größe und Bedeutung keltischer Seeschifffahrt und ihres Schiffbaus zumindest ableiten. Alle sogenannten keltischen Schiffe haben einen Mastspant und kein Kielschwein wie die Koggen. Auch die Neueinteilung seiner in England gemachten keltischen Bootsfunde erlaubt es Peter Marsden, keltischen Schiffbau einzuteilen. Auch diese Publikation sucht man vergebens.

Ebenso sind die keltisch-romanischen Entwicklungslinien im Bootsbau, die Sean Mc Grail und Nigel Nayling aufgezeigt hatten, sowie die Neubewertung der Genesis des Klinkerbaus durch Georges Indruszewski und Roland Bockius und auch durch Timm Weski scheinbar für den Autor nicht existent. Desweiteren fehlen die wegweisenden Arbeiten von Andre Wegener Sleswyk zu den Entwicklungswegen kraweeler Bodenbauweise. Forschungsgeschichtlich hätten zumindest die grundlegenden Ansätze von Thijs Maarleveld hinsichtlich der Typendiskussion Erwähnung finden müssen, insbesondere um von der Bezeichnungsvielfalt im Mittelalter weg, einen rationaleren Blick auf die Technologie freizubekommen. Auch diese sind leider nicht zur Kenntnis genommen worden. Sie machen das Umbruchhafte der jetzigen Entwicklung in der Forschung aber erst verständlich. So ist es auch nicht verwunderlich, dass P. althergebracht in einer Schiffstypenklassifikation verbleibt und sich damit in alte Fahrwasser begibt, die er ja eigentlich so gerne verlassen wollte. Auch in anderer Hinsicht geht das Dezierte in der auf Jahrhunderte Schifffahrtsgeschichte angelegten Arbeit von P. verloren. Die Entwicklung des Artilleriewesens vollzieht sich bei ihm nur am Studium von Aufheimer. Hier sind längst neue Erkenntnisse einer dezidierten Perspektive – chronologisch als auch chorologisch gleichermaßen – eben durch den Einbezug der Archäologie zu erhalten und zu erkennen. Nicht die Möglichkeit, Geschütze zu gießen – auch Kammerstücke hat man schon seit dem 15. Jh. gegossen – sondern die Veränderungen in der Strategie und dann nachfolgend in der Taktik, mithin die Einführung des Kampfes auf Distanz in Flottenformationen, hat der Entwicklung von Vorderladern den Weg bereitet. Die Schussfolge ist beim Kammergeschütz viel kürzer als bei Vorderladern, die ja noch vor dem weiteren Schuss gründlich gesäubert, manchmal sogar noch gekühlt werden mussten. Dieser Bezug, den Gegner nun erstmals durch Feuerwaffen auch durch regelrechte Kampfeinheiten zu schwächen, auch die erst in der hansischen Schifffahrt des Überganges zur Frühen Neuzeit nachweisbare Differenzierung von Kriegs- und Handelsseglern wird mit keinem Wort erwähnt. Dagegen wird von Seeschlachten der Gallier gegen die Römer berichtet, wobei die Forschung Seekriege im heutigen Verständnis erst im 16. Jh. durch Einführung eben dieser Flottenformationen erkennen lässt. Da hat man sich über die Jahre von den Erkenntnissen Konrad Fritzes und Günter Krauses schon weit entfernt. P. kommt sogar dazu, neue Formeln zur Beladungsfähigkeit von Fahrzeugen aufzustellen, ohne erkennen zu lassen, warum er nicht auf gängige des Schiffbauingenieurswesens zurückgreift.

In Hinsicht der Friesen und ihrer angeblichen Bedeutung kritisiert Paulsen die Heranziehung der ehemals als friesisch gedeuteten Wurt als Werftplatz durch D. Ellmers, ohne scheinbar zu bemerken, dass dieser Pfand einer friesischen Genesis der Kogge der Forschung schon vor nun mehr fast 20 Jahren durch Weskis einschlägigen Verweis auf die Neudatierung der Wurt verloren ging.

Zur statistischen Erörterung der Umbruchtheorie hätte man sich auch in jedem Falle mit seiner statistischen Arbeit über das Lübecker Pfundzollbuch und den dort vorhandenen Begriffsbezeichnungen, auch mit seiner Schrift in der *Skyllis* über Fiktion und Realität spätmittelalterlicher Schiffsbezeichnungen, auseinandersetzen müssen. Wenn man schon die herausragende Kompilation von Stadtsiegeln durch Herbert Ewe bildhaft zurate zieht, so erwartet man sie auch entsprechend in der Literaturliste referenziert. Standardliteratur zu bestimmten sogenannten Schiffstypen fehlen ebenfalls. Nur um ein Beispiel zu bringen, wäre ein Erkenntnisgewinn Paulsens zumindest im Werk von William Sayers im *Mariners Mirror* über den Balinger zu sehen. Das von Fred Hocker zur eigenständigen Entwicklung der Koggen um Jütland herum wird ebenso nicht zur Kenntnis genommen, wie auch, für P. üben sich die Schiffsarchäologen eh nur in „archäologischen Sandkastenspielen“ (312).

Mag man von einem Kulturwissenschaftler, der zuallererst besonders befähigt sein sollte im kulturvollen Umgang mit der Leistung anderer – und da hat Polemik keinen Raum – anderes erwarten, so ist auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkt ein aus der Archäologie gewonnener nicht zu verachten, besonders wenn es um ein schriftlich schwer fassbares Objekt wie ein Schiff und seinen von technischen Paradigmen bestimmten schiffahrtlichen Konnex geht. So muss hier also noch einmal unbedingt eine Lanze für die Schiffsarchäologie gebrochen werden:

Ein archäologischer Sachverhalt und da liegt die Objektivität schon in der Erforschung der Sache begründet, nämlich ein vom Objekt her gedachter, oft unveränderter – Westerdahl spricht von *Pompeji at seas* – nicht von ungefähr in situ Zusammenhang genannt, also quasi ein Konnex per se, hat eben den Vorteil, eine Sache tatsächlich, dass impliziert das Wort schon, nämlich sachlich zu erörtern und eben nicht subjektiv. D. h. in diesem Falle eben nicht durch einen über die Synthese zur Schriftlichkeit überkommenen Abstraktionsgrad. Diese ist eben schon durch den Gedächtnisfilter eines Subjekts gegangen und ist daher eben nicht per se, sondern subjektiv determiniert. D. h. einfach gesagt: Eine Sache ist dichter an der Wahrheit. Darüber hinaus sind vom wissenschaftlichen Standpunkt Schiffsfunde kulturlandschaftlich – Paulsen spricht von Gegend (312) – eben schwer zu fassen, können sie doch als Seeschiffe fern der heimischen Küste gesunken sein, was automatisch eine Synchorologie nach sich zieht.

Einige sprachliche Unzulänglichkeiten machen das Verständnis der Lektüre von P. darüber hinaus nicht einfacher. Das Wesen einer Schiffahrt ist etwas anderes als die Schiffahrt selbst. Und was bitte ist eine „europäische, technische und bedarfsgesteuerte Schiffahrtsgeschichte“ (475) Das hört sich eher nach sozialistischer Planwirtschaft als nach mittelalterlichen Schiffahrtsverhältnissen an. Ob man damit im epistemologischen Sinne

den Nihilismus in der Forschung „bekämpft“ – eine der wesentlichen Motive Paulsens bei der Abfassung der Schrift – ist zumindest fraglich. Instrukti- ver wäre es, den chronologischen und chorologischen Wurzeln hansischer Seefahrt eben im Sinne einer Arealkunde nachzuspüren, also eher einem dezidiert mikrokosmischen Ansatz zu folgen, so wie ihm das ja auch bei der Darstellung der hamburgischen Schifffahrtsverhältnisse mit der teilweisen Revision der bereits durch Andreas Kammler bearbeiteten hamburgischen Kämmereirechnungen gelingt.

Bei der Übernahme von schiffbaulichen Konzepten aus dem Mittelmeer- raum zitiert P. nur Allgemeinplätze. Dabei fehlt nicht nur die Standardlite- ratur, es fehlen auch weiterführende Studien zum Thema, wie sie vielfach von Ulrich Alertz im Allgemeinen und Speziellen vorgelegt wurden. Dabei ist im Kleinteiligen Paulsens Studie eine wahre Fundgrube, aus der sich die zutage geförderten Puzzleteile ansatzweise zu einem neuen Bild fügen, dass aber durch seinen Rundumschlag so verzerrt wird, dass es die wahren See- fahrtsverhältnisse zur Zeit der Hanse in Gänze wohl nicht spiegelt. Es könnte sogar sein, dass Paulsens „weltanschauliche Plattform“ (646) einer derart distanzierenden Sicht auf historische Verhältnisse entgegensteht.

Seine Forschungen hätten genug Möglichkeit geboten, sich in „sachlicher“ Art, d. h. in diesem Falle auch am Sachgut orientiert mit wegweisenden und einschlägigen Arbeiten anderer Wissenschaftler auseinanderzusetzen, um eben nicht nur einer sehr subjektiven, oft verbrämt verklausulierten Schrift- quelle zu vertrauen, bei der man nicht einmal genau weiß, wie viel Cäsar in ihr steckt. Und hier sind wir noch einmal beim dünnen Eis.

Nun mag man für friesische Schifffahrt und deren Einfluss auf die Genesis koggenartiger Fahrzeuge tatsächlich keine ausreichend schlüssige Beweislage vorfinden (das unterscheidet ja einen Beweis von einer These), so verkennt der Autor aber oder übersieht es bewusst, dass die Authentizität des *Bellum Gallicum* seit Dekaden in der Kritik steht. Einige Autoren sehen Caesars Werk als Kompilat Alfred des Großen aus dem 9. Jh. Und in der Tat: Man findet für die Invasion Caesars keinen einzigen archäologischen Beleg. Manche Forscher meinen sogar, dass der Übertritt Caesars nach Britannien im Jahre 55 eine rein passive Reise gewesen war, die im Jahre 54 eine reine Fantasiearbeit Alfred des Großen. Die Suche des Britischen Museums nach den 120 römischen Ankern vor Dover blieb 2005 genauso ergebnislos wie die nach den angeblich verloren gegangenen 52 römischen Schiffen im gleichen Seegebiet. Dass Caesar geklin- kerte Schiffe für seine Invasion benutzt hat, spricht nach Kritikern wie Heinrich Meusel und Alfredus Klotz doch eher für den Einsatz in Alfred des Großen Flotte. Hier soll nicht eine Lanze für die eine oder andere These gebrochen wer- den, doch wenn man einschlägige Publikationen zum keltischen Sachgut nicht wahrnimmt und die Authentizität des *Bellum Gallicum* tatsächlich umstritten

ist, dann steht Paulsen Argumentationslinie tatsächlich auf sehr dünnem Eis. Und dann ist es nicht weit her zu behaupten, dass hier schlimmstenfalls eine Legende die andere ablöst. Ohne hier also eine Entscheidung für oder gegen die Authentizität des 5. Buches aus dem *De Bello Gallico* in diesen Sachfragen zu treffen, unternimmt P. genauso wenig das, was er von anderen verlangt: sich mit größtmöglichem Abstand den Quellen zu nähern.

Ob so also *cum grano salis* zum Kern der Problematik einer Erforschung der Originalität von Wasserfahrzeugen vorge drungen wird, ist zumindest zu bezweifeln. Eines ist Reinhard Paulsen mit seinem Lebenswerk neben den ausgelösten Kontroversen in jedem Falle noch gelungen, nämlich genauer hinzusehen und Quellen kritisch zu werten, wobei in diesem Zuge nicht vergessen werden darf: Es ist R. Paulsens großer Verdienst, viele Quellen noch einmal im Original gründlich studiert und vorschnell Übernommenes revidiert, Instanzen der Hanseforschung hinterfragt zu haben. Die kritische Betrachtung schiffstypologischer Transkriptionen vom lat. ins mnd. sind genauso ein Zugewinn für die Forschung wie eigene Quellenstudien, so z. B. zu den preußisch-livländischen Klage- und Schadenslisten, die über die Studien von Thomas Wolf zu Traglasten aus den Revaler Listen hinausgehen. Grundsätzlich aber sollte sich Vf. in einem generellen Blick auf die Geschichte und die konkrete der Nachkriegszeit fragen, ob man so aufklärerisch vor der Aufklärung verfahren hätte. Somit hat mich seine Überzeugung nicht immer überzeugt.

Aus einem *e pluribus unum* ist dann doch eher ein großes Büffet aus unterschiedlichen Zutaten geworden, an dem sich mit Sicherheit die Forschung noch viele Jahre nähren wird, um Kraft zu schöpfen, eigene Bilder aus den Puzzleteilen zu fügen, ganz ohne Nationalismus und europäische Verklärung. *M.-J. S.*

Jon Adams geht mit seinen Betrachtungen *A Maritime Archaeology of Ships. Innovations and Social Change in Late Medieval and Early Modern Europe* (Oxford–Oakville 2013, Oxbow Books, 245 Seiten) besonders den Veränderungen im Schiffbau seit der Einführung des Kraweelbaus in Europa zum Ende des Mittelalters nach, vollzieht vornehmlich also anhand der Objektschau den Argumentationsweg, den K. F. Olechnowitz schon 1960 ausschließlich durch die Auswertung schriftlicher Quellen beschritt. Zwar fehlt der Nachweis seiner an der Universität Stockholm unter dem Titel *Ships, innovation and social change: aspects of carvel shipbuilding in northern Europe 1450 – 1850, Stockholm 2003* erschienenen Dissertation im Literaturverzeichnis, doch nach Hinweis und Einleitung des Vf.s und per se dem Inhalt nach, ist die hier besprochene Veröffentlichung eine Überarbeitung derselben, unter Einbezug neuer schiffsarchäologischer Entdeckungen, ergänzt um ein völlig neues Kapitel über die Genesis der Hulk. So finden sich

in dieser Arbeit erstmals auch wissenschaftliche Verweise auf die bis dato nur in der National Geographic veröffentlichte Entdeckung des 1564 vor Öland auf fast 50 m gesunkenen schwedischen Flaggschiffes des Nordischen Siebenjährigen Krieges MARS.

Zu Beginn geht Vf. tiefgehend, im Duktus gar philosophisch, auf konzeptionelle Wissenschaftsbezüge ein, wenn er pointiert die Einordnung von Wrackuntersuchungen unter der Fragestellung *Archaeology or Anthropology?* stellt. Was sagt uns das Wrack bei aller Technikschaue über die Gesellschaft aus? Damit wirft er auch einen Blick in die Kinderstube des schiffsarchäologischen Forschens und damit auch auf die Entstehungsgeschichte dieses Faches – die Betrachtung fehlt inzwischen bei kaum einer weitergefassten archäologischen Kontextualisierung des Wasserfahrzeugs – und somit auf die Frage nach der Basschen Zeitkapseltheorie, einem anderen Wort für Westerdahls „Pompeji at sea“. Neben den besonderen Chancen, die dieser schiffsarchäologische, diachrone Tunnelblick in die Vergangenheit bietet, verweist er aber auch auf die damit verbundenen großen Herausforderungen und Risiken. Mit proskriptiven Formen eines aufgesetzten „Research Designs“ dürfte man den Spuren der Vergangenheit bei einem derart multiversal determinierten Forschungsobjekt wie einem Schiff seiner Meinung nach wohl vergebens nachgehen. Insofern versteht er Technologie, resp. die den Bau von Schiffen determinierende, als soziale Praxis, als „expression of maritime enterprise and of social need“. Seine Ausführung „Changes in the observable technology of ships are the results of, and answers to, changes in society at large, and as such cannot be understood in isolation“ (49) dürfte man ins Stammbuch eines jeden Schiffsarchäologen, besser ins Manual jeder Wrackuntersuchung schreiben. Dass diese Technikveränderungen nicht nur menschengemachte sind, sondern auch durch kataklysmisch bedingte Umbrüche beeinflusst wurden, umreißt er anschaulich. Trotz Konzentration auf den Übergang zur Frühen Neuzeit, steckt Vf. den Rahmen von bronzezeitlichen Zusammenhängen bis in die Neuzeit ab. Dieser Rahmen bildet auch die Begrenzung für eindrucksvolle, gar künstlerisch gehaltene Bildsujets seiner unterwasserarchäologischen Arbeit. Dies ist eine besondere Art bildhafter Dokumentation gegenüber den ansonsten gewohnt technisch gehaltenen Zeichnungen und inzwischen geradezu ein Markenzeichen des Autors.

Anhand des MARY ROSE Projekts, an dem er, wenn auch nicht publizistisch, so doch zumindest taucharchäologisch großen Anteil hatte, zeigt Vf. die strategischen Anforderungen an das Management und indirekt auch das finanzielle Engagement auf, wenn er auf 600 involvierte Akteure mit 30.000 Tauchgängen in 14 Jahren bei der Prospektion des Wracks verweist. Dass diese vielen Jahre nicht ausreichten, um eine wissenschaftlich profunde Methode bei der Erforschung von Schiffswracks zu entwickeln, an denen sicherlich Adams wie kaum ein Zweiter einen besonderen Anteil hat, wird in

seinen Ausführungen mehr als deutlich. Insofern beschreibt er den Weg von der „object recovery“ hin zur „academic acceptance of archaeology under water as valid research“ kompakt, akzentuiert und dennoch ausführlich (5), um anhand einer Vielzahl von Wrackuntersuchungen nachfolgend auf Technologie, Innovation und sozialen Wandel, resp. sein Kernthema einzugehen. Dieser breite Ansatz gelingt aber doch eher etwas halbherzig, verstrickt er sich bei der Erklärung sozialer Zusammenhänge dann doch vorrangig in technologischen Konstruktionswelten und Terminologien, die abstrakt und wenig sozial kontextualisiert erscheinen. Was – so fragt sich der Leser – hat nun die Herausbildung dieser großen Staatsschiffe am Ausgang des 16. Jh.s besonders befördert? Vorsicht bei dieser dezidiert technologischen Sicht ist immer geboten, um nicht Zirkelschlüssen aufzusitzen. Ein Beispiel: Er sieht die Planken der späten nordischen Klinkerkonstruktion radial aus dem Stamm gespalten. Doch nur, weil man keine Sägemarken durch das nachträgliche Bebeilen erkennt, ist die Nutzung der Sägetechnik bei diesen frühen Klinkerschiffen noch lange nicht obsolet, wie wir anhand des Gedeby Schiffes, aber auch anhand der Untersuchung der Planken aus der Bergen Grabung bereits seit den 60er Jahren des vorigen Jh.s wissen. Der Blick in die Entwicklung dieser Techniken könnte, über arealkundliche Zusammenhänge hinweg, auch in anderer Hinsicht differente Erkenntnisse zeitigen. Zum Beispiel über die Reflexion des derzeit stark unter deutschen Schiffahrtshistorikern diskutierten Komplexes der Gewaltunternehmen als frühe Gewaltmonopole auf See, die natürlich – über Strategie und Taktik des Seegefehtes hinweg – Impulse für dezidiert technologische Innovationen aussenden, fern der Ausprägung früher Staatlichkeit und ihrem Einfluss auf das Entstehen von stehenden Flotten und die Entwicklung sogenannter Staatsschiffe.

Die Genesis von Militärschiffen im Übergang zur Frühen Neuzeit daher verkürzt auf die Bereitstellung und Bereederung finanzkräftiger Kaufleute zu reduzieren, ohne die systemimmanente auf hansische Marineunternehmen gründende Finanzierung wie den Pfundzoll, aber auch das auf den Zusammenhalt der Hansestädte bei gemeinsamen Marineunternehmen wirkende System der *Tohopesaten* zu erörtern, zeigt die Grenzen einer rein auf die Konstruktion ausgerichteten Materialschau auf, auch wenn seine Eingangsbemerkungen einen holistischen Ansatz, mithin die Einbettung von Technikgeschichte in einen weiter gefassten, kulturlandschaftlichen Zusammenhang erkennen lassen. Politische und ökonomische Aspekte als wesentliche Verhinderer und Beförderer von Veränderungen und Innovationen sind daher nur angedeutet und skizziert. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass Adams für seine Argumentationslinien hansische Quellen kaum berücksichtigt, auch die einschlägig in der Literatur synthetisierten nicht, obwohl bspw. der Bezug zu Lübeck sehr oft gezogen wird, der auf

den Ostseeraum gar elementar für seinen Syllogismus ist. Das, was D. Ellmers wirklich eindrucksvoll gelang und weshalb sich seine Ausführungen immer außerordentlich schlüssig lesen – mag man den daraus gewonnenen Erkenntnissen nun folgen oder nicht – ist die im Duktus aufgehende Kontextualisierung der Wörter-, Sachen- und Bildkunde. Adams' Blick wirkt in der auf mehrere Jahrhunderte angelegten Fortschreibung eben wie die einer Technik- und nicht Sozialgeschichte. Damit lesen sich die vom Vf. angestellten Betrachtungen auch sehr abstrakt akademisch, manchmal wie bemerkt sogar tiefgehend philosophisch. So entsteht aber auch der Eindruck, als würde er über Forschungen auf einem anderen Planeten unterrichten wollen und nicht über die sich chronologisch und chorologisch an unterschiedlichen Orten ausprägenden und sich gegenseitig bedingenden Zusammenhänge. Die im hansischen Seewesen des Städtebundes Wahrzunehmenden lassen sich eben nicht so ohne Weiteres eins zu eins auf die der Cinque Ports an der englischen Küste übertragen.

In Bezug auf sein neues Kapitel zur Hulk negiert er die in der Forschung und besonders durch D. Ellmers kolportierte These einer stevenlosen, ähnlich der w.u. von Sohn beschriebenen Kaffenkonstruktion bei der Genesis der Hulk mit einer interessanten Beobachtung, dass nämlich die bei ponderierten Schiffsformen stark aufkimmenden, gar propellerförmig verdrehten obersten Plankengänge nicht in die Stevensponung einlaufen können und damit ihre Verbindung mit dem Vorderkastell eingehen müssen, dieses gar stützen.

Er führt damit die bereits von D. Ellmers am Danziger Goldschiffchen gemachte Entdeckung weiter und weit zurück in den nordischen Klinkerschiffbau, gar in den englisch determinierten der Nefformen, entdeckt Überreste dieser Bauweisen gar am Wrack von Jutholmen aus dem 17. Jh., leider ohne den einschlägigen Beitrag von Ellmers zur Genesis der Hulken zur Kenntnis zu nehmen. Sehr schön erkennt man diese „Jutholmtechnik“ bereits an der von Raul Delerue in seinem Beitrag zur ISBSA Konferenz in Portugal 1988 bearbeiteten „Barca da Arte Xavega“. Ähnliche Beobachtungen könnte man sogar bei Stadtsiegeln ausmachen, deren Betrachter bis dato auf diesen eher Koggen als Holken ausmachten, wie ein Blick auf das frühe Wismar aus dem Jahre 1256 schnell verrät.

Wie bei der Herausbildung der von Adams so bezeichneten Staatsschiffe fragt sich der Leser damit auch hier: Was hat über den langen Verweis auf die Geschichte der Hulk zu welchen Zeiten und in welchen Räumen wirklich die Genesis dieser als besonders, gar ominös geltenden Schiffsform determiniert? Ist die Geschichte der Hulk nur eine Fortschreibung im etymologischen, wortgeschichtlichen Sinne, eine tatsächlich auf technikgeschichtliche Zusammenhänge zu kaprizierende oder aus wirtschaftlichen Zusammenhängen sich ergebende Schiffsform oder gar kulturlandschaftlich determiniert? In solch

einen Konnex zählt wohl mit Sicherheit die Betrachtung der doch schnell, gar explosionsartig fortschreitenden Entwicklungsverhältnisse des Agrarwesens in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s in Preußen und die Verschiffung ihrer Überproduktion in Richtung der schnell wachsenden westeuropäischen Entrepots.

Die Konzentration auf diese und die in den preußischen Seehäfen üblichen Usancen wie die Seehandlung ungarischen Kupfers, aber auch die Versiegelung der Wald- und Waidwirtschaftsprodukte aus Danzig und Königsberg, aber auch aus Reval und Riga dürfte die Ausprägung ponderierter Schiffsformen nicht unwesentlich befördert haben. Zwar aus anderen Gründen, aber aus den gleichen hydrostatischen Zusammenhängen und Erkenntnissen – natürlich noch aus einer stark empirischen Sichtweise – werden die Holländer sich auf die Konstruktion breiter Fahrzeuge mit viel Auftrieb konzentriert haben, da ihre Heimatgewässer im ausgehenden Mittelalter wie auch viele Hafenzufahrten im südlichen Ostseeraum bekanntlich zunehmend verflachten. Die Ähnlichkeit der Schiffsformen zwischen Holland und dem preußischen Revier macht nicht nur die Gegenüberstellung des Amsterdamer Siegels mit dem durch Vf. weitgehend besprochenen Siegel Danzigs deutlich.

Übrigens brachten die Holländer nicht nur innovatives Wissen über neue Schiffsformen in den Ostseeraum, sondern auch vermehrt wasserbauliche Expertise, um die Wasserwege, auch die, welche durch die Platen vor den Ostseehäfen verliefen, zu vertiefen. All dies zusammen macht Schifffahrt und im weiteren Zusammenhang Schiffbau aus.

Mag die Kritik Adams an Svenwalls Einsichten in den Schiffbau seiner „Ringaren“ berechtigt sein, so fragt sich der Leser doch, was die neuere Sichtweise auf das Schiff, außer dass es keine Karacke, sondern nun eine Hulk darstellen soll und diese in „conventional klinkertechnik“ erbaut wurde, nun ausmacht.

Vielleicht liegt die fehlende Einbeziehung dieser Wirtschafts- und kulturlandschaftlichen Determinanten in den Wissenskanon des Vf.s auch teilweise darin begründet, dass generell deutsche Literatur in einem stark englisch geprägten Wissenschaftsbetrieb leider noch immer nur begrenzt wahrgenommen wird.

Davon unbesehen hat sich der unlängst berufene Professor für Maritime Archäologie an der Universität Southampton mit der Überarbeitung seiner Dissertation für mein Dafürhalten in die erste Liga der Schiffsarchäologen weltweit geschrieben.

M.-J. S.

Den Weichselverkehr zur Ordenszeit nimmt Robert Domżał in seiner im Eigenverlag des Polnischen Meeresmuseums in Danzig erschienenen Dissertation *Statki i ich Zalogi na Dolnej Wisle W XIII-XV Wieku. Parce Narodowego Muzeum w Gdansk, Vol. 15*, (Schiffe und ihre Besatzung an der unteren Weichsel im 13.–15. Jh., Gdańsk 2014, 118 Seiten mit englischer Zusammenfassung) in den Blick und unterzieht die verstreut, oft auch im

nationalistischen Sinne ausgelegten Quellen zum Weichselverkehr einer tiefergehenden Revision, um sie dazu noch in einem mehr technischen Kontext als bisher zu stellen. Hat er schon Teile seiner Promotionschrift in vorhergehenden Abhandlungen (*Medieval shipping in the estuary of the Vistula river. Written sources in the interpretation of archaeological finds*), die zum einen die archäologischen Schnittstellen, zum anderen die rechtlichen Aspekte des Weichselhandels im Mittelalter beinhalten (*Rechtliche Aspekte der Flussschifffahrt im Deutschordensstaat in Preußen*), veröffentlicht, so bietet er hier nun eine straffe Zusammenfassung des verbliebenen Teils, nun vorrangig auf die eingesetzten Wasserfahrzeuge ausgerichtet. Lassen schon seine bisherigen Betrachtungen über die Verknüpfung von Schrift- und Sachgut, als auch über das *navigium*, das Grundruhrrecht des Flusshandels, welches er im Gegensatz zum Strandrecht stellt, weitreichende neue Einsichten zu, so lässt er nun mit dem leider nur auf Polnisch veröffentlichten Material, schon durch die namhaft gemachte Verschiedenartigkeit der Wasserfahrzeuge, auch hier keinen Zweifel an der Bedeutung des Flussverkehrs auf der Weichsel für den Seehandel Danzigs. Dabei ist es ihm als Schiffsarchäologen besonders an Aufarbeitung der technikgeschichtlichen Seite gelegen. Plausibel und gut strukturiert bietet er daher im ersten Teil verschiedenste Quellennachweise für die Unterschiedlichkeit der fluvialen Konstruktionen auf der Weichsel an, die er im zweiten Teil noch einmal sach- und bildgeschichtlich unterlegt. Erstaunlich, aus welchem Korpus bereits editierter Quellen er schöpft, die erstmals überhaupt so umfanglich für die Interpretation von Flussschifffahrt herangezogen werden. Wahrscheinlich erfährt der Leser wie der Rez. im wortgeschichtlichen Sinne erstmals von Begrifflichkeiten wie bspw. von *carabas* mit Verweis spez. Infahrtbringungsmethoden oder der *nassuta* als gängige Getreidetransporter des 15. Jh.s, die Vf. in Beziehung zum mehr beschreibenden Duktus einiger anderer Schriftquellen setzt. So weiß man überhaupt erst, wovon die Rede ist, eine Rede, die am Oberlauf der Weichsel eher polnischer Bezeichnungskraft, am Unterlauf mehr deutscher Prägung unterworfen war. Im Gegensatz zu Seefahrzeugen lässt er in Einbezug archäologischer Quellen erkennen, dass die Bordwände bei Flussfahrzeugen in Kraweeltechnik zusammengefügt wurden, wo bei Seefahrzeugen die Klinkertechnik usuell war, wobei auch die Kollerupkogge schon einen Verweis auf kraweel gefügte Bordwände bietet. Ob ein *Volgekahn* im Kontext mit Fischerei zu sehen ist, muss allerdings bezweifelt werden, er wird wohl doch eher als Kahn in einem Geleitzug stehen.

Sind die technikgeschichtlichen Seiten sehr übersichtlich anhand von ausdrucksstarken Beispielen aus den bis dato kaum schifffahrtsgeschichtlich bearbeiteten Schriftquellen herausgearbeitet, so wäre es sicherlich noch von Interesse, die Meinung des Vf.s zu den Handel übergreifenden wirtschaftspoli-

tischen Thesen von Kranhals und auch Lewicki zu erfahren, die meinten, Polen anhand des Weichselhandels im 14. und 15. Jh. noch nicht als einen eigenständigen Wirtschaftskörper erkennen zu können, was ein wenig im Widerspruch zu den neueren, von Biskup vertretenen Ansichten und auf jeden Fall zu der von Robert E. Rath in seiner hier nicht zurate gezogenen Dissertation von 1927 steht. Insbesondere Lewicki meinte, dass die Flussschifffahrt allein durch die beiden Metropolen Thorn und Breslau bestimmt wurde. (Lewicki, *Studja nad historia handlu w Polsce*, Lemberg 1910, 35). Gerade die Studie von Rath zum Weichselhandel im 16. Jh., welche auch die frühere Zeit abhandelt, hätte weitaus mehr systemische Synapsen, gerade in Hinsicht der wirtschaftlichen Determinanten bei der Herausbildung der Fahrzeuge gezeitigt. Rath war der Erste, der die hervorragende Studie des polnischen Historikers Kutrzeba zu den Zollstellen, so bspw. zu der wichtigen von Wloclawek in Hinsicht der ökonomischen Dimension statistisch auswertete und zu sehr interessanten Schlussfolgerungen kommt, die die Weichsel in das politische Wechselspiel zwischen Polen und Deutschen Orden verortet. Stellt man den Weichselhandel also in einen mehr holistischen Zusammenhang, kommt die Studie von Domżał über einen kursorischen Blick nicht hinaus. So wäre auch durch die Einbeziehung der Forschungen von Friedrich Benninghoven über die Burgen als Grundpfeiler des spätmittelalterlichen Wehrwesens die ökonomisch-statistische Sicht ein wenig mehr zu betonen gewesen, setzte sich doch dieser dezidiert mit der Anzahl und Art der Flussschiffe auf Deutschen Burgen auseinander.

Interessant sind dahingegen Vf.s soziale Studien, die er mit denen der Rechtsgeschichte verknüpft, so zeigt er die enge Verknüpfung der Rechtsverhältnisse in der Nähe der Weichsel und seinen Zu- und Abflüssen mit denen auf dem Hauptstrom wirkenden auf. Der Deutsche Orden sparte auf einer Seillänge von 43 m die Handfeste der Bürger nach Kulmer Recht – eine Entlehnung aus dem Magdeburger, das wiederum auf den Sachsenspiegel gründet – aus. Derartige Besonderheiten zeigen schon, welchen komplexen Mechanismen der Flusshandel schon in der Besprechungszeit unterworfen war. Sollten sich einige Leser nur auf die englische Zusammenfassung, von Seite 114–118 konzentrieren, so sollten sie sich anhand des Titels nicht wundern, auch diese Zusammenfassung schließt das wichtige 15. Jh. mit ein – ein bedauerlicher Druckfehler.

Interessant ist die Herausarbeitung der Behinderungen und Beförderungen, bspw. der für den Holzhandel Polens und Preußens bedeutenden Flößerei. Besonders in Polen erschwerte die Anlage von Wehren die ungehinderte Schiffferei und Flößerei. Wehren dienten als Fisch- und Mühlenwehren, waren aber den Adeligen auch ein willkommenes Mittel um neben königlichen, auch eigene Zölle zu erheben und den Flussverkehr dadurch zu behindern. Man darf in dieser Hinsicht nicht vergessen, wie wichtig in dieser Zeit daher

immer noch der Landverkehr auf Lemberg und Krakau zu war, was insbesondere die kleinteiligen Wareneinheiten aus dem Levantehandel angeht. Der Flussverkehr hatte nach Rath eigentlich nur Bedeutung, was den Transport und die Verhandlung von Massenwaren angeht.

Vf. macht sehr gut deutlich, dass auf polnischen Reichstagen, so erstmals 1447 Beschlüsse gefasst wurden, die Anlage dieser zu verbieten, doch schon 1452 beschwerten sich preußische Kaufleute erneut über die Errichtung neuer Wehren. Von den kritischen Fragen unbenommen bietet das Buch der Hanseforschung nun einen sehr differenzierten Blick auf den Flussverkehr auf den ansonsten eher auf die Seehandlungen Danzigs gerichteten. Vielleicht kann diese Rez. Vf. ermuntern, auch eine überarbeitete deutsche oder englische Version seiner Arbeit zu erstellen.

M.-J. S.

Über Zeiten und Räume hinweg schiff- und bootsbauliche Entwicklungslinien auszumachen, darf als eine der wesentlichen Traditionslinien des Forschens zum Wasserverkehr in Europa, insbesondere der deutschen Schule gelten, insofern gehört es auch zur guten Tradition der Hansischen Umschau auf Schriften vor- und nachhansischer Zeit zu verweisen, sofern sie den im hansischen Kontext operationalisierten Schiff- und Bootsbau erfahrbar und erklärlich macht. Weiter zurück in die Geschichte als mit der Studie von Stefanie Kloß, *Mit Einbaum und Paddel zum Fischfang. Holzartefakte von endmesolithischen und frühneolithischen Küstensiedlungen an der südwestlichen Ostsee*, (Untersuchungen und Materialien zur Steinzeit in Schleswig-Holstein und im Ostseeraum, Bd. 6, Kiel–Hamburg 2015, Wachholtz Verlag, 431 Seiten) aber kann man kaum zurückgehen, um maritime Verflechtungen im hansischen Schifffahrtsraum nachzugehen. Man darf bei aller Konzentration auf die Kogge nicht vergessen, dass zur Zeit der Hanse volkstümliche Frachtsegelei und Fischerei einer der wesentlichen Wirtschaftsfaktoren in der maritimen Kulturlandschaft außerhalb der Hansestädte darstellte und dazu gehörten bis ins 20. Jh. hinein auf die Fertigung von Einbäumen basierte Ergologien. Der letzte Einbaum wurde nach Rudolph an der Narew von polnischen Fischern 1925 abgewrackt. Mit ihren eigenen Forschungsmethoden präsentiert Vf. in die wichtigsten Grabungen mit zum Teil spektakulärem Fundgut zur Fischerei vom Oldenburger Graben über die Wismarer Bucht bis nach Rügen und Stralsund, ergo entlang der deutschen Ostseeküste. Die Hinterlassenschaften früher Interaktion von Mensch und Meer an der Ostsee machen über chronologische und chorologische Zusammenhänge hinweg immer wieder deutlich, wie rezente Formen volkstümlicher Fischerei an verschiedenen Orten unserer Welt den steinzeitlichen an der Ostseeküste nachweisbaren frappierend ähnelt, was die dezidierte Sichtweise auf vorschriftliche Zeiten noch einmal besonders

untermauert, auch über weit entfernte Kultur- und Zeiträume hinweg. Auch diesen diachronen Analogien geht Vf.in in ihrer interessanten, verständlich geschriebenen Studie nach, in dem sie auf – zumindest für den Bootsbau – bspw. die Fischerei nachgehenden Ureinwohner Virginias verweist, aber auch auf das zumindest für die Ertebøllekultur scheinbar häufig zur Anwendung kommende Holz wie die Linde zum Bau von Einbäumen zu sprechen kommt, aus der fast ausschließlich alle der von ihr untersuchten Ertebølle Fahrzeuge gehauen, aber aus dem auch bspw. das bronzezeitliche Hjortspringboot gefertigt wurde. Einem ebensolchen Vergleich über Zeiten hinweg – von Eisen- und Bronzezeit bis dato abgesehen – halten mit Sicherheit die an verschiedenster Stelle im Ostseeraum nachweisbaren Aalstecher stand. Ihre treffenden Detailstudien offenbaren schon in dieser frühen Phase der Interaktion von Mensch und Meer bspw. die Zusammenführung von hölzernen Teilen im Bootsbau durch die Schnurtechnik.

Kloß' Studie folgt einem darstellenden Teil, die Funde der einzelnen Grabungen in einer immer wiederkehrenden Systematik vorstellend, und einem interpretativen Teil. Insofern stellt sie nicht nur die mit Spannung erwarteten Einbaumreste aus Neustadt, Timmendorf und vor allem Stralsund gesamtheitlich vor, sondern auch die dazugehörigen Paddel, nebst mobilen aber auch stationären Fischfanggeräten wie die bereits bemerkten Aalstecher, aber auch Netze und Reusen. Der darstellende Bereich ist mit Sicherheit die Stärke der Studie, die zum großen Teil selbst erarbeiteten Zeichnungen eindrucksvoll, die Grafiken übersichtlich und eingängig. Mit einer Ausnahme: Zeichnungen und wirkliche Dokumentationen über die der Beschreibung nach eindrucksvollen, aus dem Gros sonstiger Einbäume herausragenden, da überdimensionierten Piroggen von Stralsund sucht man vergebens. Kein Foto, keine Zeichnung. Man fragt sich, was man den leider durch unsachgemäße Behandlung der Bodendenkmalpflege in M-V verlustig gegangenen fast 12 m langen Lindenbooten noch an Informationen vor ihrem Verfall abgewinnen konnte. Zumal sie nach Erwähnung des größten Stammbootes aus Stralsund folgt: „Der Erhaltungszustand und die Bauweise der Einbäume sind mit den dänischen Funden sehr gut vergleichbar.“ (192) So ist es uns auch nicht möglich, zu erfahren, wo die beschriebenen Löcher in den Booten eingebracht wurden, von denen Vf.in berichtet. Damit kann man ihre Interpretation auch nur begrenzt nachvollziehen. Die Fertigung gleich starker Seiten bei beidseitigem Fahrbetrieb oder die bewusste Verringerung bei bevorzugt einseitiger Fortbewegung der Einbäume, wie wir ihn bspw. beim Rostocker Kahn nachweisen, setzt eine relativ genaue Be- und Ausarbeitung des Stammes voraus, eine Kulturleistung, die handwerkliche Raffinesse beinhaltet und so auch etwas mehr von dem Entwicklungsstand ihrer beschriebenen Kulturen verraten hätte und mit 1 – 2 cm an der Bordwand sind ihre Lindenboote wirk-

lich sehr dünn ausgearbeitet. Gerade in dieser Zeit begegnet uns durch eine andere, löffelförmige Formgebung der Bootsenden, mithin der Abrundung der Enden von Stammbooten in schrägem Anschneiden und Durchtrennung der Markstrahlen ein ergologischer Qualitätssprung. Ellmers schreibt bereits 1988: „Ließ der Bootsbauer einen zu dicken Holzblock an den Enden stehen, so bestand die Gefahr des Reißens durch Austrocknen. Ließ er zu wenig Holz stehen, bestand die Gefahr des Ausbrechens.“ Im allgemeinen und wahrscheinlicheren Sinne sollte man daher eher davon ausgehen, dass die in der Bordwand von Kloß prospektierten Löcher, wie bei anderen Einbäumen auch, Kalibrierungslöcher waren, auf die nicht nur D. Ellmers, sondern auch schon W. Rudolph bspw. in seiner Studie zu spanabhebenden Verfahren während des Aushöhlens von Stammbooten 1978 verwies. Die im Besprechungsgebiet von Stefanie Kloß aufgefundenen und verloren gegangenen, annähernd 12 m langen Einbäume gehören demnach zu den längsten prähistorischen Fahrzeugen, die je aufgefunden wurden und sind mit den unsicher datierenden von Neukirch, aber besonders mit dem größten je aufgefundenen prähistorischen bronzezeitlichen Einbaum von Brigg mit fast 15 m Länge in Fertigung und Einsatz vergleichbar. Doch auch sie wirken eher klein, wenn wir uns die 30 m langen von Kolumbus auf Jamaika prospektierten, gar die von 80–100 indigenen Paddlern vor dem Kongo bewegten, vor Augen führen.

Einige Argumentationen wirken sehr theoretisch. Ob ein fast 200 Jahre alter Lindenstamm wirklich am Wasser stand, muss daher genauso hinterfragt werden, wie auch das immer wieder kolportierte Ausbrennen von feuchter Rohware bei der Herstellung dieser Fahrzeuge, besonders bei Baumarten wie Linde und Kiefer. Die Brandspuren am Einbaum von Pesse sind eher in Hinsicht der Nutzung des Fahrzeugs zu werten.

So kann der interpretierende Teil dem dokumentierenden in seiner Qualität nicht immer folgen. Wer nach dem Titel also erwartet, eine Vorstellung zu erlangen, wie man nun zum Fischfang auf See und in den Ästuaren und Buchten, evtl. sogar zu den bereits 1915 von Walter Vogel bemerkten Flintsteinhandel nach Bornholm und darüber hinaus aufbrach, wird vielleicht etwas enttäuscht sein. Man hätte der Autorin mehr Mut zur Kontextualisierung gewünscht. Die Archegetin der litauischen Steinzeitforschung R. Riemantiene lieferte schon ein sehr facettenreiches Bild der Lebensgewohnheiten in den Haffen, sprach sogar von Haffküstenkulturen mit kultischen Handlungen etc. Man hätte erwartet, dass sich die Autorin zu dieser Darstellung *en gros* und *en detail* positioniert, ihr folgt oder sie revidiert, zumal die Ergebnisse von Riemantiene dem Literaturapparat nach zur Kenntnis genommen wurden. Die Arbeit der Litauerin hätte auch einen guten Bezug insbesondere zu ideologischen Ausprägungen dieser frühen Gesellschaften gegeben, da die in Sventoji ergraben, gegenüber den von

Kloß publizierten Knieholmen mit Tierköpfen verziert waren, zumal kosmologische Interpretationen der Glaubenswelten dieser frühen Kulturen bei unseren norwegischen Nachbarn stark im Interesse der Forschung stehen.

Über einige allgemeine Gesichtspunkte saisonaler und asaisonaler Jagd und Fischfangs hätten da auch die Arbeiten von S. Stölting zu den Steinzeitbildern von Slettness, auch die in Schalabolinsk gemachten, aber besonders die von Lauschkin und Pokailainen publizierten vom Oserosee und dem Weißen Meer mit facettenreichen Jagd- und Fischfangszenen bildhaft interpretative Projektionsflächen geboten, doch ausweislich des Literaturapparates sind diese Forschungen leider nicht berücksichtigt worden. Auch die allgemeine Studie von R. Rappenglück fehlt, durch die man zumindest einen Eindruck in Hinsicht der Überquerung in Richtung einer außer Sichtweite befindlichen Küste hätte gelangen können, vielleicht auch in Besprechung des von D. Ellmers für spätere Zeiten beobachteten Nachtsprungverfahrens, denn für welche Zwecke hat man diese langen Boote gebraucht? In dieser Hinsicht ist es schade, dass die Autorin die Studie über den Bogen von G. Rausing von 1967 zur Kenntnis nimmt, aber nicht seine wegberaubende, über den prähistorischen Bootsverkehr von 1984. Pars pro Toto hat experimentalarchäologisch Dominik Görlitz als auch der Litauer Klaidas Permintas auf der Ostsee bewiesen, dass es sinnvoll ist, längere mit mehreren Paddlern entsprechend stark beschleunigte Einbäume durch ein zumindest Freihandgeführtes Steuer auf Kurs zu halten. Das Carnegie Dashur Boot aus der ägyptischen Bronzezeit führte bereits ein fest installiertes Ruder, ganz ähnlich der Form, die Kloß in ihrem Fundmaterial erkennt. Besonders hätten die Studien von Ole Crumlin-Pedersen zu unterschiedlichen Beladungs- und Nutzungsszenarien bei kaiserlichen Stammbooten aus Slusegård, Bornholm, sogar mit Stabilitätskurven, einiges über den Nutzen dieser frühen Fahrzeuge erfahrbar gemacht. Immerhin bemerken wir in den mesolithischen Bauweisen in Verabschiedung von runden Bauweisen, den sukzessiven Übergang zur runden Kimm. Damit erreichbare höhere Geschwindigkeiten erhöhen auch gleichzeitig und wesentlich die Seestabilität dieser flachgehenden, relativ wenig Freibord aufweisenden, zumindest für den Seeverkehr als primitiv anzusehenden Fahrzeuge. Diese ergologischen Fähigkeiten münden beim Lindenstammboot von Tybrindvig, Dänemark aus dem 4. Jahrtausend in den Übergang zu einem extra eingesetzten Heckspiegel, mithin zu einer frühen Form der Kompositbauweise. In diese Entwicklungslinien hätte man gerne die von Kloß besprochenen Fahrzeuge eingebettet gesehen.

Wie man mit diesen im Umgang heute noch verfährt, hätten Analogien aufgezeigt die Rez. für die mit Stammbooten unternommene Fischerei vor der Küste Ghanas andeutete. Auch dort hält eine Person zumindest beim Anlanden das Boot mit einem Steuer auf Kurs und der Rest der Paddler beschleunigt das

Fahrzeug. Insofern könnte man in dem Paddel von der Timmendorfer Nordmole I wohl auch eher ein Steuer, ähnlich des vom Kap Karetzki und von Peri III des Onega Sees in Stein graffierten, erkennen, als ein Paddel, auch dazu gibt es Veröffentlichungen. Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass ein großer Teil der kleineren Einbäume wahrscheinlich nur gestakt wurden, auch schon zur Steinzeit, worauf ebenfalls Riemantienes Forschungen hindeuten. Schon relativ lange weiß man, dass der Einbaum von Pesse weitaus jünger datiert – nach neuesten Ergebnissen ca. 1000 Jahre früher – als uns die Vf.in auf Grundlage älterer Literatur unterrichtet. Er gehört damit nicht mehr zu den ältesten Fahrzeugen.

Allgemein wäre es anhand der vorgestellten Funde interessant zu erfahren, was für die marin erwirtschaftete Subsistenz im engeren Umfeld der Siedlungen spricht und was vielleicht als Indikator eines weiter gefassten Warenaustausches, gar Migration gelten kann oder allgemein für die Mobilität der Steinzeitler sprach, vielleicht auch den saisonal wechselnden Jagdtieren nachzufolgen, wie wir es für den Osero Kontext und das Weiße Meer vermuten, insbesondere wenn man davon ausgehen muss, dass man mit 12 m langen Einbäumen schon einer sehr speziellen Fangmethode nachging, über die ja die stark bemannten Boote auf den vorbezeichneten Steinzeitbildern Kareliens gut unterrichten. Dort ging es in der Größe mit Sicherheit darum, den schnell schwimmenden Rentieren, aber auch Walen zu folgen. In der volkstümlichen Fischerei des 20. Jh.s fanden viel kürzere Einbäume oder Stammboote, wie man sie nach Hirte wohl besser nennt, von kaum mehr als fünf Meter Länge Verwendung. Der aus einer Kiefer – anderes Material wird man im Spätesolithikum kaum bekommen haben – gehauene Einbaum von Pesse ist ja auch nur 3 m lang und daher oft auch als Trog bezeichnet worden. Vorschnelle Zuordnungen als Einbäume insbesondere bei sogenannten „Einbaumresten“ sind daher immer fraglich. Schlachtmulden, muldenförmige Transportbehälter sind ebenfalls, oftmals nur periodisch eingesetzt, alternative Nutzungsformen. Pro domo ist die Studie der Promovendin daher keine heuristische mit Eingangsthesen und sicherlich für diese Zeit manchmal gewagten Schlussfolgerungen im Sinne einer *ars conjectandi*. So ist man manchmal versucht, anhand ihrer wertvollen und detailreichen Dokumentationen selbst Analogien anzustellen, gar Thesen aufzustellen.

Davon unbesehen ist der Autorin eine wirklich profunde Arbeit gelungen, ein Katalog, der erstmals alle Untersuchungsergebnisse an der deutschen Küste thematisch bündelt. Er ist ein wahrer Schürfgut für folgende Forschungen. Es ist sehr zu begrüßen, dass nach den bahnbrechenden Untersuchungen und Studien von Riemantinie zu der von ihr so bezeichneten Haffküstenkultur an verlandeten Strandseen Litauens durch Projekte wie Sincos, nun auch verstärkt Material aus deutschen Landen in dieser hohen Qualität durch das Zentrum

für Skandinavische und Baltische Archäologie in Kiel präsentiert werden kann und damit – totum pro parte – weiteren Detailforschungen Grundlage und Anreize bietet.

M.-J. S.

Die Forschung hat sich schon immer des Kunstgriffes bedient, historische Verhältnisse mit geringer Überlieferungsdichte anhand von zeitlichen Analogien zu besprechen. Das ist besonders in Fragen des historischen Schiffbaus eine bewährte Methode. Genauso wie versucht wird, mithilfe vorhansischer Quellen Traditionslinien in der hansischen Schifffahrt auszumachen, kann es gelingen, die im volkstümlichen Schiffbau tradierten Schiffbautechniken zu bemühen, um den Klinkerschiffbau im hansischen Einflussbereich und mit diesem die Erschaffung von Schiffsformen wie die der Kogge begreifbarer zu machen. Dürfen wir doch bspw. nicht vergessen, dass eine der letzten im Schriftgut so bezeichneten Koggen durch Gustav Vasa im 16. Jh. für den Fischfang in den Schären für den nachweislich persönlichen Gebrauch gefertigt wurde – ein sehr privates, volkstümliches Motiv für den Bau eines derart klassischen Handelsfahrzeugs der Hanse. Insofern kommt also in der Erforschung des volkstümlichen Schiffbaus der Hanseforschung eine spezielle Bedeutung zu, die in einer besonderen deutschen Tradition steht. Von Walther Mitzka an, über Otto Amtsberg und Hans Suder bis zu Günter Salemke, hat sich insbesondere der Archeget der maritimen Volkskunde Wolfgang Rudolph um diese Forschungstradition bemüht und sie international führend gemacht. Mit seinen Mitstreitern Reinhard Peesch und Kurt Kühn konnte er diese Forschung an der Akademie der Wissenschaften der DDR erfolgreich institutionalisieren. An die Überbleibsel dieser großartigen, institutionellen Forschung konnte man am Institut für Volkskunde in Rostock und im Deutschen Schifffahrtsmuseum kaum nachhaltig anknüpfen. Insofern ist es ehrenamtlichen Forschern wie Michael Sohn und Helmut Olzak, Jochen von Fircks u. a. zu verdanken, dass diese Traditionen nicht völlig verblasen. In diesem Zusammenhang gab Michael Sohn – wohl gemerkt aus Not im Eigenverlag und damit wenig zum Ruhme der gut finanzierten, maritimen Leibnitz Forschung – drei Schriften heraus, die es im Besonderen wert sind, hier vorgestellt zu werden. In den letzten Dekaden bemühte sich insbesondere der kürzlich verstorbene Helmut Olzak unermüdlich und ehrenamtlich um die Inventarisierung volkstümlicher Boote an der pommerschen und mecklenburgischen Küste. Entgegen einiger EU Projekte, die einer solchen Prospektion nachgingen, konnte er seine Forschungen noch verschriftlichen und mithilfe des großen persönlichen Engagements von Michael Sohn und der Hilfe des Deutschen Meeresmuseums in Stralsund unter dem Titel *Hölzerne Fischereiboote der südlichen Ostseeküste. Vermessene Relikte und rekonstruierte Zeitzeugen* (Henningsdorf 2014, Eigenverlag

Michael Sohn, 276 Seiten) und in Co-Autorenschaft mit dem Herausgeber Michael Sohn unter dem Titel *Von Polten und Quatzen. Pommersche Fischerei- und Händlerfahrzeuge* (Henningsdorf 2016, Eigenverlag Michael Sohn, 48 Seiten) veröffentlichen.

Sein erstes Werk ist nicht kommentiert, also eine reine Kompilation von Fotos, denen die Aufrisse nach Standards des konstruktiven Schiffbaus, mithin ein Quer-, Seiten- und Aufriss, an die Seite gestellt wurden. Diese sind leider nicht bemaßt.

Das Buch unterteilt in Bodenplanken-, Dielen- und Kielboote. Oft kann man nur aus einem Maßstab die Größenverhältnisse ableiten. Die Hauptabmaße kann man noch zusätzlich einer Tabelle entnehmen, die den jetzigen Verbleib (wahrscheinlich den Ort der Auffindung), das Baujahr, -ort, das Material und die Herkunft festhält. Ob mit Letzterem das vorherrschende Verbreitungsgebiet gemeint ist, darüber kann man nur mutmaßen. Eine Stringenz in der einzelnen Bezeichnung lässt sich nicht erkennen. Rekonstruktionen der Fahrzeuge unter Segelbetrieb sind einzelnen Objekten beigelegt. Man kann aus Olszaks Inventarisierung nicht immer ableiten, ob die Fahrzeuge motorisiert waren und ob er nur aus den unmotorisierten auch die Rekonstruktion eines Segelrisses nebst Takelage und stehendem und laufendem Gut fertigte. Welche Anleihen er dabei nutzte etc. bleibt ebenso verborgen, da keine Referenzierung erfolgte und auch ein Literaturverzeichnis fehlt. Insgesamt sind 10 dieser Rekonstruktionen im Band präsentiert. Summa summarum sind 83 Objekte in 5 Kategorien versammelt. Letztere bildet den Bereich Fischereigerätschaften ab, unter dem 10 Objekte kompiliert sind. Eine nicht näher erklärte Signatur HOL, die wohl als Akronym des Autors den Objekten voransteht, impliziert, dass es sich hier nur um eine Auswahl der Inventarisierungsarbeit Olszaks handelt. Es sind auch einige auf polnischem Gebiet prospektierte Fahrzeuge im Band aufgeführt, so ein Garnsicken aus Katy Rybacki (ehemals Bodenwinkel am Frischen Haff). Ansonsten beziehen sich die hier dargestellten Forschungen nur auf die deutsche Ostseeküste von Graal Müritz bis nach Kamminke. Helmut Olszak hat ehrenamtlich eine erstaunliche Arbeit bewältigt. Der hansischen Schiffbauforschung ergeben sich damit besondere Möglichkeiten, historische mit rezenten Techniken abzugleichen, resp. was den Klinkerbau betrifft.

Die eingeschränkte Finanzierung seiner Forschung und die begrenzte institutionelle Unterstützung erklären wohl die meisten Unzulänglichkeiten des Buches, aber nicht alle. So hätte man sich vom Autor eine Einführung über die Systematik der Inventarisierung und die Aufteilung in Bauweisen gewünscht, zumal Inventarisierungsprojekte der Vergangenheit anderen Kategorisierungen folgen. Warum hat er diese entsprechenden Fahrzeuge für die Publikation ausgewählt? Bilden sie gar einen Querschnitt der noch vorhandenen Relikte ab, von denen bereits Wolfgang Rudolph eine umfassende

Karte mit einer stringenteren Systematik anlegte? Wie ist der Erhaltungszustand? In dieser Hinsicht wäre auch ein musealer Mehrwert erkennbar gewesen, der zum Erhalt der Fahrzeuge weiter beigetragen hätte. Solch ein Kommentar hätte auch darüber Auskunft gegeben, ob und wie die Fahrzeuge motorisiert oder besegelt waren. Ein besonderer Gewinn wäre eine kurze Betriebsgeschichte, die es für die Mehrzahl der Boote ja auch tatsächlich gibt. Auch wäre aus einer systematischen Einleitung erkennbar geworden, wie und wonach Olszak einen Aalangelheuer von einem Haffheuer oder nur einem Heuer unterscheidet. Ob dies selbst gewählte Bezeichnungen sind oder die eines Gewährsmannes des Autors, bleibt erstaunlicherweise offen, obwohl er in anderen Publikationen die fehlende Konsistenz von typologischen Begrifflichkeiten selbst eindringlich monierte. Unter Haffheuer – wobei der Autor wohl mit Sicherheit das Stettiner Haff meint – firmieren nicht nur unterschiedliche Größen, sondern auch Baumaterialien, aus denen die Fischereifahrzeuge bis in unsere heutigen Tage gefertigt werden. Auch eine kurze Information zur Verwendung der Fahrzeuge hätte den Wert seiner Inventarisierungsarbeit unterstrichen und in uns auch einen maritim-kulturlandschaftlichen Eindruck hinterlassen. Dass es eine Karte über die einzelnen Fundorte am Ende des Bandes gibt, erfährt der Leser auch erst, wenn er das Buch bereits gelesen hat. Auch sind die geografischen Zuordnungen nicht immer klar. Das alternierende von Ort und Region, wie bspw. der Segelschlitten vom Darß, macht das Verständnis nicht einfacher und man stellt sich die Frage, ob hier die Herkunft auch den Auffindungsort meint. Besonders schade ist, dass Olszak nur bei der Bebilderung des Wadenbootes von Mönchgut auf eines seiner etlichen selbst gefertigten, detailgetreuen Bootmodelle zurückgreift. Die oft schlechte Qualität der Fotos hätte man mit dem Informationsgehalt, die sich aus den Modellen ergibt, wettmachen können. Die Perspektive der Fotos – so überdeckt bspw. ein nicht beiseite geräumtes Motorrad wesentliche Bildinhalte – lässt bisweilen kaum eine Vergleichbarkeit bzw. technische Ansprache, gar ein Formverständnis zu. Da bleibt dem Leser oft nur die technische Zeichnung und das ist zu wenig, um einen allgemeinen Einblick auch in den Erhaltungszustand der Fahrzeuge oder gar über die Vielfalt und ihre geschichtliche Entwicklung zu bekommen. Da ist dann auch der Titel irreführend, denn rekonstruiert wird nur wenig und was er rekonstruierte und was tatsächlich vorhanden war und aufgenommen worden ist, darüber kann man ebenfalls nur mutmaßen.

Bei diesen Kritiken darf jedoch nicht das besondere Engagement und der durch das Buch abzuleitende Zugewinn für die Forschung, auch für die des hansischen Schiffbaus, und museale Aufarbeitung aus dem Blick kommen. Gerade für Letztere muss diese engagierte Arbeit geradezu als eine Aufforderung zum Handeln verstanden werden, möglichst viele der von Olszak zwischen

Rohrplan und Modder, wie Rudolph einst titelte, aufgefundenen und damit aus dem Vergessen gerissenen Zeitzeugen einer jahrtausendealten, maritimen Kulturlandschaft zu erhalten. Und die angesprochenen Desiderate könnten ja noch in einem zweiten Band als Kommentar des Ersten behoben werden. Das ist man Helmut Olszak schuldig. Er hat mit diesem Buch ein bleibendes Vermächtnis seiner engagierten, ehrenamtlichen Arbeit geschaffen. M.-J. S.

Einer besonderen Binnenschiffsform geht der Verleger Michael Sohn nun selbst in einem eigenen Forschungsprojekt unter dem Titel *Kaffenkähne. Eine vergangene Binnenschiffsform*, (Henningsdorf 2013, Eigenverlag Michael Sohn, 142 Seiten) nach. Er thematisiert damit ganz unbewusst eine besondere Konstruktion des Vorderschiffsbereiches, die Forscher in Zusammenhang mit der oft auch aus diesem Grund als ominös beschriebenen Holk besprochen haben, ohne dass man bislang die Kaffenform der von Sohn thematisierten Fahrzeuge auch für die Genesis dieser bedeutenden mittelalterlichen Segler alternativ zu den von Greenhill besprochenen Versuchen zur Disposition stellte.

Auf diese Analogie geht Sohn nicht ein und verhaftet sich auch kaum in vorzeitlichem Material. Vergleiche zu vorgeschichtlichen Relikten spart er von vornherein aus, zieht aber doch Parallelen zum bronzezeitlichen Doverboot und dem frühmittelalterlichen Weserkahn Karl.

Die Abgrenzung der Kaffenkähne zu ähnlichen Binnenschiffsformen sieht er in den Schergängen der beiden Schiffsseiten, die aufeinander zulaufen und eine Spitze bilden, was bei Fähren und Pramen seiner Meinung nach so nicht der Fall sei, was in dieser Ausschließlichkeit so nicht stimmt. Anzuführen wären in diesem Falle die Fähren auf der Loire.

Diese besonderen Binnenschiffe erweckt Sohn – von Haus aus eigentlich ein Industriedesigner – anhand farbiger Computeranimation zum Leben und gibt damit einen besonderen, zwar künstlichen, aber dennoch prägnanten und detailreichen Einblick in diese Konstruktionen. Er macht damit nicht nur auf die Verbreitung, sondern auch auf die unterschiedlichen Größenverhältnisse je nach Fahrtrevier im aufkommenden Industriezeitalter aufmerksam. Das Buch ist gut geschrieben und strukturiert und bietet damit eine sehr kurzweilige, oft spannende Lektüre, da er nicht nur auf Schriftquellen und gut erhaltene Modelle verweist, sondern auch Wrackuntersuchungen, so aus dem Werbellinsee, aber insbesondere auch auf den mit viel Engagement und Sachverstand rekonstruierten Sachzeugnissen als noch in Fahrt befindliche Kähne Teile seiner Arbeit widmet.

Der „Kaffenkahn“ ist keine historische Bezeichnung, sondern umfasst als Ordnungsbegriff eine konstruktive Eigenart, die bei einer Vielzahl diverser Größen auf unterschiedlichen, aber dennoch miteinander verbundenen Binnenschiffahrtswegen vom Rhein bis zur Memel über die Haffe und Boddengewässer

nachzuweisen ist. Im gesamteuropäischen Kontext gibt es auch Beispiele dieser besonderen Vorschiffskonstruktion – Krünitz bezeichnet sie in seiner eingehenden Besprechung von 1773 auch als Kappe – so bspw. in Frankreich. Eine globale Dimension der Ausprägung erkennt Sohn gar in den asiatischen Sampans, andere Bsp. aus Bangladesch könnte man zusätzlich anführen.

Bei diesen weitgehenden Verweisen ist es ein wenig schade, dass ihm dabei einer der besonderen Vertreter dieser Konstruktionsart auf der Weichsel, die sogenannten polnischen Berlinkas und damit auch ihre Abbildungen nicht untergekommen sind. Schon der österreichische Ingenieur Losenau hat in seiner Inventarisierung der Binnenschiffsformen im Jahre 1796 auf sie aufmerksam gemacht. Hieronimus Kostecki hat diese Variante der Kaffenkähne, die besonders auf dem die Weichsel und Oder verbindenden Kanal Bydgoski verkehrten und damit Berlin erreichten (daher der Name), aber auch auf der Memel und dem Kurischen Haff verkehrten, 1826 eindrücklich beschrieben. Das Fahrtgebiet der Memel taucht in der Verbreitungskarte Sohns auf Seite 13 damit auch nicht auf. Ein Blick ins Flussmuseum im polnischen Tezew hätte da noch einmal weiterführende Analogien und Vergleiche ermöglicht. Zwar schließt Sohn eine originäre Perspektive auf die Ursprünge dieser besonderen Schiffsformen von Beginn an aus. Ein Vergleich mit der Habilitationsarbeit von Waldemar Ossowski, der archäologische Relikte dieser Konstruktionen aus der Hansezeit bspw. dem Wrack von Alt Dabego aus dem 19. Jh. gegenüberstellt, hätte noch eine Bauvariante mit tlw. geklinkerten Seitenwänden aufgezeigt. Auch über sozialökonomische Aspekte (Beladung der Schiffe, Inbetriebnahme und Leben auf und mit den Schiffen) hätte man sich noch gerne tiefergehender informiert. Ein besonderer Zugewinn für weiterführende Studien wäre auch hier in einer abschließenden Literaturliste zu sehen gewesen. Ansonsten gibt uns diese gut lesbare und eindrucksvoll bebilderte Schrift eine sehr klare Vorstellung vom Variationsreichtum einer besonderen Konstruktionsweise dieser früher einmal weit verbreiteten, aber heute nur noch an einer Handvoll Museumsschiffe zu beschreibenden, kaum noch bekannten Kahnschiffsform. Dort, wo sich institutionelle Forschung über Schifffahrt mehr und mehr von grundsätzlichen Themen der historischen Schiffbauforschung – die der volkstümlichen mit eingeschlossen – zurückzieht, ist es gut, auf Enthusiasten wie Michael Sohn und seinen kleinen Verlag setzen zu können. *M.-J. S.*

Eine weitere interessante Studie legen Helmut Olszak und Michael Sohn unter dem Titel *Von Polten und Quatzen. Pommersche Fischerei- und Händlerfahrzeuge* (Henningsdorf 2016, Eigenverlag Michael Sohn, 48 Seiten) vor und schreiben damit indirekt die große Tradition des mittelalterlichen Klinkerschiffbaus seit dem Mittelalter anhand des volkstümlichen weiter. Nicht nur durch einen gut lesbaren Text, auch durch bestechende Grafiken

aus Sohns Hand veranschaulicht die Broschüre das Haffgarn, die Tuck- und Taglerfischerei im Stettiner Haff – Letztere als die jüngste Art der Zugnetzfisherei – besonders mit sogenannten Polten unternommen wurde. Von dieser kommen sie auf den Fischhandel mit den vielerorts schon beschriebenen Quatzen zu sprechen. Damit erstreckt sich ihre Studie auf einen im ganzen Ostsee- und Nordseeraum florierenden Handel mit Lebendfisch im Allgemeinen, und seinen Transport im Speziellen. Somit operationalisieren sie sogar die holländischen Aaken, lassen die benachbarten polnischen Zugas als Pendant der pommerschen Quatzen in ihrer Besprechung aber außer Acht. Besonderes Augenmerk richten sie auf die mit viel Engagement restaurierten und daher noch in Fahrt befindlichen Fahrzeuge. Die besonders interessanten sozialen Determinanten und etymologischen Wurzeln, der auch so bezeichneten Quatzerei, denen u. a. Reinhard Peesch nachging, werden leider kaum verfolgt. Seine Studie zu den Fischerkommunen ist der Literaturliste nach wohl auch nicht berücksichtigt worden. Dafür greifen sie aber erstmals nach dem Tode von W. Rudolph auf sein nun im Museum Sellin kompiliertes Vermächtnis zurück und förderten einschlägig interessantes Bildmaterial zutage.

Typendiskussionen sind nicht nur unter Hansehistorikern usuell, sondern auch in der Erörterung volkstümlichen Schiffbaus verbreitet. Ein Eindruck, den man den Ausführungen der Autoren schnell abgewinnt. Worin unterscheiden sich nun aber Polten und Quatzen? Zwar geben die Autoren ihrem Klappentext nach vor, „Dunkel in das Wirrwarr der typologischen Ansprache“ zu bringen, einlösen tun sie ihre Versprechen allerdings kaum. Wiewohl sie selbst kritisch bei der Verwendung einer Nomenklatur anderer Autoren sind, können sie ihrem gesteckten Anspruch selbst nur in Ansätzen folgen. Schon von dieser Warte aus wäre es konsequenter gewesen, dass Michael Sohn von seiner Mitautorenschaft absieht, da er dem Duktus des Textes nach eigentlich nur als Herausgeber und Redakteur der Schrift auftritt. Die Statements sind wohl einzig und allein die Olszaks. So gelingt es Letzterem ein Schiff aus dem Altarm klar als Polt (19 u. 43), also als ein reines Fangschiff auszumachen, wobei er sogar Seitenschwerter (R. konnte trotz intensiver Recherche nirgends eine Spur davon entdecken) bemerkt haben will. Nach welchen Kriterien er dieses Fahrzeug bestimmt, wie er es untersucht hat etc., darüber erlangt der Leser wie auch in anderen Fällen kaum Auskunft. Eine oft fehlende Referenzierung macht die Rückverfolgung der Argumente oft gar unmöglich, zumal im Falle des Altarms der Uecker die wrackten Schiffe schon zweimal veröffentlicht wurden, ohne dass die Autoren der Literaturliste nach dies bemerkt zu haben scheinen. Dort ist die Polt bspw. nach mündlicher Überlieferung eines Gewährsmannes als solche bezeichnet und nicht nach konstruktiven Kriterien. Dort, wo eindeutig technische Unterscheidungsmerkmale fehlen, sind typologische Zuweisungen im Heft dann auch sehr

vage. Der Leser fragt sich schnell: Gibt es nun eindeutige Kriterien einer Differenzierung oder nicht? Vff. stellen ihren Ausführungen eigentlich eine klare Position vorweg, nämlich, dass der volkstümliche Bootsbau keinem besonderen „Ordnungssystem“ folgte. „Größe und Beschaffenheit hingen, wie auch bei Fischereifahrzeugen allgemein, von individuellen Wünschen der Eigner, vom Preis und nicht zuletzt von den Vorstellungen der Bootsbauer ab.“ resp. von schiffbaulichen Entwicklungsstufen der Zeit (17). Ihren eigenen Ansatz konterkarierend, bezeichnen sie so auch ein von W. Rudolph und vom Rezensenten als Quatze bezeichnetes Fahrzeug „ausgehend von der Bauweise“ als Polt, obwohl dieses Fahrzeug nachweislich dem Fischhändler Stoewhase gehörte, der wohl seiner Profession nach kaum ein Fangfahrzeug bereedert haben dürfte. Nach welchen eindeutigen Baukriterien diese Revision erfolgt, lassen sie auch hier offen.

Nur weil es zwei Garngemeinschaften aus Nowe Warpno zur Fischerei diente, muss das übrigens erst 1977 dort selbst gebaute und nun auf der Mole aufgesetzte Fahrzeug noch lange keine Garnpolt sein. Es wurde von seinen Eignern auf jeden Fall während ihrer Betriebszeit als Kutter Polekadowy Niewod und nicht als Polt bezeichnet. Viele dieser gleich gebauten Fahrzeuge lassen sich dort noch heute nachweisen, das Boot auf der Mole ist kein Einzelfall, nur unweit findet sich ein weiteres, nur ein Jahr später gebautes Fangfahrzeug, welches schon zu DDR-Zeiten als Attraktion aufgelegt wurde.

Gerade weil das Wort *Quatze* oder *Kvase* für verschiedene Fahrzeugformen und Größen und Nutzungsarten motorisiert oder gesegelt, geklinkert, kraweel beplankt oder sogar aus Eisen gefertigt, mit Motorstegen, konkav oder konvex, etc. im Ostseeraum eingesetzt wurde, kann von einer „typischen Quatze“ in der Tat keine Rede sein. Der kleinste gemeinsame Nenner ist wohl eher der, dass man zumindest im Stettiner Haff den größten Teil der Transporter für Lebendfisch im 18. und 19. Jh. wohl als Quatze bezeichnete und einem weniger genau zu bestimmenden Teil der Zugnetzfischerei ebenda mit einer Polt nachging.

Davon unbesehen wird auch diese besonders engagierte Arbeit ein Stück dazu beitragen, dass die großen Traditionen volkstümlicher Frachtsegelei und Fischerei besonders des Stettiner Haffes nicht verblassen und vielleicht endlich einmal ihren substanziellen Niederschlag in einem Fischereimuseum finden. Polen und Litauen führen uns das in ihren Haffen wirkungsvoll vor. Wer also wissen will, wo und wie die hansischen Schiffbaumethoden ihre Weiterführung fanden, sich gar genauer über die ergologischen Merkmale und Schiffbautechnologien im Hansebereich informieren will, ist gut beraten, ein Blick in die hier besprochenen Bücher des kleinen Verlages zu werfen. M.-J. S.

Dass man eine maritime Kulturlandschaft nicht auf ein so kulturlandschaftlich unbestimmbares Objekt wie ein Schiffswrack allein kaprizieren kann – auch

wenn er es treffend einmal als *Pompeji at sea* charakterisierte – wissen wir besonders durch einen Mann: Christer Westerdahl. Kaum einer hat die maritime Archäologie in einen fachübergreifenden holistischen Kontext gestellt und mit Ergebnissen der maritimen Volkskunde befruchtet, wie er. Ja, man könnte sogar behaupten, er hätte mit seinen epistemologischen Ansätzen und Strukturanalysen einem neuen Fach, der Maritimen Kulturlandschaftskunde, den Boden bereitet. Eine fast unüberschaubare Anzahl von Artikeln hat er dazu verfasst. Sie nun – wie es gute Sitte bei Festschriften ist – von seinen Weggefährten und Schülern in einem „vänbok“ mit dem Titel *Tjop tjop! Vänbok till Christer Westerdahl med anledning av hans 70-årsdag den 13. November 2015*, hg. von Staffan von Arbin, Pål Nymoén, Frans-Arne Hedlund Stylegar, Morten Sylvester, Anders Gutehall och Peter Skanse (Skärhamn 2015, Båtdokgruppen, 352 Seiten), zusammengefasst aufgelistet zu sehen, lässt erkennen, auf welcher breiten Ebene solch eine Wissenschaftsausrichtung stehen und wie sie sich von der Maritimen Volkskunde abzeichnen würde. Westerdahl lehrte fast 10 Jahre an der Universität Kopenhagen, bevor er – weit weg von seinem schwedischen Zuhause – zuletzt als Professor an der Universität Trondheim, Norwegen wirkte. Als akademischer Lehrer hat er natürlich prägend auf seine Schüler Einfluss genommen und so bildet die auf Schwedisch verfasste Schrift, neben der englischen Zusammenfassung seines Schaffens, in 23 Fachartikeln mit ebenfalls englischen Zusammenfassungen auch nochmals – oft in konkretem Bezug auf Westerdahl – die Bandbreite seines Schaffens ab. Wenn auch hoch interessant, so sind für die Hanseforschung sicherlich nicht alle Beiträge von Relevanz.

Harry Alopaeus referiert in seinem Aufsatz *Den yttersta spärren* (27–35) über einen interessanten Schutz skandinavischer Seeburgen in der Hansezeit, der uns ein wenig an die Weiterentwicklung der Speeranlagen der Wikingerzeit erinnert, wie wir sie bspw. an den die Zufahrt nach Haithabu verbarrikadierenden in der Schlei erkennen, aber auch vor Puck in der Danziger Bucht nachweisen. In konkreter Analyse und Vergleich sind die von Alopaeus untersuchten aber wesentlich einfacher konstruiert und im Prinzip dicht an dicht in den Meeresboden gerammte Pfähle. Vf. erkennt im Prinzip zwei Konstruktionsformen, die sich im äußeren Bereich der wasserseitigen Zufahrt als Pfahlreste der beiden Erhebungsbeispiele Kastelholms Slott auf Åland und Sibbesborg, zwischen Helsingfors und Borgås gelegen, erhalten haben und im ersteren Falle die seeseitige Zufahrt zu den Burginseln nur Eingeweihten ermöglichten, im zweiten gar unmöglich machten. Diese Konstruktionen, die wir übrigens auch in der oft besprochenen Abbildung von Olaus Magnus aus dem 16. Jh. erkennen, dienen ihm auch dazu, den Einsatz und die Reichweite früher Schiffsbewaffnung zu analysieren. Bis dato ist diese Art von Schutz kaum erkannt worden.

Besonderes Interesse für die Hanseforschung findet sicherlich die Nachricht von den bereits 2005 entdeckten Überresten eines vermeintlichen Kraiers, eine in hansischen Quellen in unterschiedlicher Schreibweise oft vorkommende Schiffsbezeichnung, über dessen technikgeschichtliche Seite wir so gut wie nichts wissen und über die wir jetzt durch den Beitrag von Staffan von Arbin, *Har vi funnit "slotsens krejare"?* (35–45) unterrichtet werden. Der bereits 2009 verstorbene Doyen der schwedischen Schiffahrtsgeschichtsforschung Jan Glete hat dieses bereits 2005 in der Älvsborg nahe Göteborg aufgefundene und nach Dendrodaten um 1570 gebaute Fahrzeug mit historischen Aufzeichnungen über einen Stangenkraier, der 1574 in der Nähe des Schlosses auf Kiel gelegt wurde, zusammengebracht. Durch diese Übereinstimmung kann mit großer Wahrscheinlichkeit erstmals ein materieller, wenn auch mit 18 durchweg geklinkerten Plankengängen der Steuerbordseite nur relativ kleiner Rest dieser Schiffsbezeichnung zugeordnet werden. Diese Wrackreste verschaffen uns somit einen konstruktiven Eindruck, neben den vereinzelt auftretenden bildhaften Quellen und dem doch zumindest numerisch groß bemessenen Niederschlag in hansischen Schriftquellen, wo er auch oft differenziert als Mars- und Stangenkraier in Erscheinung tritt.

Einige der Beiträge stellen interessante, vornehmlich skandinavische Militärestudien vergangener maritimer Kulturlandschaften vor. Dazu gehören die von T. Bergstrand über Hamnholmarna (45–63) in Bohuslän mit den immer wieder gern, auch durch den Jubilar, untersuchten Schiffsdarstellungen, denen von F.-A. Hedlund Stylegar & P. Nymoén, die *Historisk graffiti i maritim kontext* (299–311) stellen, aber auch solche von A.M. Hansen & E.U. Wammer, die einen *Kulturtrekk i det vestnorske maritime kulturlandskapet* (165–177) unternehmen. In einer eher konzeptionellen Studie geht J. Rönby der von C. Westerdahl oftmals problematisierten Frage einer *Maritima duréer* (271–291) nach. Deutsche wird es freuen, auch noch einen Beitrag von W. Rudolph posthum veröffentlicht zu sehen über all das, was er in seinem langen Forscherleben am Strand, *Insamling vid stranden* (263–271), an maritimem Kulturgut und Ideen darüber eingesammelt hat. Joe Flatman schreibt quasi einen Beitrag von C. Westerdahl aus dem Jahre 1992 aus seiner Sicht noch einmal und lässt uns die Ideen der verschiedenen Aspekte Westerdahlscher Kulturanalyse einer maritimen Welt noch einmal in seinem Beitrag *The past, present and future of marine historic environment management* (113–121) Revue passieren. J. Litwin leitet mit seinen ethnografischen Überlegungen zum polnischen Bootsbau von der abstrakten, strukturanalytischen Sicht hin zur Objektgeschichte über. Diesen schließt sich G. Larsson mit ihrem interessanten Beitrag *Aspekter på båtar och sjöfart bland samer* (219–233) über den von Westerdahl oftmals besprochenen samischen Bootsbau auch anhand von Schriftquellen, so der bekannten von Ottar aus der Zeit Alfred

des Großen (um 890), also aus einer weit zurückliegenden Perspektive an, die A. E. Christensen anhand der Forschungen von Bernhard *Færøyvik og samisk båtbygging* (79–85) quasi in die Neuzeit verlegt. *Samiska väskor på svenska örlögsskepp* (Samische Taschen auf schwedischen Kriegsschiffen, 321–331) bieten I. Zachrisson die Möglichkeit, einen Bezug des kleinteilig Volkstümlichen in einen größeren politischen, staatsgetragenen Kontext zu rücken, an dem quasi P. Höglund mit seiner Bordstudie *Örlogsskeppet Vasa och ståndssamhällets rum* (183–205) über die Wasa anschließt.

Wenn man vielleicht einige Beiträge thematisch bedingt hätte zusammenstellen sollen, so ist es ein inhaltlich breit aufgestelltes „vänbok“ geworden. Genauso breit aufgestellt, wie C. Westerdahl und genauso facettenreich, wie er die maritime Kulturlandschaft immer sah. M.-J. S.

Maik-Jens Springmann, *Developments in Harbour Construction, Infrastructure and Topography on the Eve of the Early Modern Age in the Baltic (1450 – 1600)* (Archaeologia Baltica, 23, 2016, 244 – 258, 20 Abbildungen). – Zu Beginn der Frühen Neuzeit führten die überseeischen Entdeckungen zu einer erheblichen Ausweitung des Welthandels. Dieser Zuwachs hatte auch Auswirkungen auf die Häfen des Ostseegebiets. Da durch die erhöhten Warenmengen die Schiffe mehr Ladung fassen mussten, besaßen sie auch mehr Tiefgang. Zusätzlich bedingten die größeren Abmessungen, dass viele Fahrzeuge nicht mehr einmastig, sondern zwei- oder dreimastig getakelt wurden. Dies lässt sich gut durch den Import von sog. Baiensalz von der französischen Atlantikküste belegen (244 – 246; Abb. 1). Allerdings existierte diese Handelsverbindung bereits früher, da, wie die Untersuchungen von Thomas Wolf ergaben, bereits in den Jahren 1434, 1464 und 1483 insgesamt 120 Schiffe mit Baiensalz Reval (Tallin) anliefen, wobei 65 davon 200 – 500 t geladen hatten, d. h. zu den größten Einheiten ihrer Zeit gehörten. Entgegen der häufig geäußerten Meinung umrundeten nicht nur große Fahrzeuge Skagen, da das nur 16 – 18 m lange, 1371/72 an der unteren Weichsel gezimmerte und nur wenige Jahre später bei Vejby auf Seeland, Dänemark gestrandete Schiff, Ballast an Bord mitführte, der aus der Ärmelkanalregion oder von der europäischen Atlantikküste stammte. Überhaupt fuhren auch in späterer Zeit etwa ein Drittel aller Schiffe, die an der Weichsel Getreide luden auf der Hinreise in Ballast, da nicht genügend Fracht aus dem Westen zur Verfügung stand. Der intensivere Schiffsverkehr erforderte Seezeichen, wie Bojen oder Leuchtbaken, die nachts den Weg weisen sollten, allerdings konnten die Feuer in Letzteren bei schlechtem Wetter oft nicht entzündet werden (246 – 249; Abb. 4 – 9). Neben diesen einfachen Orientierungshilfen muss auch noch auf Leuchttürme hingewiesen werden, wie der 1316 erstmals genannte in Travemünde. Hinzu kommt noch der Einsatz von Lotsen, der im

Beitrag nicht erwähnt wird, obwohl deren ältesten Belege noch an das Ende des 12. Jh. datieren. Für den Unterhalt kamen, anders als beispielsweise in Dänemark, keine staatlichen Institutionen auf, stattdessen wurden Abgaben von den Schifffern erhoben. Zusätzliche Landmarken waren die weit sichtbaren Kirchtürme der Küstenorte (247). Ob allerdings der um 1500 errichtete, 126 m hohe Turm von St. Petri in Rostock hauptsächlich diese Höhe erhielt, um als Seezeichen zu dienen, muss fraglich erscheinen, da die Stadt etwa 15 km von der Ostsee entfernt liegt und Kirchtürme auch Zeichen des Reichtums der Städte waren. In dem 1589 gedruckten Atlaswerk „Der Spiegel der Seefahrt“ von Lucas Janszoon Waghenauer werden in der Küstenansicht von Rostock die Umrisse von drei Kirchen abgebildet, die zusammen mit den Gebäuden von Warnemünde, die Peilung für die Einfahrt in die Warnow festlegten. Gleichzeitig beweist diese Darstellung die Nutzung von weiter im Inland gelegenen Landmarken als Navigationshilfen. Ein wenig beachtetes Thema ist die Handhabung von Schiffen in Häfen, in denen die Benutzung von Segeln verboten war. Dies betrifft besonders den Ostseeraum, da dort Gezeitenströme, die beim Ein- oder Auslaufen genutzt werden können, wie die Untersuchungen von John Harland zum Thema Seemannschaft zeigen, fehlen. Deshalb mussten dort Ruderboote zum Einschleppen oder Verholen der Schiffe dienen (250; Abb. 10). Die oft beklagte Versandung von Flüssen stellte ein großes Hindernis dar, obwohl wahrscheinlich die Gewässer nicht flacher wurden, sondern die Schiffe mehr Tiefgang besaßen. In einigen Fällen hatte auch das Überbordwerfen von Ballast zur Verringerung der Wassertiefe geführt. Als Abhilfe wurde teilweise schon im 16. Jh. Bagger unterschiedlichster Form eingesetzt, wobei unklar bleibt, wie effektiv diese waren. Andere Hilfsmittel waren verlängerte Landungsbrücken oder wasserbauliche Maßnahmen um die Strömungsgeschwindigkeit und damit den Sedimenttransport zu erhöhen, wie im Breitling zwischen Rostock und Warnemünde. Trotz dieser Eingriffe mussten Schiffe, so z. B. in Wismar oft auf Reede geleichtert werden, um in den Hafen einlaufen zu können (250–253; Abb. 11–16). Im Fall der Warnowmündung trug auch der Transport von Sediment durch die ostwärts setzende Küstenströmung zur Versandung der Einfahrt bei. Daher schreibt Waghenauer auch, Rostock könne nur von kleinen Fahrzeugen angelaufen werden. Häfen waren aber nicht nur Plätze zum Laden und Löschen von Fracht, sondern waren auch Verwaltungszentren, so wurden z. B. alle Waren erfasst, um mit Abgaben belegt werden zu können. Weiterhin dienten einzelne Hafenbereiche auch zum Unterhalt und Reparieren von Schiffen. Neben Kränen, Lagerräumen und Kontoren stößt man aber auf weitere Gebäude wie Kochhäuser, in denen die Mannschaften sich verpflegen konnten, da wegen der Feuergefahr das Kochen an Bord verboten war (253–256, Abb. 17; 18; 20). Viele dieser Einrichtungen bestanden schon früher und manche waren sogar noch in der

ersten Hälfte des 20. Jh.s in Gebrauch. Ein weiterer Wandel wurde in einigen Häfen durch das Erstarken der Territorialmächte und die damit verbundenen kriegerischen Auseinandersetzungen ausgelöst (256; Abb. 19). Hierbei sind weniger Hafenbereiche zu nennen, die ausschließlich zu militärischen Zwecken dienten, als Befestigungsanlagen zum Schutz der Häfen. Ein Blick in die Literaturliste belegt, dass viele der angesprochenen Themen bereits im 19. und beginnenden 20. Jh. behandelt, aber danach erst wieder in jüngster Zeit aufgegriffen wurden. Der vorliegende Aufsatz zeigt, wie durch die Zusammenführung unterschiedlicher Quellen neben schriftlicher Überlieferung, Karten, Gemälden und Ergebnissen archäologischer Untersuchungen ein vielfältiges Bild gezeigt werden kann, das neue Perspektiven eröffnet. Die ergänzenden Hinweise sind nicht als Kritik an den Ergebnissen zu verstehen, sondern als Ergänzung. Bei zukünftigen Forschungen sollten zusätzlich weitere Quellen, wie Bohrkerne aus Flussauen, Airborn Laserscans oder physikalische Projektionen mit einbezogen werden, um beispielsweise bessere Aussagen über die Gründe für die Versandung von Häfen oder wasserbauliche Maßnahmen zu gewinnen. T. W.

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Der neue Rump – Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs, hg. von Familie Rump, ergänzt, überarbeitet und auf den heutigen Wissensstand gebracht von Maike Bruhns (2. Auflage, Neumünster – Hamburg 2013, Wachholtz Verlag, 536 Seiten, 30 Farb- und wenige S/W-Abbildungen). – Ein ganz besonders verdienstvolles Werk der renommierten Hamburger Kunsthistorikerin Maike Bruhns ist das 2013 in zweiter korrigierter Auflage erschienene Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs, der sogenannte ‚Neue Rump‘. Der Name geht zurück auf den ersten Vorgänger, das von Ernst Rump herausgegebene „Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs, Altonas und der näheren Umgebung“, das mit 500 Exemplaren in 1. Auflage im Eigenverlag 1912 erschien. 1980 kam auf Initiative des Buchhändlers Erich Könnecke eine 2. Auflage des Bandes heraus, 2005 dann die Neufassung des Lexikons, deren 2. Auflage im September 2013 veröffentlicht wurde und hier anzuzeigen ist.

Maike Bruhns ist hauptsächlich für ihre Arbeiten zu Hamburger Künstlern im 20. Jh. bekannt, 2013 erhielt sie für ihr Forschungswerk das Bundesverdienstkreuz am Bande. Das von ihr persönlich über 30 Jahre lang aufgebaute „Archiv Hamburger Kunst“ übergab sie 2015 an das Kunsthistorische Seminar der Universität Hamburg im Warburg-Haus. Es stellt eine wichtige Grundlage für die weitere Forschung dar.

Mit dem ‚Neuen Rump‘ legte Maike Bruhns 2005 – zusammen mit zahlreichen weiteren Mitarbeitern – ein umfassendes Nachschlagewerk zu Hamburger Künstlern aller Zeiten vor, das schnell vergriffen war und nun in zweiter, korrigierter Auflage wiederum auch allen Hanseforschern sehr empfohlen sei. Die kursorische Durchsicht erbringt eine durchweg positive Überraschung: Das Lexikon enthält eine große Fülle interessanter Artikel zu Künstlern, die vor dem letzten Hansetag 1669 tätig waren. Auf fast jeder Doppelseite ist ein Treffer zu einem Hamburger Künstler der Zeit vor 1700 zu finden. Aufgenommen wurden laut Vorwort „Künstler vom Mittelalter bis zum Geburtsjahrgang 1945“ (5), als bildende Künstler werden „Maler, Zeichner, Graphiker, Bildhauer, jedoch keine Steinmetze, Textilkünstler, Keramiker, Glaskünstler, Kunsthandwerker und Kunsterzieher“ (5) berücksichtigt, die einen „Bezug zu Hamburg“ (5) haben, d. h. in der Regel dort wenigstens zeitweise tätig waren. Ein Blick in dieses Lexikon für alle Untersuchungen zu Hamburger Künstlern ist dringend zu empfehlen.

Für das mittelalterliche Hamburg sind Meister Bertram und Meister Francke, Hans und Hinrik Bornemann, Hinrik Funhof und Absalon Stumme sowie Wilm Dedede zu nennen, die jeweils mit einem eigenen Eintrag vertreten sind, der jeweils Angaben zu den Lebensdaten und zur Biografie, zu den Werken und Aufträgen und zur Forschungsliteratur enthält. Neben diesen bekannteren Namen finden sich aber zahlreiche weitere Einträge zu weitgehend unbekanntem Künstlern auch des 15. und 16. Jh.s (z. B. Arend Arendes, gestorben 1530 in Hamburg, Geselle des Braunschweiger Malers Hans Salder, Hans Busseke, Ältermann der Malerbruderschaft am Dom, Grundbesitzer 1509 – 1539 oder Hanß Barkentin, gestorben am 04.02.1656, seit 1598 Meister des Maleramtes, Lüdeke Clenod Bohnsack, 1450 in Hamburg erwähnt, Dietrich Epsenrod, im 15. Jh. im Auftrag des Rates tätiger Glasmaler, Jacob Frese, Glasmaler im 16. Jh. und so weiter).

Der ‚Neue Rump‘ böte über seine Qualitäten als Nachschlagewerk hinaus mit seinen 4.000 Artikeln durchaus auch ausreichendes Material, das als Ausgangspunkt für systematische Auswertungen dienen könnte, die interessante Einblicke zu Künstlern in einer Hansestadt versprechen: z. B. zu den Wanderbewegungen von Künstlern allgemein, zu Einwanderern aus den Niederlanden (z. B. Egidius Coignet, geboren 1530 in Amsterdam, Pieter van Berge, Maler und Hamburger Bürgermeister), zu Kupferstechern und Grafikern (z. B. Franz Hogenberg, der in den späten 80er Jahren des 16. Jh.s auch in Hamburg tätig war), zu Bildnismalern und ihren Karrieren, zu Malerfamilien (z. B. Gudernath) oder auch zu Künstlerinnen in der Frühen Neuzeit (z. B. Catharina Denner) oder im 19. Jh. (z. B. Charlotte Poppert und Marie Schmersahl-Kiöbge).

Anja Rasche

Kristina Hegner, *Aus Mecklenburgs Kirchen und Klöstern. Der Mittelalterbestand des Staatlichen Museums Schwerin* (Petersberg 2015, Michael Imhof Verlag, 335 Seiten, 479 Abbildungen). – Mit dem Bestandskatalog der Sammlung mittelalterlicher Kunst aus Kirchen und Klöstern im Staatlichen Museum Schwerin legt Kristina Hegner die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungsarbeit zur Kunstgeschichte Mecklenburgs vor. Einleitende Kapitel von der Autorin selbst zur Entstehungsgeschichte der Schweriner Mittelaltersammlung und der Kunstgeschichte Mecklenburgs ergänzen zwei Aufsätze von Anke G. Weidner und Gero Seelig. Weidner stellt den bisher weitgehend unbekanntem Bestand mittelalterlicher Textilien vor. Ein Großteil der erhaltenen Paramente und Leinenstickereien kam 1932 aus dem Klarissenkloster Ribnitz, das über seine Äbtissinnen eng mit dem mecklenburgischen Herzogshaus verbunden war, in das Schweriner Museum, weitere Stücke aus dem Zisterzienserinnenkloster zum Heiligen Kreuz in Rostock. Aufsatz- und Katalogteil bieten eine gute Grundlage für weitere Forschungen in diesem Bereich. Seelig referiert über den Verkauf des Thomas-Retabels des sog. Meister Francke und erläutert detailliert, wie die ursprünglich aus dem Hamburger Dominikanerkloster St. Johannis stammenden Tafeln 1859 nach Schwerin verkauft und fast 40 Jahre später von Alfred Lichtwark für die Hamburger Kunsthalle dem Schweriner Museum wieder abgekauft wurden. In ihrem einleitenden Kapitel zur Geschichte der Sammlung geht Hegner auch auf die Sammlungspolitik des Museums, die beteiligten Personen und deren Bemühungen um den Erhalt mittelalterlicher Kirchenkunst in Mecklenburg ein.

Der Katalogteil ist thematisch gegliedert in: Tauf- und Weihwasserbecken, Grabsteine, Altäre und Altarfiguren, Kirchenmobiliar, Altargerät, Reliquienbehältnisse, Architekturfragmente, Kleinbildwerke im Konvent und Arbeiten aus Bronze, Bein und Horn außerhalb des Kirchenraums. In chronologischer Abfolge innerhalb der jeweiligen Themenbereiche werden die einzelnen Exponate vorgestellt. Jede Katalognummer ist in guter Qualität und Größe bebildert. Die Textblöcke enthalten eine Kurzbeschreibung, kunsttechnologische Angaben, Erläuterungen (sofern zu erschließen) zu Funktion, Zuschreibung an eine Werkstatt oder Region, Stifter sowie eine zeitliche Einordnung. Allerdings ermöglicht erst eine Tabelle im Anhang, sich einen Überblick darüber zu verschaffen, welche Ausstattungstücke zusammengehören bzw. aus ein und derselben Kirche oder Kloster stammen. Eine Ausnahme bildet einzig der Abschnitt zu den Kleinbildwerken im Konvent. Er vereint die Andachtsbilder und Reliquiare aus den beiden Frauenklöstern Ribnitz und Zum Heiligen Kreuz.

Ergänzt wird der Katalogteil durch einen Anhang mit einem Verzeichnis der mittelalterlichen Glasfenster, die leider noch nicht fotografisch aufgenommen sind, einem Verzeichnis der aus dem Kunsthandel erworbenen Altartafeln sowie

der ehemals im Bestand vorhandenen Kunstwerke, die bei der Räumung des Schweriner Schlosses 1946 verloren gingen oder während der Auslagerung im Zweiten Weltkrieg aus Gutshäusern verschwanden. Zur Orientierung führt eine Karte im Anhang alle genannten Ortsnamen auf. Der Schweriner Mittelalterbestand bietet einen guten Überblick über die in den Hansestädten und ländlichen Gemeinden Mecklenburgs ehemals vorhandene Kirchenkunst, auch wenn diese sich nur zu einem geringen Teil erhalten hat. Für die Hanseforschung ergeben sich vielfältige Ansatzpunkte zu Fragen der Herkunft der kirchlichen Ausstattungsstücke aus verschiedenen Maler- und Bildschnitzerwerkstätten sowie deren Verbreitung im Land.

Kerstin Petermann

Das Lüneburger Rathaus, 2 Bde., Ergebnisse der Untersuchungen 2008 bis 2011, hg. von Joachim Ganzert (Beiträge zur Architektur- und Kulturgeschichte, Bd. 10.1/2, Petersberg 2014, Michael Imhof Verlag, 367/400 Seiten, 972 Abbildungen, davon 780 in Farbe) und *Das Lüneburger Rathaus* Bd. 3, Ergebnisse der Untersuchungen 2012 bis 2014, hg. von Joachim Ganzert (Beiträge zur Architektur- und Kulturgeschichte, Bd. 10.3, Petersberg 2015, Imhof Verlag, 461 Seiten, 447 Farb- und 68 S/W-Abbildungen). – Um es gleich vorwegzusagen: Das Projekt Lüneburger Rathaus und die Verschriftlichung der Forschungsergebnisse sind ein Meilenstein in der Rathausforschung! Mit der Fülle des Materials, den fast 1500 hervorragenden (Detail-)Fotos, Bauzeichnungen, Grund- und Aufrissen sowie anschaulichen schematischen Darstellungen ist es ein Fundament und ideales Vorbild für jede weitere Beschäftigung mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rathausbauten und ihren Ausstattungen, denn die einzelnen Beiträge sind in Form und Umfang eigenständige Einzelarbeiten, versehen mit äußerst umfangreichen Anmerkungsapparaten, in denen auch die ausgewerteten Schriftquellen im Wortlaut zitiert werden. Jede der Abhandlungen hätte eine eigene Rezension verdient. Um dem Werk jedoch rasch eine größtmögliche Aufmerksamkeit zu verschaffen, wird es hier im Ganzen vorgestellt.

In drei gewichtigen, großformatigen Bänden werden die Ergebnisse eines breit angelegten Forschungsprojektes zum Lüneburger Rathaus präsentiert, das, auf Antrag von Joachim Ganzert und Hermann Hipp durch die DFG und die Hermann Reemtsma Stiftung gefördert, in den Jahren 2008–2011 und 2012–2014 unter der Leitung von Joachim Ganzert durchgeführt worden ist.

Das Lüneburger Rathaus nimmt allein durch seine Größe und seine seit dem Mittelalter über die Jahrhunderte gewachsene bauliche Komplexität, vor allem aber mit seiner reichen wandfesten, vor Ort erhaltenen sowie museal ausgelagerten Ausstattung (Lüneburger Ratssilber, Staatliche Museen zu Berlin) unter den deutschen Rathäusern eine besondere Stellung ein. Obwohl darüber in der Fachwelt nie ein Zweifel bestand und der Lüneburger Bau seit

dem 19. Jh. Gegenstand zahlreicher Beschreibungen und (Einzel-)Studien war, spiegelte sich auch hier die viel zitierte grundsätzliche Forschungsproblematik wider: „Die mittelalterlichen Rathäuser gehören zu den Stiefkindern der Kunst- und Architekturgeschichte. Wohl keiner mittelalterlichen Bauaufgabe ist in den letzten 100 Jahren so wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden.“ (Stephan Albrecht, *Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland*. Architektur und Funktion, Darmstadt 2004, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 9). Für Lüneburg hat nun Joachim Ganzert „die in ihrer Vollständigkeit in vieler Hinsicht einmaligen Befunde und die damit zusammenhängenden sehr günstigen Forschungsvoraussetzungen“ (Bd.1, 8) erkannt und als Aufforderung verstanden, Fachkräfte, Wissen und Kompetenzen zu bündeln, um gemeinsam dieses Rathaus umfassend zu untersuchen. Das Ergebnis ist ein eindruckliches Zeugnis der fruchtbaren Zusammenarbeit verschiedener universitärer Institutionen und Disziplinen sowie der Vertreter der Stadt Lüneburg – Denkmalpflege, Stadtarchiv und Museum.

Ziel des von Joachim Ganzert initiierten, durch Forschungsgespräche sowie bauarchäologische Untersuchungen und Dokumentationen vorbereiteten Projektes war es, mit einem multidisziplinären Team aus Bauforschern, Kunsthistorikern, Historikern, Restauratoren, Stadtdenkmalpflegern und Archäologen den in sieben Jahrhunderten entstandenen „Lüneburger Rat-Häuser-Komplexbau“ (Bd. 1, 15) als Ganzes zu erforschen: Beginnend mit der Klärung des Entstehungsprozesses der Frühzeit im späten 13. Jh. sollten die gesamte Ausbau-Abfolge sowie die Ausstattungen vom Mittelalter bis ins 19. Jh. erfasst und analysiert werden. Grundlage waren umfassende, wissenschaftlich verlässliche Baubefundsaufnahmen (bereits vorhandene wurden um weitere formgetreue und steingerechte Aufmaße ergänzt), die systematische Auswertung der für Lüneburg glücklicherweise umfänglich erhaltenen Archivalienbestände, verschiedene bereits in den letzten Jahrzehnten vorgelegte kunsthistorische und restauratorische Arbeiten zu Einzelbereichen wie den hochwertig ausgestatteten Räumen sowie die dendrochronologische Datierung der Dachwerke.

Während in Band 1 und 2 die Rathaus-Entwicklung und -Ausstattung in Einzeluntersuchungen und -darstellungen vorgelegt werden, behandeln die Beiträge im dritten Band übergreifende Aspekte. Im Folgenden sollen die einzelnen Arbeiten kurz charakterisiert werden.

Band 1: Den Reigen eröffnet Michael A. Flechtner mit seinem Beitrag *Das Lüneburger Rathaus in den Schriftquellen des 13. und 14. Jahrhunderts*, in dem er die Etablierung der städtischen Verwaltung im 13. Jh., die Anlage des Neumarktes, die Heilig-Geist-Kapelle am Neumarkt, das Gewandhaus und die Dörnse (Kernbau Gerichtslaube) in einer korrespondierenden Lesung der für diesen Zeitraum nur spärlich überlieferten Schriftquellen und der

Befunde der Bauuntersuchungen beschreibt. *Die Marktfassade des Lüneburger Rathauses* untersucht Birte Rogacki-Thiemann. Die Baugeschichte gliedert sie in fünf Zustände, für die sie nach Analyse der Baubefunde sowie unterschiedlicher Schrift- und Bildquellen die Baugeschichte nachzeichnet und Rekonstruktionen vorschlägt. Ebenfalls untersucht sie die Skulpturen, die die Marktfassade zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Platzierung schmück(t)en. Bernd Adam versteht es, in Aufarbeitung der Schriftquellen und durch sorgfältigste Analyse seiner äußerst detaillierten Baubefunde die komplizierte *Entwicklung des Rathauskomplexes am Ochsenmarkt* im 15. und 16. Jh. nachzuzeichnen sowie die zahlreichen Eingriffe über die Jahrhunderte anschaulich zu machen. In ihrem Beitrag *Bild und Raum. Die Bilder der Herzöge, Könige und Kaiser im Fürstensaal des Lüneburger Rathauses* stellen Hansjörg Rümelin und Gisela Jaacks einleitend die Bau- und Nutzungsgeschichte des repräsentativen Festsales des Rates vor, der erst im 18. Jh. in den Quellen als Fürstensaal bezeichnet wird. In einer feinteiligen Analyse rekonstruieren sie das ursprüngliche Bildprogramm des Saales und seine Umgestaltung sowie die mehrfachen Instandsetzungen und programmatischen Ergänzungen. Der erste große Eingriff in die ursprüngliche Ausstattung mit Wandmalerei, die Anfertigung der Leinwandmalerei von Meister Hans im Jahre 1482, steht nach Meinung der Autoren im Zusammenhang mit den steigenden Repräsentationsanforderungen durch die Hansetagfahrten, die Lüneburg zwischen 1474 und 1485 sogar fast jährlich auszurichten hatte. Edgar Ring dokumentiert in einem kurzen Beitrag die *Archäologie und das Lüneburger Rathaus*.

Band 2: Der Beitrag von Katrina Obert, bei dem es sich um ihre Dissertation handelt, untersucht *Architektonische Manifestationen von Gerichtsbarkeit. Die Befunde am Lüneburger Rathaus*. In einer ausführlichen Abhandlung stellt sie ihre sorgfältig bebilderten bauhistorischen Untersuchungen zum Alten Rathaus, zum Riehthaus und zum Neuen Rathaus vor sowie nach einem rechtshistorischen Exkurs die nun gesicherte Lokalisierung der Gerichtsinstitutionen. Sie ergänzt ihre Arbeit durch einen reich mit Rissen und Bildern versehenen *Rathäuser-Katalog*, der 32 Rathäuser enthält, für welche sie neben den wichtigsten Daten vor allem die Gerichtsorte in den Bauten erfasst hat. Während in allen Beiträgen mit ihrer minutiösen Aufarbeitung des Forschungsstandes, der systematischen Auswertung von Archivalien, Bau-, Grabungs-, Ausstattungsbefunden und Restaurierungsbefunden das Rathaus in der Stadt Lüneburg konzentriert analysiert wird, öffnet Joachim Ganzert in seiner Abhandlung *Herrschaft als Vergegenwärtigung. Zum Niedergericht im Lüneburger Rathaus und zur Archetypik sakraler Herrschaftslegitimation* für seine Erörterung der Legitimation von Herrschaftsausübung und Rechtsprechung einen räumlich, zeitlich und ideengeschichtlich weitgespannten

Bezugshorizont in die altorientalischen bzw. alttestamentarischen Kulturen. Ausgangs- und Endpunkt seiner Betrachtung ist die Niedergerichtslaube, die für ihn "die eigentliche Schlüsselrolle hinsichtlich eines grundsätzlichen Untersuchungsanliegens am Lüneburger Rathaus" (Bd.1, 7) darstellt und die er mit ihrer architektonischen Konzeption und Ausstattung in die Tradition der *translatio* antiker Sakral- und Herrschaftskonzepte einreicht. Barbara Uppenkamp leistet in ihrem Beitrag *Politische Ikonographie im Rathaus zu Lüneburg* eine grundlegende, die ganze Bedeutungsfülle erfassende Analyse der komplexen Raumausstattungen mit ihren reichen Bildprogrammen. Ein besonderer Abschnitt ist den Darstellungen der Vision Daniels von den vier Weltreichen gewidmet.

Band 3: Carolin Sophie Prinzhorn ist hier mit zwei Abhandlungen vertreten: In der ersten *Zur Topographie und Siedlungsgeschichte der Stadt Lüneburg* stellt sie die Entwicklung Lüneburgs von den präurbanen Siedlungskernen – *mons, fons, pons* – über die Ausbildung der urbanen Siedlung bis zum inneren und äußeren Ausbau der Stadt dar. In der zweiten *Der Rat in der Stadt. Das städtische Bauwesen im Spiegel der Baubuchüberlieferung 1409 bis 1499* untersucht sie die Baulichkeiten, die der Rat als Organ der Stadt innerhalb des Stadtgebietes hat errichten lassen und die Aufwendungen für diese sowie die Einnahmequellen der Baukasse. Ausgaben und Einnahmen der Baukasse sowie Aufwendungen für den Holzeinkauf dokumentiert sie in übersichtlichen Tabellen. Seinen Beitrag *Die Heilig-Geist-Kapelle – Eine Keimzelle des Lüneburger Rathauses im Kontext der Rathaus-Kapellen des 14. Jahrhunderts* widmet Michael A. Flechtner der Heilig-Geist-Kapelle und stellt sie bzw. ihre Nutzung als Ratskapelle weiteren Beispielen vergleichend gegenüber, nicht ohne den Bautypus Rats- oder Rathauskapellen differenzierend zu charakterisieren. Die Heilig-Geist-Kapelle, seit 1297 als Rathauskapelle nachweisbar, kann er als älteste ihrer Art bestimmen. Bernd Adam untersucht die *Verteilung historischer Nutzungen und Raumgruppenbildung im Lüneburger Rathaus*. Räumliche und funktionale Zusammenhänge zwischen Gewandhaus, Fürstensaal und den verschiedenen Versammlungsräumen des Rates in Lüneburg werden zusammenfassend dargestellt und mit Konstellationen in anderen Rathäusern vergleichend betrachtet. Er kann aufzeigen, dass in Lüneburg – anders als in anderen Rathausbauten – das Gewandhaus nur als Tuchhalle diente und nicht für Ratsversammlungen oder als städtischer Festsaal genutzt wurde. Heilig-Geist-Kapelle und die neben dieser gelegene Tuchhalle werden erst durch den Anbau der Ratsstube Teile des Rathauskomplexes. Hermann Hipp verweist in seinem Beitrag *Bilder im Rathaus* noch einmal auf „das besondere Profil Lüneburgs und seine Vernetzung in der Bilderwelt und Geschichte der Frühen Neuzeit“ (Bd. 3, 207) und trägt mit seinen „Beobachtungen“ zur Rezeption der Bilder, zum Bildungshorizont

der Akteure, zu Witzendorff-Epitaph und Lüneburger Spiegel zum weiteren Verständnis der Rathausausstattung und ihrer komplexen Ikonografie und Ideengeschichte bei. Bestechend ist seine These der „Einräumigkeit“: Die Bildprogramme von Ratsdörnse, Fürstensaal und Großer Ratsstube seien immer jeweils auf einen einzigen Raum beschränkt. Es gebe kein dekoratives Gesamtprogramm des ganzen Rathauses. Birte Rogacki-Thiemann lenkt in ihrem Beitrag *Die „stylgemässe“ Erneuerung des Lüneburger Rathauses im 19. und frühen 20. Jahrhundert* den Blick auf die Jahre 1858 bis 1919, als „fast alle Gebäudeteile des großen Rathauskomplexes einmal ‚angefasst‘ und mehr oder weniger baulich überarbeitet“ wurden (Bd.3, 252). Ihre Darstellung umfasst die Baumaßnahmen unter den Stadtbaumeistern Maske (1858 – 1889) und Kampf (1890 – 1918), die, wie sie zeigen kann, am gleichen Bauprojekt mit doch ganz unterschiedlichen Zielen gearbeitet haben. Umbauten, Ausbauten, Überarbeitungen, Restaurierungen und Renovierungen der einzelnen Bauteile und Innenräume werden in chronologischer Abfolge ausführlich beleuchtet.

Eingerahmt und resümierend verklammert sind die oben beschriebenen Forschungsarbeiten durch die von Joachim Ganzert verfassten Einleitungs- und Schlusskapitel *Zur ‚Rathaus‘-Genese. Einführende Ergebnis-Zusammenfassung* (Bd.1) und *Das Lüneburger Rathaus und seine fünf Aggregatzustände* (Bd. 3). Hier wird – die Ergebnisse der Einzelbeiträge zusammenfassend – noch einmal die Entwicklung des Rathausbaues und seiner Ausstattung als Ganzes in einem chronologischen Gesamtüberblick dargestellt. Mit einer Vielzahl von höchst anschaulichen, farbig differenzierten schematischen Schaubildern – „dreidimensionalen Überblicksperspektiven“ – und zahlreichen weiteren Abbildungen beschreibt Ganzert das Lüneburger Rathaus als „Paradebeispiel einer Legitimationsgeschichte.“

Die Entscheidung, die Forschungsergebnisse in einzelnen großen Abhandlungen zu präsentieren, ist konsequent und für den Gebrauch dieses Werkes vorteilhaft. So kann man sich – ganz nach Fachinteresse – einen eigenen Zugang schaffen: Ein untergliedertes Ortsregister (Ort, erwähnte Bauten) sowie ein umfassendes Personenregister, in dem die Namen der Künstler, Handwerker, Schaffenden und Persönlichkeiten mit ihren Daten verzeichnet sind, sowie ein ausführliches Inhaltsverzeichnis aller drei Bände (alles in Bd. 3) erleichtern die Handhabung der Texte. Darüber hinaus enthalten alle Bände ein eigenes Literaturverzeichnis.

Deutlich zeigen die vorgelegten Ergebnisse des Projektes zum Lüneburger Rathaus, dass der Bau als profanes Zentrum der Stadt Entwicklungen bzw. Veränderungen der politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und intellektuellen Verhältnisse der Stadt in seinem Baukörper und seinen architektonischen Formen sowie in seiner Ausstattung vielfältig widerspiegelt. Die in Anlage,

Ausstattung und Umfang beeindruckenden Bücher, die der Michael Imhof Verlag in bewährter Weise sehr sorgfältig verlegt hat, ermutigen und fordern geradezu auf, weitere Rathäuser mit einem ebenso multidisziplinären Forschungsansatz und vor allem auf der Grundlage umfassender bauhistorischer Befundaufnahmen systematisch zu untersuchen und zu dokumentieren bzw. die vielerorts für andere Rathausbauten bereits in Einzelforschungen vorliegenden Ergebnisse zusammenzufassen. In weiteren Schritten wären dann – auch in einem größeren räumlichen Kontext – vergleichende Studien möglich.

Eine rege Rezeption ihres Werkes und fruchtbare Diskussionen – auch innerhalb der Hanseforschung – ist allen Autoren herzlich zu wünschen!

Juliane Marquardt-Twarowski

Julia Trinkert, *Flügelretabel in Mecklenburg zwischen 1480 und 1540. Bestand, Verbreitung und Werkstattzusammenhänge* (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 120, Petersberg 2014, Michael Imhof Verlag, 464 Seiten, 281 Farb- und 119 S/W-Abbildungen). – Das Inhaltsverzeichnis dieses prächtigen Bandes liest sich vielversprechend und lässt die klassische Bearbeitung eines Retabelbestandes in einem begrenzten Gebiet erwarten, vertieft durch historische, kultur- und kirchengeschichtliche Hintergrundinformationen. Die Grenzziehung wird etwas vage zusammengefasst: „Für das gewählte Untersuchungsgebiet grenzbestimmend sind daher benachbarte Kunstzentren in Norddeutschland und dem südlichen Ostseeraum mit ihren Absatzgebieten.“ (13) Darüber hinaus wird eine Klärung der Werkstattorganisation, sowohl die übergeordnete der Ämter und der ihnen zugeordneten Gewerke, als auch die der praktischen Fertigung der Retabel, angekündigt. Beim Durchblättern sind neben der reichen Bebilderung des Katalogteiles und vieler Abbildungen im Text, die Vergleiche verdeutlichen sollen, Grafiken zu entdecken, die eine statistische Auswertung unterschiedlicher Aspekte der untersuchten Retabel erwarten lassen. Das Konzept, das Trinkert ihren Betrachtungen zugrunde legt, erscheint gut durchdacht und verspricht eine klare Strukturierung des Bestandes. Dazu sollte auch die Einrichtung einer Datenbank beitragen, die dem Katalog der Werke zugrunde liegt, der sich im letzten Teil des Buches befindet.

Um es gleich zu sagen, diese Erwartungen werden leider nicht erfüllt. Eindrucksvolle Grafiken (32, 33, 55, 56, 57) sollen die Anzahl der erhaltenen Kunstwerke mit Prozentanteilen sowie ihre geografische und zeitliche Verteilung verdeutlichen. Der Wert ihrer Aussage wird jedoch auch von der Autorin selbst immer wieder stark relativiert, denn das unbekannte Ausmaß der Verluste macht jede statistische Darstellung obsolet. Ähnliches ist von einer weiteren Grafik (49) zu sagen, die die unterschiedlichen Abmessungen der Retabel aufzeigt und daraus Kategorien ihrer Verwendung ableitet. Na-

heliegender ist die Vermutung, dass die Altarschreine auf Maß je nach dem zur Verfügung stehenden Platz gefertigt wurden, denn die Unterschiede betragen nur wenige Zentimeter. Auch der Sinn der Grafiken zu Retabelarten und ihrer Binnengliederung und zur Häufigkeit von Bildprogrammen (67, 141) erschließt sich nicht.

Fertigungstechnische Betrachtungen wirken unlogisch, vielleicht unverständlich. Einige Beispiele seien angeführt: „Umrisslinien für Konstruktionen oder Ornamente, die später vergoldet oder versilbert wurden, ritzte man mit stumpfen Nadeln in den weichen Kreidegrund des Bildträgers, da sie später durch die Metallauflagen verdeckt wurden.“ (53) Die Umrisslinien legen vor allem die Bereiche fest, die nicht mit Blattmetall belegt werden sollten, da sie später ohnehin von davor platzierten Skulpturen, Architekturteilen oder Schleierbrettern verdeckt sein würden. Sie sind daher ein Zeichen für die sparsame Verwendung teurer Materialien. Vielleicht müsste es auf Seite 65 heißen „Bei Skulpturen ... lassen sich zudem zweierlei Schraffuren erkennen, die in den Zusammenhang der [geplanten] Aushöhlung zu stellen sind.“ Was ist mit dem „stehenden Rand“ (ebd.) gemeint, auf dem sich „gekreuzte Schnitte oder Gravuren“ befinden? Und weiter: „Auf den Rückseiten ... erscheint eine vergleichbare, jedoch weniger sorgfältig ausgeführte Struktur auf dem auszuhöhlenden Bereich. Diese Markierung könnte als verlorene Zeichnung aufgefasst werden, die durch das Aushöhlen zerstört wurde.“ Es muss heißen „zerstört worden wäre“, weil die Aushöhlung ja nicht vorgenommen wurde.

Trinkert erläutert, dass mit Wagenschott „besonders hochwertiges, radial gespaltenes Eichenholz“ bezeichnet wurde. Kein Wunder, dass es „gestattet war“, es zu verarbeiten. Allerdings kann man von der Dicke der verarbeiteten Bretter nicht auf ihre Herkunft schließen (61). Wir erfahren, dass Wagenschott aus dem Baltikum und Polen über Danzig nach Hamburg, Lübeck und in die wendischen Städte eingeführt wurde (ebd.). Wenig später wird die Verwendung von Eichenholz auf „naturräumliche Faktoren“ zurückgeführt (64).

Ein weiteres Beispiel: Trinkert stellt fest: „Bei einigen Werkstätten deutet vieles auf eine Bevorratung von Skulpturen hin, die im Bedarfsfall mit entsprechenden Attributen versehen werden konnten“ (52). „Vieles“ wird nicht genauer spezifiziert und als Indiz für diese Annahme lediglich ein Standardmaß von „etwa 36 cm, 50 cm und 80 cm“ (52) genannt. „Diese [Skulpturen, Charlotte Klack-Eitzen] seien je nach Bedarf für die Ausstattung der Retabel verwendet worden“ (52). Skulpturen werden aber individuell gestaltet, je nachdem, welchen Heiligen oder welche Heilige sie darstellen. Das Anfügen von Attributen ist im Einzelfall gar nicht möglich: Attribute werden auf spezifische Art gehalten, z.B. ein Buch, ein Kelch oder die Keule – sie lassen sich nicht einfach nachträglich anfügen, willkürlich austauschen, da sie Auswirkungen auf die Körperhaltung haben und weitere Details wie Haartracht und Kleidung (z.B. Apostel, hl. Bischöfe

etc.) schon bei der Gestaltung des Holzblocks Berücksichtigung finden müssen. Außerdem: Welchen Vorteil sollte eine serielle Fertigung für divergierende Retabel mit unterschiedlichen Heiligenprogrammen überhaupt haben? Sehr wohl gibt es vielerorts Hinweise auf einzelne Heiligenfiguren, in erster Linie Madonnen, die für den Handel mit Kunstwerken seriell gefertigt werden konnten und wohl auch an Verkaufsständen angeboten wurden. Retabel dagegen sind in aller Regel Auftragswerke, wie auch Trinkert an anderer Stelle (48) feststellt.

Die Werkzuschreibungen beanspruchen den größten Platz im zweiten Teil der Abhandlung. Hier wird eine Fülle von Material ausgebreitet, leider so unübersichtlich, dass die Aussagekraft dabei verloren geht. Ohne die beobachteten charakteristischen Merkmale tatsächlich sorgfältig zu beschreiben, werden diese nur knapp benannt, an einer Anzahl von Skulpturen lokalisiert und damit Verbindungen hergestellt. Der Detailreichtum der angenommenen Querverbindungen verdeckt die großen Linien. Dem Leser wird es nicht leicht gemacht, Trinkerts Überlegungen nachzuvollziehen, denn die dafür notwendigen Abbildungen wären, so die Autorin, im Katalog zu finden. Häufig ist die Katalognummer aber nicht angegeben oder das Stück dort gar nicht aufgeführt. Gleiches gilt für den Nachvollzug der Verwendung von grafischen Vorlagen, die dem Bildschnitzer vorgelegen haben mögen.

Die Beschreibung der Bestände umfasst auch Neustiftungen aus späterer Zeit. Das ist berechtigt, wenn mittelalterliche Komponenten weiter verwendet werden. Kanzelaltäre aus dem 17. Jh. gehören allerdings nicht in diesen Zusammenhang (35).

Im dritten Teil erläutert Trinkert den stilistischen Einfluss, den andere Regionen auf die Produktion in Mecklenburg ausgeübt haben könnten. Mit den oben bereits angedeuteten Schwierigkeiten ist der Vergleich mit benachbarten Gegenden einigermaßen nachvollziehbar. Wenn sich die Gemeinsamkeit mit Westfalen jedoch auf heruntergeschlagene Augenlider (200) beschränkt, muss man sich fragen, ob hier nicht die Gelegenheit ergriffen wurde, in einem Rundumschlag die deutsche Skulptur und Malerei um 1500 unter einem mecklenburgischen Blickwinkel darzustellen. Verdienstvoll ist zweifellos der Abdruck der immer wieder herangezogenen Quellen. Leider wird weder deutlich, nach welchen Kriterien Trinkert die Quellen ausgewählt hat, noch wird im Text darauf hingewiesen, dass und wo die zitierten Stellen in ihrem Band zu finden sind.

Das Buch schließt mit einem reich bebilderten Katalog, der alle Stücke umfasst, die den behandelten Werkgruppen zugeordnet werden konnten. Vor allem die Detailfotos wären im Textteil besser untergebracht gewesen und hätten zum Verständnis der Ausführungen beigetragen. Jede Nummer endet mit der Rubrik „Programm“, in der als erstes die Bezeichnung des Gesamtwerkes genannt ist, wie z.B. „Triptychon“ (310), „Fragment eines

Retabels“ (312), Leuchterfiguren (403) oder „Andachtsbild“ (420), aber auch „Statuette“ (392) und „auf einem Stützbalken“ (313) oder „an den Kreuzesenden Evangelistensymbole“ (351, 357). Die Bezeichnungen sind sicher in der Überschrift der jeweiligen Katalognummer sinnvoll. Der Punkt „Programm“ hätte bei Einzelskulpturen entfallen können, und die heutige Aufstellung in einem weiteren Unterpunkt Erwähnung finden können. Ob man die Darstellung eines Hl. Christophorus als Andachtsbild (420) bezeichnen kann, ist fraglich, erst recht die des Simon von Kyrene, eine Skulptur, die sich als Fragment einer Kreuztragungsgruppe erhalten hat. (308)

Der Text ist sprachlich an vielen Stellen problematisch, durch unklare Bezüge schwer verständlich, stellenweise grammatisch falsch. Eine sorgfältige Korrektur hätte sich daher klärend ausgewirkt und nicht nur Schreibfehler ausgemerzt, von den Bezeichnungen der Bistümer „Razeburg“ und „Schwein“ (21, 137–139, 182–183), die in jeder Karte erneut auftauchen, gar nicht zu reden.

Letztlich dürfte wohl die für eine Dissertation viel zu große Anzahl der zu behandelnden Objekte (129) in Kombination mit der Tatsache, dass die wissenschaftliche Fragestellung zu umfangreich und unspezifisch ist, der Hauptgrund dafür sein, dass die zusammenfassenden Ergebnisse dieser Untersuchung nicht überzeugen können. Es bleibt das Verdienst der Autorin, das bisher vernachlässigte Material in Mecklenburg für die kunsthistorische Forschung zusammengestellt zu haben. *Charlotte Klack-Eitzen*

Rostislav Tumanov, *Das Kopenhagener Stundenbuch. Bildprogramm und Layout im Kontext Spätmittelalterlicher Lektüre- und Andachtspraktiken* (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst, Bd. 9, hg. von Ulrich Rehm, Bruno Reudenbach, Barbara Schellewald, Silke Tammen, Köln – Weimar – Wien 2017, Böhlau Verlag, 295 Seiten, 77 teils farbige Abbildungen). – Jeder Hanseforscher und jeder Rezensent nimmt auch im Zeitalter von Internet, Social Media, E-Books und Digitalisierungsanstrengungen allerorten regelmäßig ganz normale Bücher zur Hand, also analoge, reale, dreidimensionale Objekte. Welch faszinierende Gestaltungsmöglichkeiten diese bereithalten, führt die zu besprechende, an der Universität Stuttgart eingereichte kunsthistorische Dissertation von Rostislav Tumanov vor Augen und ordnet sie in den Kontext mittelalterlicher illuminierten Bücher ein. Tumanov untersucht das sogenannte Kopenhagener Stundenbuch (Det Kongelige Bibliotek, Ms. Thot. 541 4°), das um 1500 in Tour entstand und dem Buchmaler Jean Poyet zugeschrieben wird. Es zeichnet sich durch eine Besonderheit aus: In das Stundenbuch sind 16 rautenförmige Miniaturen integriert, die sich mit rautenförmigen Öffnungen derart abwechseln, dass sie den Durchblick auf die nächste Miniatur freigeben. Diese Zwischenblätter lassen so eine Art Sehschacht entstehen, durch den sich

der Leser der nächsten Miniatur nähert. Der Lesevorgang wird so zu einem Spaziergang zwischen den Miniaturen, das Buch als dreidimensionales Objekt erfahrbar. „Der Blick ins Buch ist zugleich auch ein Blick in die Tiefe eines ‚Raumes im Buch‘“ (9). Die einzige weitere bekannte Handschrift, die diese Möglichkeit ebenso nutzt, ist das sogenannte Petau Stundenbuch, das aus derselben Werkstatt stammt. Da sich dieses Buch allerdings in Privatbesitz befindet, wurde die Erforschung empfindlich behindert: weder war ein Studium des Originals möglich, noch durften Abbildungen veröffentlicht werden. Tumanovs Vergleich dieser beiden Bücher hat ergeben, dass die Gestaltung des Petau Stundenbuches gänzlich andere Ziele verfolgte als diejenige des Kopenhagener Stundenbuches.

Während das Buch der Gegenwart zumeist einen weitgehend einheitlichen Textblock auf jeder Seite aufweist und so den Inhalt über die Gestaltung und Materialität der einzelnen Seiten stellt, war das bei mittelalterlichen Codices ganz anders. Bei diesen handelt es sich „ganz offensichtlich um Unikate, überdies multimediale Gebilde [...], welche in Gedanken an einen individuellen Empfänger und einen spezifischen Gebrauch entworfen wurden.“ (10) Insbesondere die Gestaltung von Stunden- und Gebetsbüchern dient deren Funktion und unterstützt den Leser bei seiner Andacht als „mnemotechnische Hilfe“ zur schnellen Wiederauffindbarkeit und für „visuelle Stimuli und Textkommentare“ (10). Die Untersuchung des Buches als Raum im Zusammenhang mit spätmittelalterlichen Andachtskonzepten und -praktiken sowie sozialhistorische Fragestellungen zum Besitzer sind Kernanliegen der Untersuchung. Genau das ist auch im Hansezusammenhang von Interesse, erfährt der Leser doch viel über die mittelalterlichen Vorstellungen des Sehens generell und über den Zusammenhang mit der mittelalterlichen Andachtspraxis und damit über die Funktion dieser besonderen und kostbaren Bücher, die auch im Hanseraum behandelt wurden.

So sind nach mittelalterlicher Auffassung drei Sehmodi zu unterscheiden: körperlich, spirituell und intellektuell. Im Vergleich galt das körperliche Sehen als defizitär, wurde aber trotzdem als notwendige Voraussetzung für jede Form von Erkenntnis angesehen. Wegen der Gefahr der „Blickverführung“ (252) und der damit verbundenen Konzentration auf weltliche Dinge, sollte es überwunden werden. Das körperliche Sehen bedeutet die Aufnahme von Bildern, die von verschiedenen Sinnen verarbeitet und im Gedächtnis gespeichert werden (Memoria). Damit verfügte man über eine Art Vorratskammer von Bildern, denen eine große Wirkmacht zugesprochen wurde, die den Menschen umformen könne. Bilder verfügten, so die Auffassung, über größere affektive Kraft als Gehörtes und könnten so wesentlich zur Andacht beitragen. Tumanov interpretiert die spezielle, unikale Gestaltung des Kopenhagener Stundenbuches in diesem Kontext als Reflexion der mittelalterlichen

Auffassung des Sehens. Die Öffnung des Buchblocks soll eine Form der Wahrnehmung anschaulich machen, die über die Grenzen der rein physischen Wahrnehmung hinausgeht. Das Buch wird als raumhaltiges Gebilde genutzt, in dem zum Beispiel die Verkündigung als kurzzeitige Überbrückung der göttlichen und der menschlichen Sphäre in besonders anschaulicher und die Andacht unterstützender Weise dem Leser vor Augen geführt wird. Dieser ist durch seine Bewegung innerhalb des ‚Textgebäudes‘ des Buchraumes durch Umblättern selbst aktiv tätig. Stundenbücher sind Andachts- und Gebetsbücher, die den Blick des Lesers aus der sichtbaren Welt nach innen lenken sollen im Sinn des spirituellen Sehens, mit den Augen des Herzens. Die Verzahnung von Text und Bild gelingt durch die spezielle Gestaltung des Sehschachts. Diese aufwendige und komplexe Gestaltung setzt umfangreiche Planung und hohen Ausführungsaufwand voraus, ist also keinesfalls eine Sparmaßnahme. Mit dem Sehschacht-Effekt wird Ablenkung vermieden, vielleicht bedeutet er sogar eine bewusste Abwendung vom Illusionismus? Schritt um Schritt, von Szene zu Szene wird die andächtige Lektüre und spirituelle Schau wirkungsvoll unterstützt. „Der Akt innerer Versenkung wird so zum Eintauchen in einen von Texten und Bildern erfüllten Buchraum.“ (256) An die Stelle illusionistischer Durchbrechung tritt die tatsächliche – die Gestaltung geht somit an die Grenzen des Möglichen. Das Kopenhagener Stundenbuch ist ein einzigartiges Beispiel für die intellektuelle Reflexion über das Sehen im Kontext mittelalterlicher Andacht.

Da leider weder die Provenienz noch der Auftraggeber des Buches bekannt sind, bleibt der konkrete Bezug zum Hanseraum zwar vage, die Rezeption dieser Publikation aber auf übergeordneter Ebene auf jeden Fall lohnend. Nur nebenbei bemerkt sei, dass im historischen Buchbestand der Hansestadt Stralsund zwei nordfranzösische Stundenbücher überliefert sind (HS 999, HS 971, vgl. ihre Kurzvorstellung im Band *Stralsunder Bücherschätze*, Wiesbaden 2017, 58 und 60), ohne dass wir bisher wüssten, wie diese dorthin gelangten. *Anja Rasche*

Zur Geschichte der Niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Territorien

Bearbeitet von *Volker Henn, Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann*
und *Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. Arend Mihm, *Mehrsprachigkeit im mittelalterlichen Köln* (Mittelalterliche Stadtsprachen, hg. von Maria Selig und Susanne Ehrich, Regensburg 2016, Schnell & Steiner, 19–44), macht am Beispiel der Rheinmetropole deutlich, dass Mehrsprachigkeit – quellenmäßig freilich nicht leicht zu fassen, weil sie sich zu einem großen Teil im mündli-

chen Sprachkontakt vollzog – einen wichtigen Beitrag zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Stadt lieferte. Vf. unterscheidet verschiedene Formen resp. Ebenen der Mehrsprachigkeit. Eine erste in der Spätantike und im frühen Mittelalter, als die Vermischung von galloromanischen und ripuarischen sprachlichen Elementen die Basis für die Verständigung der diversen Bevölkerungsgruppen untereinander schuf. Sprachliche Kontaktvarietäten ergaben sich ferner dort, wo sich nach Ausweis der Schreinskarten zugezogene Minderheiten in bestimmten Bezirken der Stadt niedergelassen hatten, die sich untereinander weiterhin in ihrer jeweiligen Herkunftssprache unterhielten, diese ansonsten aber dem Ripuarischen anpassten. Mit dem Anstieg der städtischen Schriftlichkeit seit dem 12. Jh. wird die schon seit dem frühen Mittelalter bestehende lateinisch-riparuarische Zweisprachigkeit deutlicher erkennbar, die sich in der Folge zugunsten der Volkssprache entwickelte und in der gesprochenen Form schichtenspezifische Varietäten hervorbrachte. Daneben gab es eine berufsbezogene Fremdsprachigkeit, die insbesondere aus der kaufmännischen Tätigkeit der betroffenen Kölner Bürgern resultierte, sowie eine „kulturorientierte Mehrsprachigkeit“ (35), wobei sich das Französische und das Flämische, bald auch das „Oberländische“ besonderer Wertschätzung erfreuten. Insgesamt ist es dem Vf. trotz der quellenbedingten Hindernisse in seiner „Pilotstudie“ gelungen, ein sehr vielgestaltiges Bild der mittelalterlichen Mehrsprachigkeit in Köln zu zeichnen, die gegen Ende des Mittelalters auch einen Sprachwechsel hin zum „Oberländischen“ herbeiführte. V.H.

Cybele Crossetti de Almeida, *Führende Kölner Familien im Spätmittelalter. Eine prosopographische Untersuchung* (Göttingen 2015, Cuvillier Verlag, 415 Seiten, Karten und Tabellen, CD-ROM), nimmt die stadtkölnische Elite zwischen der Revolution von 1396 bzw. ihrer Vorgeschichte ab 1391 und dem Aufstand von 1512/13 in den Blick. Mit den Hirtze, die auch nach 1396 noch zur Führungsschicht zählten, den Dauwe, die erst ab 1396 im Rat vertreten waren, und den erst im 15. Jh. politisch einflussreichen Wasservasse wurden drei repräsentative Kernfamilien sowie 23 weitere mit diesen eng verbundene Familien ausgewählt und umfassend prosopografisch aufgearbeitet. Dies belegt nicht zuletzt der umfangreiche, dem Band als CD-ROM beigegebene Katalog, der Lebensdaten, familiäre Verbindungen, Wohnort sowie wirtschaftliche und öffentliche Tätigkeiten für gut 100 Personen erfasst. Herangezogen wurde dazu ein umfangreiches Quellencorpus, das neben den Schreinsbüchern auch Heiratsurkunden, Testamente, Universitätsmatrikel und Prozessakten umfasst. Die prosopografische Auswertung ist Grundlage für das zentrale Anliegen der Arbeit, die Rekonstruktion politischer, sozialer und wirtschaftlicher Strategien der Kernfamilien zu Ausbau und Sicherung ihres

Status als Teil der städtischen Führungsschicht. Das mit „Machtausübung“ überschriebene erste Großkapitel (29 – 142) konzentriert sich zunächst auf die Wege zur Teilhabe am Stadtregiment und untersucht Oligarchisierungsprozesse sowie Karrieremuster innerhalb der Kölner Führungsschicht, die es in dieser Geschlossenheit nicht gegeben hat. Neben Erkenntnissen zur Binnendifferenzierung dieser Führungsschicht macht dieses Kapitel bereits deutlich, dass politische Partizipation untrennbar mit der im zweiten Großkapitel analysierten „Suche nach Ansehen“ (143 – 261) verbunden war, die sich auch über eheliche und freundschaftliche Verbindungen oder auch Erbteilungsstrategien vermittelt und ein Kernanliegen der gesamten Familie war. Im letzten Großkapitel rückt dann der „Reichtum“ (263 – 329) in den Blick, der politische Abkömmlichkeit und Ansehen beförderte, dessen Grundlagen sich im Laufe des Spätmittelalters jedoch verlagerten, wie die Rekonstruktion der wirtschaftlichen Profile der ausgewählten Kernfamilien belegt. Die Arbeit liefert insgesamt zahlreiche wichtige Detailergebnisse zu Formierung, Bedeutung und Binnendifferenzierung der Kölner Führungsschicht, die mit einem deutlicher ausgeschärfen theoretisch-begrifflichen Zugriff noch an Zugkraft hätten gewinnen können. So erscheinen z. B. die Reduktion des Partizipationsbegriffes auf seine politische Dimension oder auch Schlagworte wie Macht oder Ansehen stark erklärungsbedürftig. Es bleibt jedoch das unbestrittene Verdienst der Arbeit in minutiösen prosopografischen Studien politik-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte zu verknüpfen und für weitere Forschungen anschlussfähig zu machen. S. N.

Volker Herrmann (mit einem Beitrag von Ralf-Jürgen Prilloff), *Ein Handwerks- und Gewerbequartier der Pfalz Duisburg – archäologische Ausgrabungen zwischen Münz- und Schwanenstraße* (Studien zur Archäologie Europas, Bd. 24, Bonn 2014, Habelt, 288 Seiten, zahlr., teils farbige Abbildungen). – H., von 2006 bis 2011 Stadtarchäologe in Duisburg, bietet eine detaillierte Fundauswertung der 1983/84 noch von Günter Krause geleiteten Notgrabung auf einem Areal zwischen der (heutigen) Schwanen- und der Münzstraße, d. h. zwischen der befestigten ottonisch-salischen Pflanzanlage und dem damaligen Hafen. Ergraben wurden 13 Gruben- und drei Pfostenhäuser des 9. und 10. Jh.s, die, wie die Fundumstände zeigen, von Handwerkern bewohnt und genutzt wurden (Weber, Gerber, Knochenschnitzer und metallverarbeitende Gewerbe); inwieweit die vorgefundene Importkeramik „auf einen engen Zusammenhang von handwerklicher Produktion und überregionalem Handelsgeschehen“ (72) hindeutet, muss allerdings offenbleiben. Vf. schließt jedoch nicht aus, dass die im 9. Jh. erwähnte Niederlassung friesischer Händler im Bereich der Schwanenstraße zu suchen sein könnte. – Ergraben wurden außerdem drei hochmittelalterliche Pfostenhäuser, ein erster Stein-

bau und Spuren von Wegebefestigungen aus der zweiten Hälfte des 12. Jh.s. Diese Befunde deuten, so Vf., auf eine veränderte Nutzung des Areals, das nicht mehr von Handwerkern, sondern von Händlern bewohnt wurde. Diese Veränderung sieht Vf. im Kontext der Entstehung eines Handelszentrums im Bereich des (gegenüber gelegenen) Alten Marktes und der Umwandlung der frühmittelalterlichen Pfalzstadt in die bürgerliche Reichsstadt Duisburg, die er auch in anderen Teilen der Stadt beobachtet. Bezüglich der weiteren Entwicklung im späten Mittelalter erweist sich der Grabungsbefund als wenig aufschlussreich. Einzelne Funde machen immerhin deutlich, dass in diesem Bereich bis ins 18. Jh. relativ wohlhabende Bürger ansässig gewesen sind. Der Fundauswertung vorausgeschickt sind relativ knappe, aber doch sehr substantielle Ausführungen zu den topografischen Voraussetzungen der Besiedlung des Duisburger Raumes im Mittelalter sowie zur Entwicklung der Stadt von der Römerzeit bis ins späte Mittelalter. *V.H.*

Der 61. Band (2016) der „Duisburger Forschungen“ geht zurück auf eine Vortragsreihe des Landesarchivs NRW zu „Duisburger Identität(en) im Wandel der Zeit“ und nimmt in dreizehn, zumeist neuzeitlich ausgerichteten Beiträgen ausgewählte Themenfelder, die Wahrnehmung und Selbstverständnis der Stadt geprägt haben bzw. noch prägen, in den Blick. Verbindungslinien zur hansischen Geschichte bietet Bernhard Weber, *Stadt – Land – Fluss. Duisburgs Identität als Hafenstadt am Rhein* (219–238): W., Leiter des Museums der Deutschen Binnenschifffahrt, zeichnet zunächst die Entwicklung des Handels- und Hafensorts Duisburg von der römischen bis in die heutige Zeit nach, um dann erste Ideen zur Bedeutung des Rheins als Transportweg für die Werte von Humanismus und Aufklärung zu skizzieren. Im ersten Teil des Beitrags verweist W. knapp auf die – eher untergeordnete – Bedeutung Duisburgs in der Hanse. Mit der Aufnahme der Farben der Hanse in das Duisburger Stadtwappen und Duisburgs Beteiligung an der 1980 gegründeten Neuen Hanse werden jedoch auch knapp zwei Phänomene angesprochen, die von einer positiven Ausdeutung der Hansezugehörigkeit für die eigene Geschichte zeugen. Als „Identitätsschablone“ (5) für Duisburg scheint die hansische Vergangenheit der Stadt zwar nicht zu taugen, gleichwohl regt der Beitrag dazu an, dem Stellenwert der Hanse als einer Bezugsgröße im städtischen Selbstverständnis weiter nachzugehen. *S.N.*

Ein Schwerpunktthema des 66. Bandes (2016) der „Westfälische(n) Forschungen“ ist – im Vorfeld des Jubiläumsjahres 1517 – die Geschichte der Reformation in Westfalen. Thomas Küster beantwortet die selbstgestellte Frage: *Westfalen als „Nebenland“ der Reformation?* (1–16), im Sinne einer Region ohne „reformatorische Eigendynamik“ (6), mit der Feststellung, dass

Westfalen sich nicht zu einem „zentralen Schauplatz der Reformation“ (11f.) entwickelt habe, und hebt zugleich einige Besonderheiten des Reformati-
 onsgeschehens in dem territorial zersplitterten Raum hervor. Zu ihnen zählt K. den langsamen Verlauf von Reformation und Konfessionalisierung, die
 Rekatholisierung in den größeren geistlichen Territorien, die Tatsache, dass die Reformation in Westfalen vor allem als Stadt- und Gemeindereformation
 in Erscheinung trat, oder, mit Blick auf die Gftt. Mark und Ravensberg, die reformkatholische Kirchenpolitik des jülich-klevischen Landesherrn. Dabei
 kann sich K. auf verschiedene Detailstudien stützen, von denen an dieser Stelle auf die folgenden aufmerksam gemacht sei: Willem de Bakker, Michael
 Driedger, James M. Stayer, *Städtische Reformation und Täuferbewegung
 in Münster. Historiographie, Rezeption und Erinnerung in vergleichender
 Perspektive* (39–71), plädieren dafür, die Vorgänge in Münster zwischen 1532
 und 1535 nicht als soziale Revolution, sondern im Sinne der Konzepte der
 „radikalen“ Reformation und des „Antiklerikalismus“ (53) zu begreifen und
 in diesem Zusammenhang die Theologie des Predigers Bernhard Rothmann
 neu zu bewerten, in der Absicht, einen Beitrag zur Korrektur des weitgehend
 negativ geprägten Bildes von der Täuferherrschaft in Münster (1534/35) zu
 leisten, das sich in der Hauptsache auf die Kerksenbrock-Chronik aus der
 zweiten Hälfte des 16. Jh.s stützt. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frage,
 ob die von Rothmann angestrebte städtische Reformation erst unter dem Ein-
 fluss der niederländischen Melchioriten gewaltsame Züge angenommen hat.
 Vff. bestreiten einen solchen Zusammenhang nicht grundsätzlich, verweisen
 aber darauf, dass die „konservativen Strömungen“ in der Stadt nicht in der
 Lage gewesen seien, „die radikale Bewegung durch den Einsatz traditioneller
 verfassungsrechtlicher Mittel niederzuschlagen“ (62), und überdies die Lan-
 desherren (auch andernorts, erinnert wird u. a. an die Situation in Lübeck zur
 Zeit Jürgen Wullenwevers) bereit gewesen seien, gewaltsam gegen religiös
 motivierte Unabhängigkeitsbestrebungen von Städten vorzugehen. Insofern
 stellten die am Turm der Lambertikirche aufgehängten Wiedertäufer-Käfige
 eine „verfälschende Erinnerung“ dar. Diesen Ausführungen haben Vff. einen
 lesenswerten Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand zur Geschichte
 des Täuferreichs in Münster auf dem Hintergrund der Diskussion über die
 vielgestaltigen Erscheinungsformen der Reformation(en) vorausgeschickt. –
 Michael Basse, *Ritual und Bekenntnis – Die Bedeutung der Abendmahls-
 praxis in der Reformationsgeschichte Dortmunds* (73–91), beleuchtet die
 Entscheidungen des Dortmunder Rates seit der Mitte des 16. Jh.s zugunsten
 der Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt, des Gebrauchs der deutschen
 Sprache im Gottesdienst und der Einführung deutscher Kirchenlieder als
 „gemeinschaftsstiftendes Ritual“ (73) im Sinne der lutherischen Lehre, in
 Abgrenzung sowohl gegen die römische Tradition (auch wenn die alten Bilder

in den Kirchen teilweise erhalten blieben) als auch gegen reformierte Strömungen. – Christian Helbich, *Das Bielefelder Kirchen- und Schulwesen in der Reformationszeit* (93 – 108), fasst das Wenige zusammen, was über die Anfänge der Reformation in Bielefeld bekannt ist. Die ältesten Nachrichten über öffentliche Kritik an katholischen Traditionen und der Einführung des Abendmahls in beiderlei Gestalt stammen aus den 30er Jahren des 16. Jh.s; die wichtigste Quelle für das Reformationsgeschehen in der Folgezeit ist der Bericht Hermann Hamelmanns, der 1554/55 Pastor an St. Marien in der Neustadt war und wohl maßgeblichen Einfluss auf die allmähliche Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses lutherischer Prägung in Bielefeld (und in der Gft. Ravensberg) hatte. Dennoch konnte sich die neue Lehre endgültig erst um die Wende zum 17. Jh. durchsetzen, was auch darauf zurückzuführen war, dass der Rat seit dem späteren 16. Jh. bei der Besetzung kirchlicher Ämter seine Ansprüche stärker zur Geltung brachte. Auch von einem evangelischen Schulwesen kann erst für die Zeit nach 1600 gesprochen werden, nachdem die seit dem Mittelalter bestehende Stiftsschule aufgelöst und auf Betreiben des Rates (ohne Beteiligung der Stiftsherren) neu begründet worden war. – Bartold Haase berichtet über *Das Ringen um die Reformation. Lutheraner und Reformierte in Lippe* (109 – 122), vor allem in der Hansestadt Lemgo, die weitgehend unabhängig vom Landesherrn als Ergebnis einer Bürgerbewegung 1531 evangelisch wurde und 1533 eine eigene Kirchenordnung erhielt. Allerdings wurde noch in den 60er Jahren des Jh.s in zahlreichen Disputationen zwischen dem seit 1555 in Lemgo predigenden Hermann Hamelmann und Bernhard Copius, dem eher calvinistischen Rektor der Lateinschule, um die theologische Ausrichtung gestritten. V.H.

Matthias Simmes, *Dortmunder Bier im Späten Mittelalter und in Früher Neuzeit aus Sicht städtischer Policeyordnungen* (Beitr.Dortm. 107, 2016, 7 – 70). Der Beitrag geht zurück auf eine 2011 an der Universität der Bundeswehr in Hamburg angefertigte Master-Arbeit. Deren Ziel war es zu prüfen, inwieweit und in welcher Absicht der Dortmunder Rat mithilfe von Policeyordnungen im 17. und 18. Jh. Einfluss auf das Brauwesen und den Bierkonsum genommen hat und inwieweit er sich dabei – auf dem Hintergrund der aktuellen Forschungsdiskussion – als städtische Obrigkeit (mit entsprechendem Herrschaftsanspruch) verstand oder inwieweit seinem Handeln ein „gemeindlich-genossenschaftliche(s) Selbstverständnis“ (21) zugrunde lag. Eng damit verbunden ist die Frage, ob die Policeyordnungen der Sozialdisziplinierung dienten, oder ob diese wegen des ausgeprägten Willens „der Untertanen, sich eher an gewachsenen sozialen Normen zu orientieren“ (24f.), gar nicht angestrebt wurde. Vf. skizziert die Entwicklung des Brauwesens in Dortmund (Grut-/Hopfenbier, Grutrecht, Bierakzise, Einfuhrverbot für fremdes Bier, Bierpreise u. a. m.),

um dann auf die mittels der Policeyordnungen ergriffenen Maßnahmen zur Kontrolle und Beschränkung des Bierkonsums – und mit dem „Blick über den Bierkrug hinaus“ (54) auch des Branntwein- und Weinkonsums – sowie die entsprechenden Regelungen für Begräbnisse und Hochzeitsfeiern einzugehen. Im Ergebnis stellt Vf. fest, dass die Policeyordnungen einen Dortmunder Rat zeigen, der sich durchaus als Obrigkeit begriff und es als seine Pflicht ansah, ordnend in den Alltag seiner Bürger einzugreifen. War dieses Eingreifen anfangs noch mit der Berufung auf die gottgewollte Ordnung begründet worden, so trat dieser Gottesbezug nach Ansicht des Vf.s im Laufe des 18. Jh.s in den Hintergrund. Das mag für die legitimierende Bezugnahme auf den Zorn Gottes bei Zuwiderhandlungen, die sich allerdings noch in den 1730er Jahren nachweisen lässt, zutreffen; der Hinweis darauf jedoch, dass das Eingreifen des Rates auch „zu der Ehre Gottes“ (66) geschah, verschwand auch im 18. Jh. nicht aus den Policeyordnungen. V.H.

Johanne Küenzlen, *Luise von Winterfeld – Historikerin und Preußens erste Archivdirektorin: Die Öffnung des Dortmunder Stadtarchivs für die Forschung* (Beitr.Dortmund 107, 2016, 177 – 196), beschreibt den schulischen, beruflichen und wissenschaftlichen Werdegang Luise von Winterfelds (1882 – 1967) bis zur Übernahme der Leitung des Dortmunder Stadtarchivs 1916 als Nachfolgerin von Karl Rübel und würdigt ihre Tätigkeit als Archivarin. Dabei hebt sie hervor, dass es Frau v. Winterfeld gelungen ist, durch die Ordnung und Erschließung der Bestände sowie eine neue Benutzerordnung den Zugang zu den Dortmunder Archivalien zu erleichtern und das Interesse daran durch einschlägige Veröffentlichungen und Vorträge auch bei einer breiteren Bevölkerungsschicht zu wecken. Kritisch beurteilt Vf.in die 1934 beim Archiv eingerichtete „Beratungsstelle für Familienforschung“, deren Hauptaufgabe im Sinne der NS-Ideologie darin bestand, „Auskunft über die arische Abstammung“ (191) bereitzustellen, über deren Tätigkeit nach 1935 aber nichts mehr bekannt ist. Auf die wiss. Leistung Luise v. Winterfelds als weit über Dortmund hinaus anerkannte Stadt- und Hansehistorikerin geht Vf.in (leider) nur sehr kurz ein. V.H.

Historischer Atlas westfälischer Städte, Bd. 7: Soest, bearb. von Wilfried Ehbrecht, Mechthild Siekmann und Thomas Tippach (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N.F., Band 30, Münster 2016, Ardey Verlag, 32 Seiten, 44 meist farbige Abbildungen, 11 Tafeln). – Entsprechend dem bewährten Konzept des Atlasprojekts bietet das Textheft eine konzise Darstellung der Geschichte der Stadt Soest, die als „eine ‚Mutter‘ der späteren Hanse“ (6) anzusprechen ist, da das mittelalterliche Soest dank der Lage am Hellweg und seiner Märkte von überregionaler Bedeutung bereits

früh eingebunden war in ein hoch entwickeltes Handelsnetz von hansischen Ausmaßen, das auch eine Infrastruktur für die Verbreitung des Soester Rechts und für weitreichende Kulturkontakte bereitstellte, wie sie z. B. an architektonischen Zeugnissen ablesbar sind. Dieser hohe Vernetzungsgrad Soests ist auch Thema der von W. E. verantworteten und kommentierten Karte zu *Soest im hansischen Kommunikationsraum* (Tafel 9b). Die Rekonstruktion dieses Kommunikationsraumes geht aus von den hansischen Handelswegen und ihren städtischen Knotenpunkten, wobei neben unstrittig der Hanse zugehörigen Städten auch kontrovers diskutierte Orte verzeichnet und entsprechend kenntlich gemacht wurden. Überdies wurden ausgewählte, vornehmlich rechtlich-soziale Indikatoren aus der Soester Überlieferung für die einzelnen Städte ausgewertet und kartiert, sodass die Karte nun Soests Einbindung in und prägende Kraft auf den hansischen Kommunikationsraum erhellt und Impulse für alternative Wege in der kartografischen Erfassung „der“ Hanse gibt. Weitere thematische Karten fokussieren *Archäologische Fundstellen* (Tafel 5) und *Historische Bausubstanz* (Tafel 6), *Soest im Bild* (Tafel 7) und *Börde – Siedlung und Territorium* (Tafel 8). Im Verbund mit den vier Grundkarten, der *Katasterkarte von 1827/28* (Tafel 1), der *Topographische(n) Karte* (Tafel 2), der *Stadtkarte* (Tafel 3) und der Karte *Soest und seine topographische Entwicklung* (Tafel 4), macht die Kartenfolge so die Geschichte Soests von den Anfängen bis in die Moderne anschaulich und greifbar. Unterstützt wird dies durch das Textheft, das archäologische, siedlungsgeografische und historische Erkenntnisse gekonnt miteinander verknüpft und zudem flankierendes Quellen- und Bildmaterial in hervorragender Qualität zur Verfügung stellt. S. N.

Mirko Crabus, *Die Ratsherren der Stadt Münster im Mittelalter* (WestfZs. 166, 2016, 75 – 134). Mittelalterliche Ratslisten sind für Münster nicht überliefert; das älteste Ratswahlbuch setzt erst 1520 ein. Bei seiner Rekonstruktion der Münsteraner Ratsliste (bis 1535, dem Ende der Täuferherrschaft) war Vf. in der Hauptsache auf urkundliche und andere Einzelnachrichten angewiesen. Den Ausgangspunkt bildet eine um 1221 entstandene Schöffenliste; sie an den Beginn der Ratsliste (86 – 134) zu stellen, ist insofern gerechtfertigt, als sich das seit 1168 bezeugte Schöffenkollég im Laufe des 13. Jh.s zum Ratsgremium wandelte. Insgesamt kann Vf. zwischen 1221 und 1535 445 Ratsherren aus 218 Familien nachweisen, was, rein statistisch gesehen, bedeutet, dass jede Familie zwei Ratsherren gestellt hat (was sich auch bestätigt, wenn man kürzere Zeiträume in den Blick nimmt), sodass die „Annahme eines mehr oder weniger geschlossenen Kreises von wenigen ratsfähigen Familien“ (77) als widerlegt angesehen werden könnte. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass nur 12 führende Familien fast ein Drittel aller Ratsherren und mehr als 60% der Bürgermeister stellten. Diese Vormachtstellung des

städtischen Patriziats stieß in den 1380er Jahren auf Widerspruch und führte um die Mitte des 15. Jh.s, auch auf dem Hintergrund einer massiven Schuldenkrise der Stadt, zu einer Neuregelung der Ratswahl, die den Gilden und der Gemeinheit eine größere Beteiligung am Stadtregiment ermöglichte. Darüber hinaus verweist Vf. auf den engen Zusammenhang zwischen der Rats Herrschaft und der städtischen Fürsorgepolitik. *V.H.*

Trond Kuster, *Die Hanse in Ostwestfalen im 16. Jahrhundert. Darstellung und Erkenntnisse aus einem Schreiben der Städte Herford, Lemgo und Bielefeld an Minden aus dem Jahr 1585* (Mitt. des Mindener Geschichtsvereins 85, 2013 [2015], 55 – 73). Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen die Transkription und die Interpretation eines im Kommunalarchiv Minden aufbewahrten gemeinsamen Schreibens der Städte Herford, Lemgo und Bielefeld an Bürgermeister und Rat der benachbarten Stadt Minden vom Sommer 1585. Darin beklagen sie die ungerechtfertigt hohen Kontributionsforderungen, die Tatsache, dass sie in der Hanse kaum Gehör finden und dass ihnen die Mitgliedschaft in der Hanse, deren „underganck“ im Übrigen abzusehen sei, keinerlei Vorteile bringe; sie hätten deshalb den Austritt in Erwägung gezogen, seien aber noch unentschlossen, ob sie die von den Voreltern ererbte Zugehörigkeit zur „Hanse Societet“ wirklich aufgeben sollten, und bitten Minden deshalb um Rat. Eine Antwort ist nicht überliefert. – Um das Schreiben in übergeordnete hansische Zusammenhänge einzuordnen, hat Vf. der Diskussion seiner Quelle Beobachtungen zur Situation der Hanse und zu den ostwestfälisch-hansischen Beziehungen seit der Mitte des 16. Jh.s vorausgeschickt. Letztere waren durch eine zunehmende Skepsis gegenüber der Hanse gekennzeichnet, deren Bedeutungsverlust nicht mehr zu übersehen war. Insofern liegt das Schreiben ganz auf der Linie der auch aus anderen Quellen bekannten Stimmungslage der westf. Städte und ist keineswegs so singulär und bemerkenswert wie Vf. meint. Man wird auch nicht alle Schlussfolgerungen teilen müssen; in einem Punkt aber wird man ihm uneingeschränkt zustimmen dürfen, darin nämlich, dass die in den letzten Jahrzehnten zahlreichen Versuche, „das Bewusstsein für die historische Bedeutung der Hanse ... zu schärfen, ... eher Marketing- und Werbezwecken und dem Versuch der regionalen Imageaufbesserung zu verdanken (sind), als dem Willen, die Hansegeschichte ernsthaft aufarbeiten zu wollen“ (55). *V.H.*

Robert Peters, *Sprachgeschichte des lippischen Raumes* (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Bd. 15, Bielefeld 2016, Verlag für Regionalgeschichte, 134 Seiten, 16 Abbildungen). – Es handelt sich um die erweiterte Fassung eines Beitrags des Vf.s zu der in Vorbereitung befindlichen neuen „Lippische(n) Geschichte.“ Vf., ein durch zahlreiche einschlägige

Veröffentlichungen ausgewiesener Kenner des Mittelniederdeutschen, bietet einen konzisen Überblick über die sprachgeschichtliche Entwicklung im lippischen Raum von der vorsprachlichen Zeit, d. h. der Zeit vor dem Einsetzen der schriftlichen, zunächst der lateinischen, ab der Mitte des 9. Jh.s auch der landessprachlichen Überlieferung, bis in die durch einen weitgehenden „Dialektverlust“ (118) geprägte Gegenwart. Der heute lippische Raum war im frühen Mittelalter Teil der altsächsischen Heerschaft Engern. Für das 6./7. Jh. rechnet Vf. daher mit einer sächsisch-ingwäonisch sprechenden Bevölkerung. Mit der Eingliederung Sachsens in das fränkisch-karolingische Reich und der damit einhergehenden Christianisierung Sachsens veränderte sich der Sprachstand in Richtung auf das Altwestfälische. Im Laufe des 12. Jh.s erfolgte der Wandel vom Altsächsischen und Altwestfälischem zum Mittelniederdeutschen, ablesbar in der noch überwiegend lateinischen Schriftsprachlichkeit an volkssprachlichen Personen-, Orts- und Flurnamen sowie einzelnen Begriffen aus der Verwaltungs- und Rechtssprache. Innerhalb des Mittelniederdeutschen nahm das Ostwestfälische/Engrische eine Sonderstellung ein. Mit der Zunahme der landessprachlichen, mittelniederdeutschen Schriftlichkeit seit dem 14. Jh. (im Zusammenhang der fortschreitenden Urbanisierung und Territorialisierung wie auch der wirtschaftlichen Verflechtungen) ergibt sich die Möglichkeit, Licht auf die „sprechsprachlichen Verhältnisse“ (34) zu werfen, wobei Vf. die Gegend um Lippstadt dem südwestfälischen, die lippischen Gebiete östlich des Teutoburger Waldes dem ostwestfälischen Dialektraum zuordnet, ein Unterschied, der sich auch in der jeweiligen Schreibsprache niederschlägt. Ab 1550 vollzog sich auch im Lippischen der Schreibsprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Hochdeutschen. Vf. erörtert die Gründe, die zu diesem Wechsel führten, geht auf die Träger des Wandels ein, die Wege, auf denen das Hochdeutsche Eingang in den niederdeutschen Sprachraum fand, und die mit dem Sprachwandel verbundenen gesellschaftlichen Differenzierungen. Das (nur noch gesprochene) Niederdeutsche wurde zur Sprache der weniger Gebildeten und seit dem 17. Jh. als „Plattdeutsch“ abgetan. – Trotz der gebotenen Kürze ist es Vf. gelungen, ein oft sperriges Thema in seinen Grundzügen auch einem breiteren Leserkreis nahezubringen. Welche Laute sich allerdings hinter den phonetischen Konnotationen ϵ , $\hat{\epsilon}^1$, $\hat{\epsilon}^2$, $\hat{\epsilon}^4$, \hat{o}^1 , \hat{o}^2 u. a. verbergen, erschließt sich wohl nur den Fachleuten. V. H.

NIEDERSACHSEN. *Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter*, hg. von Gerd Steinwascher (Edewecht 2016, Bürger Verlag, 207 Seiten, zahlr., zumeist farbige Abbildungen). – Der Band enthält die Vorträge, die auf der 2. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft im Oktober 2014 in Oldenburg gehalten worden sind. Das Thema der Tagung war die Frage,

wie adelige Herrschaft sich im Mittelalter in den Herrschaftssitzen manifestierte. Dabei richtete sich der Blick nicht nur auf das Oldenburger Land, sondern auch auf die benachbarten Regionen. An dieser Stelle ist vor allem auf zwei Beiträge aufmerksam zu machen: Konrad Elmshäuser, *Geistliche Herrschaftsbauten in der Stadt. Das Beispiel der Erzbischöfe von Bremen* (167 – 189), hat die Frage nach der „räumlichen Präsenz der erzbischöflichen Herrschaft in Bremen“ (169) aufgeworfen und in diesem Zusammenhang nach einem Gebäude, einem Palast gesucht, das/der als Zentrum der erzbischöflichen Machtausübung gedient haben könnte. Erstmals erwähnt wird ein solches „palatium“ in der „Historia Archiepiscoporum Bremensium“ zum Jahre 1290 anlässlich eines Berichts über Unruhen in der Bürgerschaft (die entstanden waren, nachdem ein erzbischöflicher Ministeriale einen Goldschmied in der Stadt verwundet hatte und in den Palast geflüchtet war) und in deren Verlauf der Palast niedergebrannt worden war. Drei Jahre später ließ Erzbischof Giselbert von Brunkhorst an der gleichen Stelle, aber mit verändertem Grundriss einen neuen Palast erbauen, der allerdings, wie Vf. hervorhebt, ebenso wie der Vorgängerbau offenkundig keine fortifikatorischen Elemente aufwies, sondern in der Hauptsache repräsentativen und administrativen Zwecken dienen sollte. Schon wenige Jahrzehnte später sollte sich jedoch zeigen, dass die Erzbischöfe in der Stadt keine herrschaftlichen Ansprüche mehr geltend machen konnten. Vf. beleuchtet in diesem Kontext die Rolle des Bremer Erzbischofs Albrecht II. während des „Bannerlaufs“ (1365/66), wobei auch deutlich wird, dass das „Palatium als Sitz der Stadtherrschaft“ (185) bedeutungslos war. Sichtbare Zeichen dafür, dass der Rat fortan das entscheidende Gremium in der Stadt war, waren zu Beginn des 15. Jh.s die Wiedererrichtung des Rolands und der Bau des gotischen Rathauses unmittelbar neben dem erzbischöflichen Palatium. – Rudolf Holbach, *Hansestädte als Aufenthalts- und Verhandlungsorte adeliger Herrschaftsträger* (191 – 207), bietet einen umfassenden, sorgfältig dokumentierten Überblick über die verschiedenen Anlässe und Motive, die adelige Personen dazu brachten, hansische (aber auch nicht-hansische) Städte aufzusuchen. Dazu gehörten Fehdehandlungen oder auch Stadtkonflikte, in die die Adeligen in unterschiedlicher Weise eingebunden sein konnten; dazu gehörten ferner persönliche/verwandtschaftliche Beziehungen zu bestimmten Personen in der Stadt, geschäftliche Interessen, auch der Reiz, der von dem Unterhaltungsangebot der Städte ausging. Ein wichtiges Moment waren darüber hinaus diplomatische Verhandlungen zwischen adeligen Herrschaftsträgern und städtischen Vertretern, wobei hier schon die Wahl der Tagungsorte strittig sein konnte, weil es nicht nur um die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisewege, sondern mehr noch um Aspekte der symbolischen Kommunikation ging, die die eigenen Verhandlungspositionen stärken oder schwächen konnten.

V. H.

Innerhalb des Unternehmens *Deutscher Historischer Städteatlas*, hg. von Wilfried Ehbrecht, Peter Johaneck, Jürgen Lafrenz und Thomas Tippach, ist als Nr. 4 *Braunschweig* erschienen (Autoren Wolfgang Meibeyer, Henning Steinführer und Daniel Stracke, Kartographie Benjamin Hamann und Dieter Overhageböck, Redaktion Daniel Stracke, Veröffentlichung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte – Münster, Münster 2013, Ardey-Verlag). – Im Textteil skizzieren die Autoren Grundzüge der historisch-topografischen Entwicklung, beginnend mit den natürlichen, wirtschaftlichen und herrschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen, der frühstädtischen Entwicklung und dem Werden der Gruppenstadt aus verschiedenen Siedlungskernen, die sie in Anlage und Bauten, sozialer Zusammensetzung, Verfassung u. a. beschreiben. Für die Phase bis zum konfessionellen Zeitalter werden die Verfassungsentwicklung einschließlich der Konflikte, die Wirtschaftsgeschichte mit Gewerbe und Handel und die Bevölkerungszahl und Sozialstruktur, speziell auch mit Blick auf die Juden, sowie die Sakraltopografie thematisiert. Weiterhin geht es um den inneren Ausbau und die Stadtgestalt, um Verhältnisse vor den Mauern und das städtische Ausgreifen ins Umland sowie um die „Außenpolitik“ – hier unter Einbeziehung der Hanse –, um die zeitweise schwierigen Beziehungen zum Landesherrn und die Anfänge und Auswirkungen der Reformation. Die anschließende Phase der Frühen Neuzeit wird mit den Schlagworten „Von der Landstadt zur Residenzstadt“ charakterisiert. Weitere Textteile beziehen sich auf die Urbanisierung im 19. Jh. sowie die Brüche und Kontinuitäten im 20. Jh. bis hin zu Sanierungsmaßnahmen. Auf diese Weise entsteht ein Gesamtbild, das eine hervorragende und zugleich facettenreiche Kurzinformation über die ganze Stadtentwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart liefert. Hinzu kommen quellenkritische Bemerkungen zu einzelnen der beigelegten Tafeln.

Die Beilagen, die im Sinne des Historischen Städteatlas verschiedene Phasen innerhalb der Stadtopografie, aber auch wichtige Einzelaspekte visualisieren, enthalten Grundrisse von 1873/81 sowie 1750/66 (1.1 u. 1.2), einen Vogelschauplan von 1606, zwei Pläne zur Belagerung von 1671, einen Erweiterungsplan von 1870 und einen Ortsbauplan von 1889 (2.1–2.3), Stadtansichten von Westen, Osten bzw. Süden von 1547, 1628, 1723 und um 1860 (3), Karten zur Entwicklung der Stadt mit Entwicklungsphasen bis etwa 1881, zur Veränderung der Gewässersituation vom 17. bis 19. Jh., zu Weichbildern und Bauerschaften um 1671 und neuen Großbauten und angelegten Straßen von 1877–1938 (4), einen Stadtplan von 2009 (5) sowie Luftbilder von 1938 und 1959 (6) und topografische Karten von 1763/75, 1832/47, 1900/01, 1937 und 2006 (7.1 u. 7.2.1–4). Weiterhin geht es um archäologische Funde und Befunde (mit einem Text von Michael Geschwinde), das städtische Umland im Mittelalter unter Berücksichtigung von Landwehr, Wüstungen, Heerstraßen

wie der Pfandschlösser, die Residenzfunktion (mit einem Überblick von Peter Johaneck und Thomas Tippach), Braunschweig im Nationalsozialismus, Kriegszerstörung und Traditionsinseln sowie Phasen der Erstbebauung seit dem 19. Jh. (8.1– 8.6). Beigefügt ist als Ergänzung zur Grundrisskarte von 1873/81 auch eine CD, die digital einen Aktenband mit Abschätzungen des Mietwerts von Wohnhäusern in der Stadt von 1875/76 zugänglich macht. *R.H.*

Ein reich bebildeter Band des Braunschweiger Bauhistorikers Elmar Arnold, der z.T. auf den älteren Arbeiten von Hans-Günther Griep fußen kann, stellt das Ensemble bürgerlicher Stein- und Stein-/Fachwerkbauten zu Wohnzwecken im mittelalterlichen Goslar vor: *Aus Stein gebaut. Goslars mittelalterliche Wohnhäuser*, hg. vom Geschichtsverein Goslar e.V. und vom Stadtarchiv Goslar (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, Goslarer Fundus 56; Bielefeld 2016, Verlag für Regionalgeschichte, 207 Seiten, 245 Abbildungen sowie 70 in der Häuserliste, 1 Übersichtsplan). – Nach einem Abriss zur baulichen Stadtentwicklung sowie zur Forschungsgeschichte gibt Vf. einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Goslarer Wohnbauten. Dabei berücksichtigt er unterschiedliche Haustypen (Saalgeschosshäuser, Wohntürme, Dielenhäuser mit Kemenaten), Baumaterialien und -techniken sowie die sich wandelnden Bauformen von der Romanik bis zur Spätgotik bzw. zu Veränderungen am Beginn der Frühen Neuzeit. Knapp spricht er auch öffentliche Bauten an. Im Folgenden beschreibt er detailliert den Baubestand in den einzelnen Quartieren, nämlich im Marktbereich, im Pfalzbezirk, in der Unterstadt, um das Kloster Neuwerk, in der Frankenberger und Bäringer Straße im Nordwesten der Altstadt, in der Bergstraße als Verbindung zwischen Markt und Kloster sowie in der zwischen Frankenberger und Bergstraße gelegenen Schreiberstraße. In dieser ragt vor allem das Patrizierhaus Nr. 10 als „Preziose“ heraus, dem ein eigener Abschnitt gewidmet wird. Eine Häuserliste mit Übersichtsplan und ein Glossar runden das höchst verdienstvolle Werk ab, das in ebenso informativer wie ansprechender Form allen Interessierten einen wesentlichen Teil des historischen Baubestandes der Harzstadt erschließt und als kulturelles Erbe sichtbar macht. *R.H.*

Als einzigartige Quelle für weite Räume Nord- und Mitteldeutschlands wird im Vorwort bezeichnet *Das Rechnungs- und Kopalbuch der Kirche St. Jacobi in Göttingen 1416– 1603* (Einführung und Edition, bearb. von Josef Dolle, Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 59, Bielefeld 2014, Verlag für Regionalgeschichte, 180 Seiten, 17 Abbildungen). – In der Tat gewährt diese aus zwei zusammengebundenen Kopalbüchern bestehende Archive aus dem Göttinger Stadtarchiv hervorragende Einblicke in die Organisation,

Finanzierung und Gestaltung eines spätmittelalterlichen Kirchenbaus und darüber hinaus in das städtische Wirtschaftsgeschehen und soziale Gefüge. In seiner Einführung (13 – 34) skizziert der Bearb. knapp die Geschichte der erstmals 1245 urkundlich belegten Jacobikirche bis zum Beginn des 15. Jh.s, geht auf die Kirchenfabrik und ihre Verwaltung ein, bietet Angaben über die Handschrift, die 29 Schreiberhände und den Inhalt der Kopialbücher, stellt Überlegungen zu Datierungen von Einträgen an und berichtet über die bisherige Benutzung des Textes. Besondere Aufmerksamkeit widmet er den Ausgaben für den Bau des Turmes, für das dabei tätige Personal sowie die erforderlichen Vorrichtungen, wogegen beim Material weitgehend nur Transportkosten anfielen und die Kosten für die Turmuhr nicht verzeichnet sind. Die Finanzierung des Baus erfolgte hauptsächlich über Leibrenten auf dem städtischen Kapitalmarkt. – Es folgt die Edition des jüngeren und älteren Rechnungs- und Kopialbuchs, die sich an den Vorgaben Walter Heinemeyers orientiert. Sie enthält 239 Nummern mit jeweils vorangestellten, eine schnelle Orientierung ermöglichenden Kopfregesten. Hauptsächlich verzeichnet sind die Zins- und Rentengeschäfte, besonders hervorzuheben ist jedoch die erwähnte Abrechnung über den Bau des Turms, die eine Fülle von Angaben zu beschäftigten Handwerkern und anderen Personen, zu Lohnhöhen und -formen, zu Art und Herkunft von Materialien u. a. und sogar den Vertrag mit dem Baumeister Hans Rutenstein enthält (Nr. 213). Die Archivalie bietet darüber hinaus interessante Nachrichten über bürgerliche Stiftungen und Memorien, über sonstige Reparaturarbeiten und Aufträge an Handwerker, über Anschaffungen und Kircheninventar, aber etwa auch über den Küster, über Brand und Blitzschlag oder über einen Sitzplatz an der Kanzel. U. a. werden auch besondere Bindungen von Zünften (Bäcker, Leineweber) an die Jacobikirche deutlich. Ein Index der Personen und Orte sowie ausgewählter Sachen und Wörter ermöglicht einen gezielten Zugriff auf bestimmte Informationen. Für die sorgfältige Edition und Erschließung dieser für das hansestädtische Niederkirchenwesen wichtigen Quelle gebührt Josef Dolle jedenfalls großer Dank. R. H.

André R. Köller widmet sich anlässlich des Reformationsjubiläums dem Eindringen der neuen Lehre und den damit verbundenen Konflikten in Ostfriesland und konzentriert sich auf *Handlungsspielräume der Grafen von Ostfriesland im Rahmen der Glaubensspaltung. Von den Anfängen bis zur Kirchenordnung von 1529/1530* (EmdJb 97, 2017, 27 – 54). Vereinzelt sind auch Bezüge zu Bremen festzustellen. So kamen die von Bugenhagen vermittelten und vom Grafen Enno 1529 berufenen lutherischen Prediger Johann Timann und Johann Pelt aus der Hansestadt. R. H.

In einem weiteren seiner grundlegenden Beiträge zur Geschichte Osnabrücks befasst sich Karsten Igel – mehrfach auch mit anderen Orten vergleichend – mit der baulichen und verfassungsmäßigen Ausformung der Neustadt seit den 1230er Jahren, der Vereinigung der Doppelstadt von 1307, den Beziehungen der beiden Teile zueinander sowie mit der Entstehung und Entwicklung eines wichtigen Gewerbezweigs: *Zwei Städte in einer Stadt. Zum Verhältnis von Alt- und Neustadt Osnabrück im Mittelalter und zu den Anfängen der Osnabrücker Wollweberei* (OsnMitt 122, 2017, 39–70). Die zusammengestellten und analysierten alten und neuen Belege zu Qualitätssicherung, Walkmühlen u. a. illustrieren die hohe Bedeutung der neustädtischen Tuchmacherei als Wirtschaftsfaktor; relativiert werden aber auch gängige Vorstellungen über Ansätze zum Verlag. Trotz der wirtschaftlichen Stärke der Neustadt gelang es im 15. Jh. den Altstädtern, die neustädtische Autonomie weiter einzuschränken. Die bislang noch weithin unerschlossenen Neustädter Rechnungen lassen die Aufwendungen erkennen, die von dieser Seite für kommunale Aufgaben wie die Mauer oder den Straßenbau getätigt wurden. R. H.

Daniel Lau beschreibt die 2015/16 erfolgten *Ausgrabungen an der Großen Rosenstraße in Osnabrück. Ein wiederentdecktes mittelalterliches Steinwerk* (OsnMitt 122, 2017, 39–70). Die Funde aus unterschiedlichen Nutzungsphasen des Geländes seit dem 12. Jh. weisen auf wohlhabende Bewohner des Hauses hin. R. H.

Der Reformator Hermann Bonnus (1504–1548) als Übersetzer der Weltchronik des Johann Carion, dessen Hauptlebensstationen von Quakenbrück über Münster, Pommern und Wittenberg, Dänemark und Holstein bis nach Lübeck reichen, entfaltete als ebenso gelehrter wie praktisch wirkender Theologe und Pädagoge, als Superintendent, Reformator in Osnabrück sowie nicht zuletzt als Geschichtsschreiber und Übersetzer eine größere Wirkung. Ungeachtet der Kritik von Melancthon und anderen trug er mit seiner lateinischen Übersetzung der Carion-Chronik maßgeblich zu deren europäischer Verbreitung bei, wie Martin Espenhorst beschreibt und sein Wirken würdigt (OsnMitt 122, 2017, 89–127). R. H.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. *Rechtsprechung und Justizhoheit. Festschrift für Götz Landwehr zum 80. Geburtstag von Kollegen und Doktoranden*, hg. von Volker Friedrich Drecktrah und Dietmar Willoweit (Köln–Weimar–Wien 2016, Böhlau Verlag, 480 Seiten). Dem am 12.10.2017 verstorbenen Hamburger Rechtshistoriker Götz Landwehr ist dieser rundum gelungene Band zum 80. Geburtstag gewidmet. Für die Hanseforschung vor anderen wichtig sind die Beiträge von Bernhard Diestelkamp, *Reaktionen*

der Seehansestädte auf den Wandel des Königgerichts Anfang des 15. Jahrhunderts (83 – 103) und von Wolfgang Sellert, *Die Rechtsprechung des Kaiserlichen Reichshofrats im Streit um die Reichsunmittelbarkeit der Stadt Hamburg* (105 – 126). Diestelkamp erkennt seit der Wende zum 15. Jh. eine Veränderung des Königgerichts in einem lang andauernden dialektischen Prozess. Komplexere Verfahren um reichsständische Konflikte verlangten eine Anpassung der Gerichtsstruktur und neue Standards. Dies zeigt sich daran, dass der König, der bislang oberster Richter und Verleiher des Gerichtsbanns gewesen war, fortan mit seinen Gerichten an die Spitze eines Instanzenzugs aufstieg. Am Ende dieses ca. ein Jh. andauernden Prozesses standen die Gründung von Reichskammergericht und Reichshofrat, die als oberste Reichsgerichte in Appellationsverfahren die Tätigkeit der Untergerichte kontrollierten. Anhand der von ihm hg. Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451 schildert Vf. nun mehrere Fälle, in die Hansestädte involviert waren. So erhielt das Brügger Hansekantor im Jahre 1402 einen Brief von König Ruprecht, der die Städte Rostock und Wismar in die Reichsacht erklären lassen hatte, weil sie sich den Schadensersatzforderungen des Lübeckers Johann Glüsing über 10.000 fl. nicht vor dem Königgericht gestellt hatten. Waren ähnliche Klagen bisher vor dem Hansetag geklärt worden, hatte Glüsing sich nun an den König gewandt, der den Fall nacheinander seinen Schiedsrichtern Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und Markgraf Friedrich von Brandenburg übertrug, von denen letzterer schließlich im Jahre 1415 eine Leibrente von 60 fl. für Glüsing aushandelte, woraufhin die Städte aus der Reichsacht entlassen wurden. Weit komplizierter stellte sich der Lübecker Verfassungskonflikt zu Beginn des 15. Jh.s dar, in dem alter und neuer Rat um die Gunst des neu gewählten Königs Ruprecht warben. Bis dieser Konflikt 1416 beigelegt war, erlitt der hansische Seehandel empfindliche Störungen. Um die Irrungen beizulegen, wurde ein Gutachten eingeholt, ob es rechtens sei, solche Konflikte vor dem Königgericht auszutragen. Dieses verpflichtete eine betroffene Hansestadt oder ihre Bürger, dem Kläger anzubieten, ihm vor einem sächsischen Gericht zu Recht zu stehen, die Nutzung des Königgerichts sollte also gemieden, eine ausgesprochene Acht im Hanseraum nicht befolgt werden, stattdessen wollte sich die Hanse gegenseitig beistehen. Vf. stellt den Inhalt des Gutachtens vor und stellt es als Zeugnis für die Rezeption gelehrten Rechts im Hanseraum dar. Er interpretiert den Vorfall als „letztes Aufbäumen eines Rechtssystems, in dem die Königgerichtsbarkeit nur marginale Bedeutung gehabt hatte.“ Letztlich setzte sich diese aber durch und behauptete sich. Vf. gelingt es damit, auf knappem Raum den Wandel des königlichen Rechtssystems darzustellen und die Auswirkungen für die Hanse zu zeigen.

Am Ende der Hanse bewegt sich Sellert mit seinem Beitrag zur oft besprochenen, umstrittenen Reichsstandschaft Hamburgs, der er unter Nutzung der in Wien lagernden, jetzt in Inventarisierung befindlichen Reichshofratsakten neue Erkenntnisse hinzufügen kann. Sellert kann drei Prozessakten nutzen, die zahlreiche, in Hamburg verschollene Urkunden und Korrespondenz enthalten und die zeigen, dass der Kampf um die Reichsstandschaft Hamburgs wesentlich vor dem RHR geführt worden ist. Vf. verfolgt die Frage um die Reichsunmittelbarkeit der Stadt bis in das Jahr 1363 zurück. Seinerzeit wurde die Stadt vom Reichshofgericht verurteilt, dem Landesherrn zu huldigen und sich ihm zu unterwerfen. 1418 wurde über Hamburg hingegen die Reichsacht verhängt, weil es sich weigerte Gericht, Mühle und Münze vom Reich zu Lehen zu nehmen. Den Dänenkönigen Christian I. und Johann I. leisteten die Hamburger zwar keinen Huldigungseid, baten aber, sie „anzunehmen“, was die Könige taten. Erst Kaiser Maximilian I. lud Hamburg zu den Reichstagen ein, forderte Steuern und Heerfolge, wogegen die Stadt protestierte und vom Reichsfiskal verklagt wurde. Mehrere Prozesse vor den Reichsgerichten dauerten 70 Jahre und endeten mit einem nicht durchsetzbaren Ergebnis. Erst, als Hamburg durch Friedrich II., vor allem aber durch Christian IV., massiv zur Huldigung gedrängt wurde, änderte es seine Strategie. Es akzeptierte 1618 das Urteil des Reichshofrates auf Reichssteuerzahlung, weil dies seine Reichsunmittelbarkeit zeigte. Vf. zeigt im Folgenden sehr schön das jahrzehntelange Lavieren Hamburgs zwischen Kaiser, Reich, Niedersächsischem Reichskreis und dänischem König als Herzog von Holstein, um den maximalen Gewinn (Reichsstandschaft) mit möglichst geringen Mitteln (Reichssteuern, Heerfolge) zu erreichen. Argumentativ wichtig wird hierbei das vom Vf. erstmals ausgewertete Reichshofratsgutachten vom 18.11.1643, das zwar die Abwägung aller rechtlichen Argumente und eine Entscheidungshilfe für den Kaiser bot, aber jahrzehntelang nicht durchgesetzt werden konnte, sah sich Hamburg doch weiterhin von den dänischen Königen bedrängt und kaufte sich immer wieder durch Zahlungen von Zwangsmaßnahmen frei. Erst mit dem Gottorper Vergleich von 1768 endeten die Streitigkeiten um die Reichsstandschaft Hamburgs, seither führt es den Titel „Kaysrerliche freye Reichs-Stadt“.

Beide Aufsätze zeigen einmal mehr den Wert der von der Hanseforschung immer noch weitgehend ungenutzten Prozessakten der höchsten Reichsgerichtsbarkeit auf. Konnte man sich bisher immer noch mit mangelnder Erschließung dieses Schatzes herausreden, zieht diese Entschuldigung angesichts abgeschlossener (Königsgericht bis 1451) bzw. erfolgreich laufender Projekte (Reichshofrat) nun nicht mehr. Dem alten Schlachtruf, der ganz im Sinne Landwehrs gewesen wäre „Ad fontes“, bleibt nur ein „Viel Spaß!“ hinzuzufügen.

N. J.

Stephan Seltzer, *Nachgrabung auf dem Markt von Lübeck. Fritz Rörigs „Gründungsunternehmerthese“ in der deutschen Geschichtsforschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (ZLG 96, 2016, 9–51). – Vf. verfolgt die Debatte um die mittlerweile widerlegte Rörigsche These von der Wiedergründung Lübecks im Jahre 1159, nach der Heinrich der Löwe die Stadt gemeinsam mit einer Gruppe von Fernhändlern wiederbegründet haben soll. Den Gründern soll Heinrich als Entschädigung Grundstücke und weitgehende Rechte übertragen haben, bis 1200 entwickelte sich aus ihnen der Rat. Vf. seziert die Debatte auf von allen Seiten akzeptierte Argumente und Denkweisen hin. Er erkennt dabei vier Hauptphasen: ausgehendes Kaiserreich, Weimarer Republik, „Drittes Reich“ und Nachkriegs(west)deutschland und folgt den Argumenten von Georg von Below, Luise von Winterfeld, Ruth Hildebrand, Otto Höfler und Heinrich Reincke – ein spannendes Stück hansischer Wissenschaftsgeschichte. N. J.

Natalija Ganina, *„Dieser vorzüglich schöne Codex ...“ Die Wiederentdeckung des Bardewikischen Codexes von 1294* (ZLG 96, 2016, 53-63). – 1294 vom Lübecker Kanzler Albrecht von Bardewik als Normkodex für den öffentlichen Gebrauch angefertigt, galt diese erstrangige Quelle für das Lübische Recht seit 1945 als verschollen, wurde aber von Vf.in und ihrer Kollegin Inna Mokretsova in den „Museen der Stadt Jurjewitz“ jetzt wiederaufgefunden und identifiziert. Vf.in beschreibt die eindrucksvoll gestaltete Handschrift ausführlich, stellt Albrecht von Bardewik und seine Lebensleistung vor und verortet diese in der Kodifizierung des Lübischen Rechts. Sehr schön illustriert sie ihren Text mit Auszügen aus dem Codex und erhöht damit die Freude über den unverhofften Fund. Diese wird durch die Ankündigung einer Faksimile-Edition mit einer kritischen Textfassung gesteigert. Endlich wird dann diese wichtige Quelle zum Lübischen Recht der Forschung in moderner Form zugänglich gemacht. N. J.

Jan Friedrich Richter begibt sich mit seinem Beitrag auf Spurensuche nach dem *Das Triumphkreuz der Lübecker Burgkirche. Auf den Spuren einer verlorenen Chorausstattung* (ZLG 96, 2016, 65–91). – Vf. verfolgt, wie das Triumphkreuz der Lübecker Burgkirche in die Kunstkammer des Kaisers Rudolf II. auf der Prager Burg gelangte (durch Verehrung des Lübecker Rates) und von dort, ergänzt und nach dem Zeitgeschmack verändert, in den Prager Veitsdom kam. Er kann das bisher von tschechischen Kollegen in eine italienische Werkstatt attributierte Werk dem norddeutschen Raum zuordnen, zeigt anderes erhaltenes Inventar aus der Burgkirche, das sich heute im St. Annen-Museum und der Pfarrkirche Herrnburg befindet, stellt die Zusammenhänge her und mutmaßt über den Künstler bzw. die Werkstatt. N. J.

Jens-Uwe Brinkmann, *Lübeck 1500. Kunstmetropole im Ostseeraum. Zum Katalog der Jahrhundertausstellung* (ZLG 96, 2016, 85–91) ist eine ausführliche Rezension des Kataloges, der zur Ausstellung im Annen-Museum, den vier Innenstadtkirchen und dem Heiligen-Geist-Hospital im Jahre 2015 erschien. N. J.

Heinrich Dormeier, *Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies (†1532). Teil 3: Nachlassregelung, das Engagement des Matthias Hestorp und das Los der Familie nach der Reformation* (ZLG 96, 2016, 93–126) zeigt, wie testamentarische Festlegungen des katholisch gebliebenen Bürgermeisters Plönnies durch die Reformation überholt wurden und nicht mehr eingelöst werden konnten. Plönnies war mit seinem Kollegen Brömse am Osterabend 1531 unter Protest aus Lübeck ausgezogen, von Karl V. in den Ritterstand erhoben worden und verstarb im Sommer 1532 in Münster, wo er auch beigesetzt wurde. Vf. untersucht, wie es der Familie des Verstorbenen im von Jürgen Wullenwever und seinen Anhängern beherrschten Lübeck erging und erkennt, dass es weiterhin Möglichkeiten zur Ausübung des alten Glaubens gab. Der ehemalige Geselle Plönnies', Matthias Hestorp, engagierte sich bei der Nachlassregelung für Witwe und Kinder des Verstorbenen und sicherte auf diese Weise das Vermögen. N. J.

Rainer Postel stellt erneut die alte Frage *Warum ging die Hanse zugrunde?* (ZLG 96, 2016, 127–141), fragt einleitend, warum das allgemeine Hanse-Bild so positiv besetzt ist und kommt zu dem Schluss, dass die Geschichte weit genug zurückliegt und sie im frühen 19. Jh. als Alternative zu Fremdherrschaft, Absolutismus und Kleinstaaterei wiederentdeckt wurde. Sehr richtig wendet sich Vf. gegen Autoren, die die Hanse zum Vorläufer der europäischen Einigung stilisieren wollen und liefert stattdessen einen prägnanten Abriss ihrer Geschichte. Er kommt zu dem Schluss, die Hanse habe sich 1669 überlebt, in der „verfestigten europäischen Staatenwelt“ sei für eine „locker verfaßte Städtegemeinschaft kein Platz mehr“ gewesen. N. J.

Günter Meyer, *Bronzekanonen aus Lübeck – Produktion und Handel der Ratsstückgießer* (ZLG 96, 2016, 143–163) erkennt die Herausforderungen, die von den zahlreicher werdenden Feuerwaffen seit dem Beginn des 16. Jh.s auf die Stadtbefestigungen ausgingen und weist anhand des bekannten Geschützregisters von 1526 1.203 Geschütze auf den Wällen für die Schiffe und in verschiedenen städtischen Lagern nach, von denen nur wenige aus einer speziellen im Verhältnis 10:1 hergestellten Geschützbronze waren, sich aber bald aufgrund des Gewichts und der besseren physikalischen Eigenschaften als den eisernen Geschützen überlegen erwiesen. Vf. stellt einzelne Büchsengießer

seit dem frühen 16. Jh. mit ihren Gießwerkzeugen vor und benennt mit den Niederlanden und den Kurfürsten von Brandenburg prominente Kunden für die Lübecker Meister. N. J.

Gerhard Ahrens, *Abschied vom Alten Europa. Der letzte gemeinsame Gesandte der freien und Hansestädte erlebt 1916 die Beisetzung Kaiser Franz Josephs in Wien* (ZLG 96, 2016, 165 – 176) zitiert eine Akte aus dem AHW, in der Karl Sieveking, „außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der freien und Hansestädte am Königlich Preußischen Hofe zu Berlin sowie stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrate“ die Begräbnisfeierlichkeiten ausführlich schildert. N. J.

Günter Bock, *Georg von Herwardeshude, Vogt zu Hamburg – Zur Frage der städtischen Führungsorgane im 13. Jahrhundert* (ZVHG 103, 2017, 1 – 34). – Bock untersucht vor dem Hintergrund des Zusammenschlusses der Hamburger Alt- und Neustadt die Belege für städtische Führungsschichten im 13. Jh. Wohl um 1210 urkunden erstmals Ratsherren, 1225 werden die ersten namentlich genannt, seit 1210 sind Stadtvögte fassbar. Bock stellt in einen langwierigen komplexen Vereinigungsprozess der Doppelstadt bis in das letzte Drittel des 13. Jh.s fest, in dem die Vögte allmählich ihre Funktionen gegenüber den Ratsherren verloren. O. P.

Kay-Peter Suchowa, *Ausgrabungen im Herzen Hamburgs – Erkenntnisse zur Burg und Nikolaikirche* (Jahrbuch des Alstervereins, 90, 2016, 9 – 22). – Seit 2014 finden um die Hamburger Nikolaikirche herum, an der Stelle der ehemaligen Neuen Burg, archäologische Grabungen statt, deren überraschende Ergebnisse eine neue Datierung der Hamburger Frühgeschichte und der Machtverhältnisse in der Stadt ermöglichen. Entgegen den Angaben Adams von Bremen verweisen die dendrochronologischen Daten die Bauzeit der Burg in die Jahre 1121 bis 1123, also der Zeit Herzog Bernhards II. aus dem Hause Billung, als die Hammaburg aufgegeben und der Heidenwall um die wachsende Siedlung errichtet wurden. Vielleicht teilten sich nun Bischof und Herzog die Verteidigung der Siedlung, jedenfalls erscheint damit die komplizierte Befestigungsgeschichte der frühen Stadt klarer. Eine Pfahlsetzung deutet auf eine Kapelle des 11. Jh.s in der Burg hin, ansonsten finden sich darin die Fundamente der dreischiffigen Nikolaikirche des 13. Jh.s. O. P.

Der Kampf mit dem Fluss. Vorschläge, Projekte und Maßnahmen zur Verbesserung des Fahrwassers der Unterweser im 17. und 18. Jahrhundert (BremJb 95, 2016, 19 – 74) sind Gegenstand einer umfänglichen Abhandlung von Ulrich Weidinger. Dabei geht es u. a. um den Zustand des Fahrwassers,

um die geplanten bzw. eingesetzten technischen Mittel und Maschinen zur Austiefung sowie ihre Kosten, um die einheimischen und auswärtigen Spezialisten mit ihren Lösungsansätzen sowie um die sich verändernde Haltung des Bremer Rates und den Verlauf entsprechender Arbeiten und ihre Folgen. Die Darstellung reicht von ersten Überlegungen zur Ausbaggerung ab 1611 und weiteren Vorschlägen, die jedoch zunächst zugunsten eines weiteren Baus von Schlachten und Schlingen verworfen wurden, über die tatsächlichen Ansätze zur Fahrwasservertiefung besonders unter Martin Peltier 1740–1746 bis zum Ende der Baggerversuche im ausgehenden 18. Jh. und einem Ausblick in die Entwicklungen der Folgezeit mit der Gründung von Bremerhaven 1827 sowie der 1895 abgeschlossenen Weserkorrektur, die Bremen wiederum zu einem Seehafen machte.

R.H.

Horst Rössler macht in seinem Beitrag darauf aufmerksam, wie sehr die Behauptung einer Nichtverstrickung hanseatischer Kaufleute in die Sklavenökonomie der Revision bedarf. Bremer Handelshäuser vermieden zwar eine direkte Beteiligung am illegalen Sklavenhandel und an mit Sklaven betriebenen Plantagen, waren aber in vielfältiger Weise in den sklavenbasierten transatlantischen Dreieckshandel involviert und Abnehmer entsprechender Kolonialwaren. Am Beispiel von Quellen zu den Firmen Wilcken, Quentell sowie Fritze vermag R. auch eine stärkere Verstrickung in die kolonialen Ausbeutungspraktiken aufzuzeigen: *Bremer Kaufleute und die transatlantische Sklavenökonomie 1790–1865* (BremJb 95, 2016, 75–107).

R. H.

Detlev Kraack, *Begegnungen. Schleswig-holsteinische Geschichte in Lebensbildern* (Kiel–Hamburg 2016, Wachholtz Verlag, 287 Seiten, zahlreiche Abbildungen). – Vf., Oberstudienrat am Plöner Gymnasium und Professor für mittelalterliche und Landesgeschichte hat ein Buch vorgelegt, wie es viel mehr geben sollte – er kommt aus dem Elfenbeinturm der Wissenschaft und vermittelt Geschichte anhand berühmter und vergessener Persönlichkeiten. Im besten Sinne des Wortes macht er mit seinen 132 Porträts aus 1200 Jahren Geschichte neugierig auf Menschen, die das „Land zwischen den Meeren“ zu dem gemacht haben, was es ist. Das ist sicherlich kein ganz neues Konzept, man muss es aber können und genau das tut er und legt nach einer inspirierenden Einleitung zahlreiche lesenswerte Miniaturen zwischen dem Apostel des Nordens Ansgar und dem bis heute unter ungeklärten Umständen tot aufgefundenen Politiker Uwe Barschel vor, wobei er sich auch nicht um schwierige Persönlichkeiten des 20. Jh.s wie Karl Dönitz, Wilhelm Cornelius Hamkens oder Hinrich Lohse drückt. Natürlich sind auch zahlreiche alte hansische Bekannte dabei. Heinrich von Alt-Lübeck, Knud Laward, die Schauenburger Grafen Adolf II., IV. und VIII., Gerhard III. und VI., der Oldenburger Graf

Christian I., Heinrich der Löwe, Waldemar II., Albrecht II. von Orlamünde, Albrecht I. von Sachsen, Margaretha Sambiria, Heinrich II. von Bocholt, Margarethe die Große, die Gottorfer Friedrich I., Adolf I. oder Christian IV. sind als Stadtgründer, Eroberer, Christianisierer, Bischöfe, Privilegiengeber, Förderer oder Blockierer des hansischen Handels bekannt und werden auf je einer Seite mit kurzer Angabe von Lebensdaten und Amt, dann im Fließtext, auf der gegenüberliegenden Seite mit einem Bild porträtiert. Neben ihnen werden aber auch der Reformator des Nordens Johannes Bugenhagen, der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenwever, Künstler wie Bernt Notke, Hans Brüggemann, Melchior Lorck und Jürgen Ovens oder der Dithmarscher Bauer Peter Swyn vorgestellt. Auch wenn es aufgrund der Quellen nicht leichtfällt, hält er den Anspruch durch, den er sich selbst vorab mit Brechts „Fragen eines lesenden Arbeiters“ gesetzt hat, und versucht, nicht nur die Großen der Geschichte zu fassen, sondern sie wenigstens einzubetten in diejenigen, die ihnen geholfen haben, zu dem zu werden, was sie wurden. Insgesamt ein schönes, lesens- und empfehlenswertes Büchlein, das vom Verlag ansprechend gestaltet wurde. N.J.

MECKLENBURG/POMMERN. *Köpfe. Institutionen. Bereiche. Mecklenburgische Landes- und Regionalgeschichte seit dem 19. Jahrhundert*, hg. von Anke John (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, B, Bd. 5, Lübeck 2016, Schmidt-Römhild, 18 Abbildungen, 1 Karte). – Ein würdiges Geschenk zum Doppeljubiläum 150 Jahre Historisches Seminar an der Universität Rostock und 25. Jahrestag der Neugründung der Historischen Kommission für Mecklenburg bereitet sich die kleine Mecklenburger Gelehrtenvereinigung selbst mit diesem Band, der auf eine Tagung anlässlich beider Jubiläen im November 2015 zurückgeht. Verdienstvoll ist, dass die Genese der mecklenburgischen Landesgeschichte nicht einfach seit der Gründung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde linear anhand von Personen und Ereignissen erzählt wird, sondern dass die Einbettung in gesamtdeutsche, teilweise europäische Zusammenhänge gesucht und zumeist gefunden wird. Enno Bünz steckt einleitend den Rahmen mit seinem Beitrag *Deutsche Landesgeschichtsforschung im 19. und 20. Jahrhundert* Die Hansegeschichte berühren die Beiträge von Michael North, *Wie mecklenburgisch war und ist die mecklenburgische Geschichte?*, der einleitend seine Definition des Ostseeraumes vorstellt und dann vor allem das Verbindende zwischen Mecklenburg und Pommern betont und der Aufsatz von Ernst Münch, *Hauptetappen und Probleme der mecklenburgischen Landesgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert* mit einer nicht sehr ermutigenden Bilanz der mecklenburgischen Landesgeschichte, bei der er allerdings die Verbindungen zur Hansegeschichtsschreibung aufdeckt und strukturierte Überlegungen für

eine noch zu schreibende Landesgeschichte anstellt. Außerdem sind in dem Band Beiträge von Karsten Schröder, *Friedrich Bachmann – Verfasser der ersten landeskundlichen Bibliografie für Mecklenburg*, Jakob Schwichtenberg, *Geschichtsbilder – Bildergeschichten. Historiengemälde als Vermittler mecklenburgischer Landesgeschichte im 19. Jahrhundert*, Bernd Kasten, *Die Darstellung der mecklenburgischen Landesgeschichte in den Schulbüchern des Landes zwischen 1830 und 1918*, Matthias Manke, *Zwischen braunen Trümmern und roten Fahnen. Mecklenburgische Geschichtsforschung in der DDR*, Niklot Klüßendorf, *Begrenzte Möglichkeiten. Mecklenburgische Landesgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland bis 1990*, Torsten Fried, *Das Schweriner Münzkabinett und der Berliner Numismatiker Arthur Suhle*, Florian Ostrop, *Denke global – forsch regional. Die Geschichtswerkstatt Rostock*, Wolf Karge, *Landes- und Regionalgeschichte in Mecklenburgs Museen* und Anke John, *LG – Lokal-, Regional- und Landesgeschichte in den Lehrplänen Mecklenburg-Vorpommerns für den Geschichtsunterricht*. Wiegt man den Band in der Hand und freut sich der dort dokumentierten Ergebnisse der mecklenburgischen Landesgeschichte, fällt es umso schwerer zu glauben, dass nach dem Wegfall des Lehrstuhls für Pommersche Geschichte in Greifswald nun auch die ohnehin nur außerplanmäßige Professur für Mecklenburgische Landesgeschichte in Rostock nach dem Ruhestand des Inhabers Ernst Münch nicht wieder besetzt werden soll. Dass dem Rektor dieser Umstand bewusst ist, zeigt sein Grußwort, nun braucht es dringend Maßnahmen, um die bisherigen Erfolge trotz schmalen Etats fortzuschreiben. Soll in Mecklenburg-Vorpommern Landes- und Hansegeschichte auf dem bisherigen Niveau betrieben werden, braucht es dafür eine institutionelle Basis, alles andere wäre verheerend, auch für den Hansischen Geschichtsverein. N. J.

Wolfgang Huschner, Ernst Münch, Cornelia Neustadt, Wolfgang Eric Wagner (Hgg.), *Mecklenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien (10./11 – 16. Jahrhundert)*, 2 Bde., Rostock 2016, Hinstorff, 1482 Seiten). – In achtjähriger Arbeit entstand dieses überaus gewichtige Werk in Zusammenarbeit von Fachleuten ganz unterschiedlicher Disziplinen, sodass fast alle Aspekte der jeweiligen Klostersgeschichte berücksichtigt werden konnten. Die beiden Bände umfassen alle ehemaligen Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien in Mecklenburg in den Grenzen von 1500; zusätzlich werden die *Höfe und sonstige(n) Besitzungen auswärtiger Klöster und Stifte in Mecklenburg* (Doris Bulach, Thomas Rastig, Winfried Schich), in einem eigenen Beitrag (1269 – 1314) untersucht. Allein semireligiöse Einrichtungen wie Beginenhäuser haben keine eigenen Artikel, sie werden aber an vielen Stellen erwähnt. 43 je nach der Bedeutung der Institution und der Quellenlage unterschiedlich lange Artikel behandeln

die wenigen im 10./11. Jh. gegründeten und dann vor allem die seit dem 12. Jh. bestehenden Klöster, die zwischen 1555 und dem 17. Jh. aufgelöst wurden. Nur die Frauenklöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz wurden in evangelische Damenstifte umgewandelt und existierten bis 1920.

Die Gliederung der alphabetisch nach den Orten aufgeführten Artikel richtet sich mit einzelnen Erweiterungen nach der bewährten Systematik des brandenburgischen und westfälischen Klosterbuchs. Sie beginnt mit der topografischen Lage und wichtigen Eckdaten zur Institution, sodann werden deren Geschichte, Verfassung (u. a. Ämter und Mitglieder), die Besitz- und Wirtschaftsgeschichte, das religiöse Wirken sowie das Wirken auch außerhalb der Institution, z. B. in rechtlicher und diplomatischer Hinsicht, beschrieben. Es folgen die Bau- und Kunstgeschichte, eine Analyse der Siegel sowie ausführliche Angaben zu den ungedruckten und gedruckten Quellen und der Literatur. Es versteht sich, dass die einzelnen Unterkapitel der Artikel von Institution zu Institution unterschiedlich lang sind. Immer bestehen allerdings enge wirtschaftliche, geistliche, politische und personelle Verbindungen der Klöster zu den Städten, in denen sie liegen, und auch die Feldklöster befanden sich mit ihren Außenbeziehungen in einem Netzwerk der umliegenden Städte. Eine Vielzahl von mitunter komplexen Überblicks- und Detailkarten verdeutlicht und erweitert die Textaussagen, hinzu kommen historische und aktuelle Abbildungen, Grundrisse, Ansichten, Rekonstruktionen, Grabungsfotos, Bilder von Urkunden, Siegeln, Einrichtungsgegenständen und sakralen Objekten.

Einleitend wird das Handbuch durch vier Aufsätze ergänzt, die wichtige Aspekte der einzelnen Artikel zusammenfassen. Ernst Münch umreißt *Von der Burg zum Land Mecklenburg: Der historische Raum Mecklenburgs im Mittelalter* (17–20). Wolfgang Huschner gibt eine chronologische und thematische Zusammenfassung *Klöster, Stifte, Kommenden, Prioreien und Orden in Mecklenburg (10./11.–16. Jahrhundert)* (21–57), wobei er insbesondere die verschiedenen Orden, die Frauenklöster, die Ritterorden sowie die Beziehungen der Klöster zur Universität Rostock und auch deren Wirkungen in den Ostseeraum betrachtet. Ernst Badstübner und Dirk Schumann fassen die *Bau- und Kunstgeschichte der Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien in Mecklenburg (12.–16. Jahrhundert)* (58–74) zusammen, und Frank Nikulka betrachtet nur kurz *Mecklenburgische Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien aus archäologischer Perspektive* (75–78); bei allen Aufsätzen behindern die vielen Abkürzungen leider den Lesefluss. Die inhaltsreichen Artikel des Handbuchs, ergänzt durch die zahlreichen Karten sowie Abbildungen ergeben ein überaus nützliches und attraktives Nachschlagewerk, das durch ein Orts- und Personenregister weiter erschlossen wird.

O. P.

Seit Jahrzehnten bieten die *Mecklenburgischen Jahrbücher* immer wieder wichtige Beiträge für die Hansegeschichte. In Jg. 130, 2015 stellt Anke Huschner *Anastasia von Pommern, Herrin von Mecklenburg (1264–1317). Handlungsspielräume und Lebensführung einer mittelalterlichen Fürstin (7–44)* vor und geht in ihrem sehr instruktiven, quellengesättigten Aufsatz auch auf die Städtepolitik der bekannten Herrin ein. Sehr dezidiert arbeitet sie dabei die unterschiedlichen Rollen und Gestaltungsmöglichkeiten der Herrin heraus, die zwischen „an der Seite ihres nur kurz- oder mittelfristig abwesenden Mannes“ über „Regentin oder Mitregentin für ihre minderjährigen Söhne“ und den „Status der älteren Landesherrin“ während der selbstständigen Regierung ihres Sohnes Heinrich II. bis zu ihrer Rolle als Witwe reichen. Von hansischem Interesse sind auch die *Darstellungen der Ordensväter St. Benedikt und St. Bernhard auf dem Retabel des Hochaltars der Zisterzienserinnenklosterkirche „Zum Heiligen Kreuz“ in Rostock* von Michael Berger (45–51), die leider auf den Abbildungen Seite 46 und 47 trotz grüner Pfeile nicht zu erkennen sind. Hier wären Detailbilder neben den Gesamtdarstellungen wünschenswert gewesen. Andreas Röpcke stellt *Die Mecklenburger auf dem Kölner Reichstag von 1505 (53–72)* vor, greift aber einleitend bis auf den Wormser Reformreichstag von 1495 aus und analysiert die Einbeziehung der Mecklenburger Herzöge in Angelegenheiten des Reiches. Nach Köln reisten die Herzöge Heinrich und Albrecht mit einem Gefolge von 160 Pferden, zahlreichen herzoglichen Räten und Adligen, um sich vom Kaiser mit ihrem Herzogtum belehnen zu lassen. Vf. beschreibt den Aufenthalt der Mecklenburger in Köln, das höfische Leben, aber auch die eigentliche Belehnung sehr detailliert anhand der Reiserechnungen und Reichstagsakten. Er beschließt seinen materialreichen Aufsatz mit den Schwierigkeiten der Heimkehr, als die frisch belehnten Herzöge einen auf der Reise nach Köln entstandenen Konflikt mit Lübeck lösen mussten. Da ihnen dies nicht gelang, kam es 1506 zur offenen Fehde. Von besonderem Wert über Mecklenburg hinaus ist der Aufsatz von Tobias Schenk *Wiener Perspektiven für die Mecklenburgische Landesgeschichte. Ein Werkstattbericht über die Erschließung der Reichshofratsakten (73–104)*, in dem er das verdienstvolle deutsch-österreichische Projekt zur Erschließung der Prozessakten des Reichshofrates und dessen Chancen für die mecklenburgische Landesgeschichte hervorhebt. Vor allem für die dynastischen Streitigkeiten bietet das Reichshofratsarchiv eine Fülle an Akten, aber auch zur Geschichte Rostocks und Wismars findet sich in Wien Material – Schätze, die allerdings überwiegend noch gehoben werden müssen. Schenk gebührt aber das Verdienst, auf die neuen Möglichkeiten ausführlich und mit zahlreichen Beispielen hingewiesen zu haben, ein weiterer Schritt, die wichtigen Ergebnisse des Inventarisierungsprojektes deutschland- und europaweit bekanntzumachen. Ralph Schattkowsky würdigt den auch in

Hansekreisen bestens bekannten Rostocker Historiker Gerhard Heitz anlässlich dessen 90. Geburtstags, schließlich stellt Alla Dmytruk in bewährter Weise eine Auswahl der Neuerscheinungen des Jahres 2014 zur mecklenburgischen Geschichte zusammen. N. J.

Auch in den *Mecklenburgische(n) Jahrbücher(n)* 131, 2016 findet sich hansisch Interessantes, vor allem in den dokumentierten Tagungsbeiträgen zum Thema *Mecklenburg am Vorabend der Reformation*, deren Ziel Andreas Röpcke als Organisator einleitend umreißt. Es schließt sich ein grundlegender Beitrag von Eike Wolgast *Das vorreformatorische landesherrliche Kirchenregiment in Mecklenburg im Vergleich* (221 – 242) an, in dem Vf. Stellung zu den Schwerpunkten *Staat und Kirche. Die wichtigsten Interessen- und Handlungsfelder des landesfürstlichen Kirchenregiments* und *Weitere kirchenregimentliche Maßnahmen* mit Bezug zu Mecklenburg bezieht. Abschließend stellt er die wichtige Frage nach *Kontinuität oder Diskontinuität vor und nach 1517*. Ulrich Andermann äußert sich zum *Einfluss des Humanismus auf das geistige Leben in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg* (243 – 261) und hinterfragt einleitend, ob die bildungspolitische Reformbewegung des Humanismus in Norddeutschland auf fruchtbaren Boden fiel. Begünstigende Faktoren wie städtische Zentren, Residenzen, Universitäten und andere höhere Lehrinrichtungen, Druckereien und anderes waren im Norden nur dünn gesät. Nur Hamburg, Lübeck und Rostock lässt Vf. als städtische Zentren gelten und tut den wendischen Hansestädten Wismar, Stralsund und Greifswald damit sicherlich Unrecht, vor allem in Bezug auf die Greifswalder Universität. Wolfgang Huschner setzt sich mit dem Thema *Franziskaner und Klarissen in Mecklenburg am Vorabend der Reformation* (263 – 283) auseinander, konzentriert sich auf Wismar und Ribnitz und gibt damit einen Vorgeschmack auf das in dieser Umschau besprochene Mecklenburgische Klosterbuch. Sehr wichtig ist der Aufsatz von Stefan Petersen *Kirchliche Krise am Vorabend der Reformation? Die Situation in der Hansestadt Wismar um 1500* (285 – 309), hinterfragt er doch anhand der Benefizienregister von 1344 – 1347 und 1585/86 für das Bistum Ratzeburg die pauschale Kritik an der katholischen Kirche am konkreten Beispiel und kann für Wismar feststellen, dass sich zwar mehrere Wismarer Kleriker nach Rom wandten, um um Pfründen zu bitten, dass eine Pfründenhäufung aber nur in Einzelfällen festzustellen war. Die meisten derjenigen, die Pfründen erhielten, hatten ihren Lebensmittelpunkt zudem in Wismar und residierten nicht auswärts, ohne Gegenleistungen in „ihren“ Kirchen zu erbringen. Zudem hatten sie tatsächlich studiert und waren teilweise graduiert – die Pauschalkritik am Klerus lässt sich anhand dieser Quellen für Wismar also nicht teilen. Für Schwerin und den äußerst prominenten gebürtigen Pommern Zutpheld Wardenberg

muss Andreas Röpcke an die traditionelle Kritik der Papstkirche jedoch anknüpfen, müssen ihm doch tatsächlich Pfründenhäufung, Abwesenheit vom Ort des Geschehens – er war Archivschreiber bei der Kurie – und Privilegienmissbrauch vorgeworfen werden. Vor Ort wird er erst seit 1518 tätig, verteidigt den Ablasshandel, nutzt den Buchdruck zur Stärkung der katholischen Kirche und macht selbst Vorschläge zur Reformation der Kirche, die sich allerdings vorwiegend auf den liturgischen Bereich beziehen, um den schwindenden Einfluss der Papstkirche wiederherzustellen. Detlev Kraack wendet mit *Jacobus Gotorpius und Lütke Namens im Schweriner Exil. Zwei vertriebene Franziskaner der dänischen Ordensprovinz finden 1537 – 1539 unterschiedliche Antworten auf die Herausforderungen der Reformation* (335 – 356) den Blick nach Norden und fragt, ob die Reformation im Norden eine Erfolgsgeschichte sei, ob es Perspektiven für den alten Glauben gab und prüft dies am Beispiel der beiden Franziskaner, von denen Jacobus Gotorpius über Spanien in die Neue Welt auswanderte, dort missionierte, die Eingeborenen gegen die spanischen Eroberer verteidigte und dafür aktuell heiliggesprochen werden soll, Lütke Namens hingegen in Flensburg verblieb. Abschließend ediert und kommentiert Andreas Röpcke *Das Testament des Schweriner Bischofs Peter Wolkow* (359 – 369), der aus Pommern stammt und dies in seinem Testament offenbar nicht vergaß, bedachte er doch neben anderen den pommerschen Herzog Bogislaw X., seine in Stralsund lebende Mutter oder den Gottesdienst in der dortigen Marienkirche. Abschließend führt Alla Dmytruk wieder die Neuerscheinungen des Jahres 2015 zur mecklenburgischen Geschichte auf.

N. J.

Autographen und Biogramme. Von Personen des 16. Jahrhunderts in Rostock, bearb. von Sabine Pettke, Berlin 2016, epubli, 261 Seiten, zahlr. Abbildungen). – Seit vielen Jahren ist Vf.in in der mecklenburgischen Landesgeschichte aktiv und hat zahlreiche, immer aus den Quellen gearbeitete Editionen und Forschungen vorgelegt. Hier hatte sie zunächst die Idee, Autografen der Rostocker Bürgermeister und Ratsherren vorzustellen, musste aber wie jeder Forscher zum Mittelalter und der Frühen Neuzeit erkennen, dass uns oft die Quellen vorgeben, was wir uns vornehmen dürfen und dass viele Projekte schlicht nicht realisierbar sind. Deshalb musste sie ihren auf die städtischen Würdenträger beschränkten Plan um die Professoren der Rostocker Universität erweitern, schließlich, da sie sich nicht auf Unterschriften beschränken wollte, sondern nach kurzen Texten suchte, die die Schreiber besser charakterisieren würden, kamen Pastoren, Prediger, Vikare, Nonnen, Notare, Ärzte, Buchdrucker, Chronisten u. a. hinzu. Was sie schließlich vorlegen kann, ist nicht weniger als ein Querschnitt der Rostocker Literati des 16. Jh.s. Für die Hanseforschung wichtig sind vor allem die Bürgermeister und Ratsherren Heinrich Boldewan, Peter Brummer, Thomas und Valentin Gerdes, Friedrich

Hein, Johann von Hervorden, Bernd Murmann und Bernhard Scharffenberg, die Syndici Caspar Heyer sen., Georg Kummer, Wilhelm Novesanius, Johannes Oldendorp, Matthäus Röseler, Johannes Strubbe, später in Hamburg und Adam Tratziger, die Ratssekretäre Hermann und Thomas Barckhusen, Joachim Petrow, Peter Ratke, Peter Sasse und Johannes Steinkamp, der Schreiber des 64er Ausschusses Michael Gerkens, aber auch der Lübecker Superintendent Hermann Bonnus, der 1533 ein Gutachten zur Reform der Universität Rostock verfasste, die Rostocker Superintendenten Lucas Bacmeister, Johannes Draconites, Johannes Freder, Johannes Kittel und Simon Pauli, die Pastoren Johannes Aurifaber und Joachim Slüter, die Prediger Anton Becker, Vitus Berg, Barthold Detharding, Matthäus Eddeler, Peter Eggerdes, Matthäus Flege, Valentin Korte, Autor Lindemann aus Braunschweig, später in Danzig und Johann Saliger, die Ärzte Jacob Bording sen., Janus Cornarius, Rembert Giltzheim, der auch in Lüneburg und Lübeck Stadtarzt war sowie Peter Memmius, ebenfalls später Stadtarzt in Lübeck, der Prof. jur. in Rostock und spätere Bürgermeister Lübecks Jacob Bording jun., der humanistische Gelehrte Johannes von Bronchorst, der auch in Köln, Rostock und Deventer wirkte, der Rektor der Großen Stadtschule Nathan Chytraeus, die Buchdrucker Ludwig Dietz, Augustin Ferber sen. und jun. und Stephan Möllemann, der Kaufmann Bernd Kron jun. oder die Hansehistorikern bestens bekannten Chronisten Nikolaus Gryse, Dietrich van Lohe und Vicke Schorler. Wie im Buchtitel angekündigt, werden zunächst die Autografen mit Angabe der Archivsignatur abgedruckt, es folgt ein Block mit teilweise sehr kurzen Biogrammen, die angesichts der Quellenlage nichtsdestotrotz verdienstvoll sind, da über die meisten Personen sehr wenig bekannt ist und hier nun zumindest die gesicherten Informationen mit Nachweisen zusammengetragen wurden. Dass diese teilweise weit über Rostock hinausstrahlen, erstaunt nicht, durch den Sammeleifer der Hg. in liegt nun ein sehr nützliches Hilfsmittel vor, um nicht unterschriebene Schriftstücke vielleicht doch noch zuordnen zu können. Außerdem könnte der Band sicherlich ein schönes Hilfsmittel sein für paläografische Übungen an Universitäten im Hanseraum. N. J.

Wismarer Beiträge (Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Wismar, 22, 2016). – Einführend informiert Nils Jörn über *Ein kleiner Schritt für die Menschheit. Ein großer für die Sicherung der Wismarer Archivalien* (4–13), also die Digitalisierung von Archivbeständen, die auch über die engere Stadtgeschichte hinaus bedeutend und nun online zugänglich sind; darunter sind auch ‚Hanseatica‘. Anette Löffler berichtet ‘... von einem gar alten ist nit mehr alß nur noch ein pergamentines Blat zur findten ...’. *Makulatur aus mittelalterlichen Handschriften und Inkunabeln im Stadtarchiv Wismar* (14–31). Nach grundsätzlichen Überlegungen und dem Forschungsstand zur

Nutzung von unbrauchbaren, meist liturgischen Texten des Mittelalters vor allem für Bucheinbände analysiert sie die 281 Wismarer Stücke, von denen wenige aus dem 13., die meisten aus dem 14. und 15. Jh. stammen; es finden sich aber auch zwei Texte in karolingischen Minuskeln. Nils Jörn beschreibt *Die Wismarer Kirchenrechnungen. Eine wichtige Quelle zur Geschichte des Wismarer Handwerks* (32–55), die seit 2016 erschlossen werden. Sie geben vom 16. Jh. bis 1831 für die Kirchen Nikolai, Marien und Georgen detaillierte Einblicke in Einnahmen aus Immobilien, Zinsanlagen und Pachten sowie Ausgaben z. B. für Personal, Dienstleistungen, Bauarbeiten, Kirchenausstattungen und Armenversorgung. Rainer Däbritz befasst sich erneut mit *Wismarsche Reedereien. Die Reederei David Daniel Erdmann & Co.* (56–67), die nur wenige Jahrzehnte zu Beginn des 19. Jh.s existierte. Maik-Jens Springmann beschreibt in seinem Beitrag *Der Hafenverkehr Wismars im 19. Jahrhundert im Spiegel der Akten der Akzisekammer Wismars. Teil I: Zufahrt und Hafenumschlag* (68–89), die stark von den Fahrwasserverhältnissen und den Seezeichen abhängig waren. O. P.

Repertorium der Policeyordnungen der pommerschen Städte bis zur Reichsgründung 1871, bearb. von Jörg Zapnik (Quellen zur Pommerschen Geschichte, 16, Köln–Weimar–Wien 2016, Böhlau Verlag, 695 Seiten). – Zwölf Jahre nach dem letzten Band hat die Historische Kommission für Pommern ihre Quellen-Reihe endlich wieder aufgenommen, das Repertorium von Jörg Zapnik stellt eine würdige Bereicherung dieser Veröffentlichungsreihe dar. Angelehnt an das bundesweite Policeyordnungen-Projekt unter Leitung von Karl Härter erschließt Z. die Bestände für die pommerschen Städte und hat dabei mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wichtige Archive wie das Landesarchiv Greifswald haben Öffnungszeiten und derart knappes wissenschaftliches Personal, die eine Benutzung nur noch eingeschränkt ermöglichen. Da im Landesarchiv die Archive der meisten kleinen pommerschen Städte als Depositum lagern, wird für ein Projekt wie dieses die Lage doppelt prekär. Diese Stadtarchive befinden sich zwar bereits seit Jahrzehnten im Landesarchiv, sind aber auf dem Erschließungsstand des ausgehenden 19. Jh.s, da für eine wissenschaftliche Betreuung der Bestände seit vielen Jahren die Kapazitäten fehlen. Das Projekt wurde durch Schließzeiten der Greifswalder UB und fehlendes Geld für ausgedehnte Besuche des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin und des Staatsarchivs Köslin zusätzlich erschwert. Unter diesen Umständen ist es beachtlich, was Z. in 3.566 Nummern zusammenträgt, dass es vollständig ist, glaubt auch der Bearb. nicht. Das ist schade, denn Repertorien wie diese zielen natürlich genau darauf. So steht dieses Buch auch als Mahnung für die Verantwortlichen in Mecklenburg-Vorpommern, ihre Pflichtaufgabe Landesarchiv nicht zu

vernachlässigen und Arbeitsbedingungen zu schaffen, die Inventarisierungsprojekte wie dieses zu ermöglichen und darauf aufbauenden Forschungen eine solide Grundlage zu schaffen.

Wirklich schade ist auch, dass die Einleitung des Bandes zu knapp ausgefallen ist. Auch wenn man als Pommer nicht als Schwätzer dastehen will, hier hätte es des einen oder anderen erklärenden Wortes mehr bedurft, dafür sind die Quellen zu grundlegend und weder von der pommerschen Landesgeschichte noch von der Hansegeschichte bisher im gewünschten Maße genutzt worden. Der Zusammenhang zur ebenfalls von Z. erarbeiteten Übersicht über die landesherrlichen Policeyordnungen wird nur angedeutet, man hätte sich bei aller Bescheidenheit des Bearbeiters über einen bibliografischen Hinweis gefreut, um auch dieses Werk nutzen zu können. Auch zur Bedeutung von Policeyordnungen allgemein hätte man einige Worte verlieren müssen, darf man doch nicht davon ausgehen, dass allen Nutzern der Unterschied zur modernen Polizei vor Augen steht und sie die Reichhaltigkeit dieser Quellengruppe einschätzen und würdigen können. Zudem sind Policeyordnungen in vielen Städten die ersten Drucke überhaupt, man hätte diskutieren dürfen, wofür als erstes Regelungsbedarf bestand, wann besonders intensiv Policeyordnungen erlassen wurden und wodurch das bedingt war, ob in allen Städten ähnliches geregelt wurde, warum aus einigen so früh, aus anderen erst sehr spät entsprechende Ordnungen überliefert sind – auch diese kleinen Schlenker wären in einem solchen Band erlaubt gewesen. Wer knapp 700 Seiten Inventar vorlegt, darf, nein muss diese durchaus auf mehr als 2 Seiten erklären.

Neben den beiden großen, Stralsund und Greifswald, nutzten viele kleine pommersche Städte die hansischen Privilegien und beteiligten sich zeitweise auch an den Lasten der Gemeinschaft. So finden sich in dem Band wertvolle Hinweise zu Policeyordnungen in Anklam, Barth, Demmin, Franzburg, Gartz an der Oder, Gollnow, Grimmen, Kolberg, Loitz, Rügenwalde, Stargard, Stettin, Stolp, Treptow an der Rega, Tribsees und Wolgast, die sich dank der jahrzehntelangen, verdienstvollen Forschungen von Heidelore Böcker sicher in hansischen Zusammenhängen nachweisen lassen. Blättert man, finden sich zahlreiche Lesefrüchte, die Appetit auf mehr machen, so die frühe Anklamer Verordnung von 1541 zum Verkaufsverbot für Fische, die aus demselben Jahr stammende Loitzer wegen der Konzession des Jahrmarktes, die erste Greifswalder Verordnung von 1553 zur Neuregelung der Kirchenordnung oder der Rezess von 1604, der die Stadtverfassung in der Stadt am Ryck neu regelte, die Policeyordnung Stargards von 1581, die Stettiner Weinordnung von 1589, die Ratsverordnung „wegen der Handelstätigkeit“ von 1590, das Stettiner Mandat „wegen der reinen Goettlichen Lehr“ von 1593, die Gerichtsordnung der Stadt von 1594 und das Mandat des Stettiner Rates zur Befriedigung von Gläubigern von 1596, die erste evangelische Kirchen- und Schulordnung

Stralsunds von 1525, das Stralsunder Edikt wegen der Handwerksmissbräuche von 1572, die Stralsunder Schul- bzw. Waisenordnung von 1591 bzw. 1593, die Stralsunder Gerichtsordnung von 1593, die wiederholten Luxusverbote in Stralsund von 1570 und 1595 oder die Verordnung des Wolgaster Rates „wider die Schneider auf dem Lande“ von 1576. Ganz klar wird die herausragende Rolle Stralsunds in Pommern und die Eigenständigkeit der Stadt, die sich in knapp 1.000 Verordnungen zwischen 1525 und 1871, hier auf mehr als 150 Seiten, zeigt. Zum Vergleich: Stettin kommt auf ca. 550 Verordnungen auf ca. 100 Seiten, Greifswald auf ca. 450 Verordnungen auf ca. 80 Seiten.

Der Band ist durch ein systematisches und alphabetisches Sachregister gut erschlossen, bei den Registereinträgen hätte man viel Platz sparen können, wenn man die einzelnen Nummern, z.B. unter den Punkten „Bekanntmachungswesen“, „Strafvollstreckung“, „Geldstrafen“ oder „Zeitung“ nicht alle einzeln aufgezählt, sondern miteinander verbunden hätte. Angesichts der Leistung klingt dies wie eine Beckmesserei, es bleibt die Ehrfurcht vor einer weitgehend ehrenamtlichen Sammeltätigkeit unter schwierigsten Bedingungen, die diese wichtige Quellengruppe für Pommern erstmals erschließt und die Hoffnung, dass der Band vielfach mit Gewinn genutzt wird. N. J.

Die Inschriften der Stadt Stralsund, ges. und bearb. von Christine Magin, (Die deutschen Inschriften, Bd. 102, Wiesbaden 2016, Dr. Ludwig Reichert Verlag, 509 Seiten, 1 Klappkarte, 72 Tafeln mit 193 Abbildungen). – Nach den im Jahr 2002 von Joachim Zdrenka für den Landkreis Rügen, 2009 von Jürgen Herold und Christine Magin für Greifswald vorgelegten Bänden ist nun für Pommern schon der dritte Band der Inschriften bis 1650 erschienen. Beide große und wichtige Hansestädte Pommerns sind damit zuverlässig bearbeitet, die Hanseforschung darf sich auch hier wieder auf zahlreiche Entdeckungen freuen. Das Stralsunder Vorhaben folgt den bewährten Regeln des seit Jahrzehnten laufenden Akademieprojekts und erfasst sowohl im Original erhaltene als auch in Abschriften vorliegende Inschriften, die sich bis 1650 in Stralsund nachweisen lassen. Nicht erfasst werden z. B. Ofenkacheln, Beckenschlägerarbeiten oder Textilien mit gewebten Inschriften aus serieller Produktion, Inschriften mit weniger als 3 Buchstaben und solche, die erst durch Archäologen oder Restauratoren hätten aufbereitet werden müssen. Dadurch kann die Bearbeiterin 454 Inschriftenträger mit knapp 1200 Inschriften nachweisen und auswerten. Die 200 Grabplatten und verwandte Inschriftenträger stellen mit ca. 500 Inschriften dabei die größte Gruppe dar, für die Objekte im Museum kann die Vollständigkeit der Erfassung aufgrund der Zwischendepots im Landesamt für Kultur und Denkmalpflege nicht garantiert werden, ansonsten hat M. trotz schwieriger Situation im Stadtarchiv, das teilweise ausgelagert war, versucht, alle

Quellen zu recherchieren. Nach einer ausführlichen Beschreibung des Katalog- und Editionsteils folgt ein sehr guter historisch-chronologischer Überblick, dem soweit möglich Katalognummern zugeordnet werden. Es schließen sich Ausführungen zu den Standorten der Inschriften an, in denen u. a. auch die besondere Rolle der Voigdehagener Kirche als Mutterkirche der großen städtischen Pfarrkirchen erklärt wird. Aus St. Nikolai stammen mit 190 Objekten die meisten Inschriften, St. Marien (68) und St. Jakobi (55) folgen auf den Plätzen, nur 26 Inschriftenträger lassen sich den drei Klöstern, weitere 22 dem Heilgeisthospital und seiner Kirche, weitere vier St. Jürgen am Strande zuordnen. Die anderen Inschriften finden sich am Rathaus und Wohnhäusern, hier ist kriegsbedingt mit erheblichen Verlusten zu rechnen. Von den 454 Inschriftenträgern sind nur 354 erhalten, 54 hingegen vollständig verloren. 125 Objekte sind aus der Zeit bis 1500 nachweisbar, 129 stammen aus dem 16. Jh., der Rest aus der ersten Hälfte des 17. Jh.s. Zahlreiche Inschriften sind nur durch barocke und spätere Sammlungen überliefert, sodass wir noch heute vom Interesse geschichtsbewusster Stralsunder und ihrer Gäste profitieren. Im Folgenden erklärt M., warum für Stralsund nur vglw. wenige Grabplatten datiert werden konnten und woraus die hohe Abnutzung resultiert. Es folgen sehr kundige Erklärungen zu Epitaphien und anderen Grabmälern, der Kirchenausstattung, wobei M. nach Retabeln, Vasa sacra sowie Spuren von Bruderschaften, Ämtern und Korporationen unterteilt. Ausführungen zu den Inschriften folgen. Von den 860, die sich sprachlich bestimmen ließen, sind 372 ausschließlich in Latein, 136 komplett in Niederdeutsch und 238 nur in Hochdeutsch, alles andere sind Mischformen. An Schriftarten lassen sich gotische Majuskel und Minuskel, frühhumanistische und Renaissance Kapitalis, Fraktur und humanistische Minuskel nachweisen.

Die 454 Nummern sind durch eine chronologische Liste der Inschriften und mehrere Register sehr gut erschlossen. Mit ihrer Hilfe kann man nach 1. Standorten, 2a. Personennamen, 2b. Ortsnamen und anderen geographischen Bezeichnungen, 3. Wappen und Marken, 3a. Wappenbeschreibungen, 4. Berufen, Ständen, Titeln, Verwandtschaften und Attributen, 5. Initien, 6. Formeln und besonderen Wendungen, 7. Texttypen und Inschriftenarten, 7a. Zitaten und Paraphrasen, Textquellen, 8. Inschriftenträgern, 9. Schriftarten, 10. Sachen, 10a. Heiligen, biblischen Personen, Allegorien, Mythologie in Text und Bild – Ikonografie und 10b. Initialen suchen. Allein dieser Anhang stellt eine unschätzbare Hilfe dar und lässt für die Forschung keine Wünsche offen. Die Arbeit, die allein in diesem Apparat steckt, ist nicht hoch genug zu würdigen, seine Zuverlässigkeit ist sehr gut. Ein Verzeichnis der Abkürzungen, der Quellen und Literatur und der bisher in der Reihe erschienenen Bände (für die Hanse u. a. wichtig Lüneburg, Osnabrück,

Hamel, Braunschweig, Hannover, Einbeck, Hildesheim, Lemgo, Halle, Düsseldorf und Northheim) beschließt den Band noch lange nicht, es folgen noch Abbildungen der Meisterzeichen und Hausmarken, ein ausklappbarer Kirchengrundriss von St. Nikolai mit allen Grabplatten und den dazugehörigen Katalognummern und schließlich 193 Abbildungen mit Inschriften aus Stralsund, die von bestechender fotografischer Qualität sind. Vor allem die gut erkennbaren Details der Vasa sacra sind dabei hervorzuheben. Über die heute in Stralsund befindlichen Inschriften hinaus wurde auch eine umfangreiche Provenienzforschung betrieben. Dadurch wurden u. a. der Altar von Waase auf Ummanz (ehemals St. Nikolai, Stralsund), die Altarretabel aus Sanzkow, wahrscheinlich für das Stralsunder Franziskanerkloster, das ehemals in St. Jakob, Stralsund, heute im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald hängende Porträt Philipp Melanchthons, der Becher der Schifferkompanie aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und einige Stücke aus dem bei Stralsund gelegenen Voigdehagen in diesen Band mit aufgenommen.

Was will man aus dem reichhaltigen Bestand für die Hanse herausgreifen? Zur materiellen Welt der Hansekaufleute/in der Hansestadt gehört jede Grabplatte, jedes Altarretabel, jede Chorschranke, jedes liturgische Gefäß und jeder andere in diesem Band vorgestellte Zeitzeuge. Hervorgehoben werden sollen dennoch ein bunter Glasbecher aus der 1. Hälfte des 14. Jh.s, die älteste datierbare in Flandern für den 1357 verstorbenen Bürgermeister Albert Hovener gegossene Grabplatte, ein Glasgemälde mit dem Wappen der Stralsunder Gewandschneider (1612), das Totenschild für den Bürgermeister Nikolaus Steven, die Epitaphe für Christian Ketelhodt (1565), Cord Middelborch (1572), Peter Bavemann (1580), Joachim Klinkow (1601) und Lambert Steinwich (1637), ein Wandleuchter der Rigafahrer in St. Nikolai von 1571, das Gestühl der Kramerkompanie (1574), der Anhänger eines Kronleuchters (1617), ein Becher (1627) der Schifferkompanie und die Relieftafel vom Gestühl der Rigafahrer (2. H. 15. Jh.), die häufig in der Hanseliteratur als Illustration auftaucht, oft aber fälschlich den Novgorodfahrern zugewiesen wurde. Alles in allem liegt hier ein Band vor, der die historische und kunsthistorische Forschung zur Hanse in Stralsund hoffentlich anregen und lange Bestand haben wird – ein wahres Akademieprojekt also, dem man für andere Städte nur weiterhin einen langen Atem, so gut ausgebildete und motivierte Mitarbeiter und insgesamt gutes Gelingen wünschen kann.

N. J.

Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte (Bd. 101, Kiel 2015, Ludwig Verlag, 7–14) eröffnen mit einer Würdigung des auch den Hanseforschern einschlägig bekannten Greifswalder Archivars Joachim Wächter zu dessen 90. Geburtstag, die auch ein 67 Nummern umfassendes

Schriftenverzeichnis enthält, das die Bedeutung des vormaligen Landes- und Kirchenarchivars vor allem für die Erforschung der kleinen pommerschen Städte zeigt. Felix Biermann, Marek Dworaczyk und Marian Rębkowski stellen *Archäologische Forschungen am Prämonstratenserstift Belbuck bei Treptow an der Rega* vor (15–36), die seit 2003 in verschiedenen Kampagnen stattfanden und von naturwissenschaftlichen und historischen Studien begleitet wurden. Steffan Orgas legt einen *Abriß über die Geschichte der Ziegelproduktion und des Bauens mit Backstein in Anklam* vor (37–66), in dem er u. a. daran erinnert, dass in Stralsund zwischen dem 13. und 16. Jh. ca. 150 Mio. Ziegel verbaut wurden. Für Anklam nimmt er ein Drittel davon an, von dem 6 Mio. für die Marien- und Nikolaikirche, nahezu 1 Mio. für die 1900 m lange, 5 m hohe Stadtmauer und ca. 50.000 Steine pro Bürgerhaus verbaut wurden. Er zeigt einige eindrucksvolle Beispiele vom Anklamer Markt, aber auch durch den 2. Weltkrieg verlorene Bürgerhäuser, die die ehemalige Pracht der pommerschen Hansestadt belegen. Benjamin Müsegades „auch zum pesten unterweisen“ – *Herzog Philipp I. von Pommern und sein Erzieher Sigismund Stier am Heidelberger Hof (1526–1531)* (67–91) wertet eine Quelle im Generallandesarchiv in Karlsruhe aus zu Personen, die zwischen 1476 und 1685 im kurfürstlichen Dienst gestanden hatten. Darin findet sich auch der Erzieher des pommerschen Herzogs Sigismund Stier, dessen Lebensweg und Umfeld Vf. skizziert, bevor er die Quellen zu Philipps Gefolge auswertet und die Erziehung und Ausbildung des jungen Prinzen in Heidelberg darstellt. Weitere Artikel beschäftigen sich mit dem Tapetensaal im heutigen Welterbehau Ossenreyerstraße 1 in Stralsund (Frank Hoffmann), den städtischen Schützengilden im Regierungsbezirk Köslin im 19. und 20. Jh. (Jürgen W. Schmidt) und bringen eine kommentierte Quellenedition zu den Anfängen des jetzt personell ausgebluteten und prekär untergebrachten Landesarchivs Greifswald (Dirk Schleinert). N.J.

Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte (Bd. 102, Kiel 2016, Ludwig Verlag) eröffnen mit einem Beitrag von Marian Rębkowski und Rafal Siminski *Die Anfänge der Stadt Köslin (Koszalin)* (7–30), für die seit der 2. Hälfte des 8. Jh.s slawische Siedlungsspuren nachweisbar sind, bevor die Stadt am 23. Mai 1266 von Bischof Hermann von Gleichen Lübisches Recht verliehen bekam und mit dem Aufbau einer regelmäßigen Stadtanlage begonnen wurde. Ende des 13. Jh.s werden erstmals Bürgermeister, Ratsherren und ein Vogt greifbar. Vf. gehen auch auf die Kirchenorganisation (eine Pfarrkirche auf dem Gollenberg), die wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt (Fischfang, Wald, Mühle), die Herkunft (Pommern und Mecklenburg) und Berufsstruktur (Müller, Bäcker, Schmiede, Schumacher) der Bewohner ein. Gunnar Möller öffnet *Eine interessante „Schatzkiste“ aus dem Jahr*

1318 in Stralsund – Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Sachkultur des norddeutschen Adels (31 – 52). Er bezieht sich dabei auf einen im Pommerschen Urkundenbuch gedruckten Eintrag aus dem Codex Rugianus über den Inhalt einer Kiste des Stralsunder Adligen Starkow, indem sich u. a. ein Handapfel, ein Kristallkreuz, goldenes Garn, ein Stück von einem Szepter, eine rote Koralle, ein Teil eines Trinkbeckers, ein Messer, ein silberner Gürtel, ein Gefäß mit Moschus, ein Handgriff, mehrere Schmucksteine, das Wundermittel Theriak, goldene Ringe, ein Nesselblatt, ein Greifenklau genanntes Trinkhorn, zwei Kokosnussschalen als Trinkgefäße, ein Psalter, eine kleine Kiste, 4 Kristalle und eine Lilienspange befanden. Vf. äußert sich sehr kundig zu diesen Gegenständen und ihrem Wert sowie zum Besitzer und hebt damit den Schatz. Fritz Petrick, der beste Kenner der Geschichte Rügens, liefert einen historischen Abriss zu *Das Fürstentum Rügen – ein Landkreis in Pommern. Zur Vorgeschichte 1321 – 1806* (53 – 66), Jürgen Geiß untersucht die *Vorreformatorsche Frömmigkeit in Pommern im Spiegel spätmittelalterlicher Bibliotheksbestände* (67 – 81), warnt gleich einleitend vor der durch die Überlieferung verursachten „Klerikerbrille“ und der bruchstückhaften Überlieferung überhaupt. Er wertet die Bibliotheken der Franziskaner und Dominikaner sowie die Kirchenbibliotheken von St. Marien in Greifswald und Barth aus. Dirk Schleinert ediert schließlich *Dokumente zum Grimnitzer Vertrag von 1529 im Stadtarchiv Stralsund* (83 – 100) und ergänzt damit die nur bis 1535 gediehene Edition der pommerschen Landtagsakten, die die hier vorgestellten zentralen Quellen aus dem Stralsunder Archiv übersehen hat. Die edierten 6 Dokumente zeigen einmal mehr die Rolle Stralsunds als Vorderstadt der vorpommerschen Städte. Im Heft finden sich auch Überlegungen zum Geschäftsbuch eines Stralsunder Zinngießers aus den Jahren 1748 bis 1750 von Michael Kunzel, ein Beitrag Reinhardt Würkerts zu den Currende-Schreiben Johann Joachim Spaldings an die Pfarrer der Barther Synode aus den Jahren 1757 – 1764, neue Erkenntnisse Michael Lissoks zur Autorenschaft Jakob Philipp Hackerts an der Tapetenmalerei am Stralsunder Haus Ossenreyerstraße 1 (Welterbehaus), ein Aufsatz von Michael Wilfert, Eckhardt Wendt und Jürgen Philippen, in dem der vor 180 Jahren gegründete Entomologische Verein in Stettin vorgestellt wird sowie ein Beitrag zu den niederdeutschen Wortschatzsammlungen in Hinterpommern am Ende des 19. Jh.s von Matthias Vollmer. N. J.

Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag, hg. von der Hansestadt Stralsund und dem Landkreis Vorpommern-Rügen (Jg. 2016). – Unter den 18 Beiträge des reich bebilderten Heftes sollen hier nur einige hervorgehoben werden. Nach Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Stralsund (6 – 7) berichtet Dirk Schleinert von der Restaurierung der zweiten Stadtrechtsverleihungs-

urkunde (8–10). Bodo Bernatzki stellt in seinem Beitrag *Der König mit dem Vogelschnabel. Stralsund als königlich schwedisch-pommersche Münzstätte in den Jahren 1757–1763* (16–23) vor. Achim Leube beleuchtet *Sagard. Die Geschichte eines rügenschen Marktflückens* (71–78) und Gunnar Möller gibt einen detaillierten Überblick über *Die Stralsunder Stadtbefestigungen des 13. bis frühen 17. Jahrhunderts* (89–96), der in ähnlicher Form bereits 2010 erschien (HGBl. 129, 2011, 259). O. P.

StraleSunth. Stadt-Schreiber-Geschichte(n) (Jg. 6/2016, Rostock, Verlag Redieck & Schade). – Die kurzen, reich bebilderten Beiträge der handlichen Reihe bieten auch Informationen zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte. In Jg. 6 berichtet Gunnar Möller über *Die „Burg“ des Kirchherrn von Voigdehagen* (8–11) südlich von Stralsund, ein standesgemäßer Wehrbau des Klerus, wie er im südwestlichen Ostseeküstenbereich bisher nur noch für Lübeck bekannt ist. Stefanie Brüggemann beschreibt *Ein spätmittelalterliches Stralsunder Backhaus auf dem Hof zwischen Semlower-, Fähr- und Bechermacherstraße* (139–144). Friederike Szlosze sowie Jörg Ansorge beschreiben detailliert *Das Schiefertafelbüchlein vom Stralsunder Rathausvorplatz* (145–151) aus der Mitte des 16. Jh.s. O. P.

Beata Wywrot-Wyszkowska gibt einen Überblick über die Ausgrabungen, die in Kolberg durchgeführt wurden. *Handwerker im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kolobrzeg (Kolberg) im Lichte der archäologischen Quellen*, (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Bd. 44, 2016, 149–166). Die Ergebnisse der Ausgrabungen wurden beschrieben in einer Reihe von Veröffentlichungen, von denen der sechste Band erschienen ist. (*Archeologia średniowiecznego Kołobrzegu. Tom szósty*, Warszawa 2016.) A. P. O.

SACHSEN/THÜRINGEN. Manfred Straube, *Geleitwesen und Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der Frühen Neuzeit* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe, 42, Köln–Wien 2015, Böhlau Verlag). – Nach langer Zeit wird mit dem gewichtigen Band aus der Feder von Manfred Straube eine Leipziger Habilitationsschrift und damalige ‚Promotion B‘ von 1981 veröffentlicht, die es in sich hat. Nicht nur der Umfang (1092 Seiten, 2 Karten), sondern auch die schiere Materialfülle können beeindrucken. Die eigentliche Studie umfasst die Seiten 1–452. Beigefügt sind mehrere umfangreiche Anhänge, aus denen Vf. seine Ergebnisse gezogen hat. Es geht S. um nicht weniger als darum, zu einem neuen Bild der ‚Frühen Neuzeit‘ beizutragen, indem er auf Grundlage der im voluminösen Anhang zusammengestellten Geleitaufzeichnungen wie Rechnungen bzw. Listen der zu zahlenden Gebühren sowie Einnahmeverzeich-

nissen nachzuweisen sucht, wie die Ströme des Warenverkehrs verliefen und welche Waren transportiert wurden. Dabei profitiere die Handelsgeschichte von statistischen Auswertungen dieser Quellen, die Vf. in Tabellen präsentiert. Der untersuchte Raum ist dabei sowohl Durchgangsstation für Waren auf dem Weg von den See- bzw. Hansestädten nach Würzburg und Nürnberg, als auch Absatzmarkt für eine Vielzahl unterschiedlichster Fernhandelsgüter. Unter den Fernhandelswaren stechen Tuche, Wachs und Fisch hervor und berühren so unmittelbar den Hanseraum. Im vierten Teil besticht das Buch mit einer Edition der Geleitsordnungen im thüringisch-sächsischen Raum (761 – 1039), von denen nicht weniger als 100 ediert und in alphabetischer Reihenfolge von A wie Aken über M wie Marksuhl bis hin zu Z wie Zwickau angeordnet sind. Der Vf. sucht nach „konkreten Beweisen oder Gegenbeweisen [...], ob die feudalen Territorialstaaten den Warenaustausch durch Gesetzgebung und Politik behindert haben, oder ob feudale Privilegien noch hinreichend Raum“ ließen (33 mit einer Liste der sechs Hauptprobleme bzw. -fragen). Nach einer Einleitung (17 – 37) analysiert Vf. das Geleitswesen von seinen Anfängen und geht seiner frühen Entwicklung und Bedeutung für die Handelsgeschichte nach, wofür er den Ausgangspunkt in einem Zitat Eikes von Repgow, der bereits im Sachsenspiegel aus den 1230er Jahren zwischen Zoll und Geleit unterschieden habe, sowie im Schutzprivileg Markgraf Dietrichs von Landsberg von 1268 in der Zeit nach dem Statutum in favorem principum nimmt (39). Im Folgenden widmet sich Vf. der Organisation des Geleitswesens, der Möglichkeit der Umgehung des Geleits und des Straßenzwangs, den Zuständen der genutzten Straßen sowie der Sicherheit auf den Straßen im thüringisch-sächsischen Raum. Im zweiten Abschnitt der Darstellung analysiert Vf. die Haupthandelsstraßen in der gesamten Umgebung der Stadt Erfurt. (101 – 244). Dabei geht es nicht nur um Erfurt selbst, sondern auch um die Geleite (man mag eher sagen Geleitsbezirke oder Geleitsabschnitte) von Eisenach/Creuzburg an der Werra aus dem Westen, um das Geleit von Coburg aus dem Süden bis zum Thüringer Wald (Oberhof), um den Warentransport durch das Geleit Oberhof, um die Erfurter Beigeleite Gutmannshausen, Vogelsberg und Buttstedt, das Geleit Weimar sowie Jena-Burgau. Naumburg (mit den Geleiten durch Eckartsberga, Freyburg/Unstrut) bildet mit Leipzig (Leipzig, Eilenburg, Torgau, Wittenberg und Grimma) sowie der Geleite entlang der *via imperii* (Borna, Altenburg, Schmölln, Zwickau und Plauen) weitere Schwerpunkte der Analyse des Warentransports bzw. Warenverkehrs in dieser Studie, dem sich ein Kapitel über den Warenverkehr auf der Elbe zwischen Pirna und Wittenberg anschließt, bevor Vf. seine Ergebnisse zusammenfasst. Das Thema des Geleits berührt indessen nicht nur Fragen nach der Sicherheit für die Kaufleute auf Reisen zu den großen Märkten in Naumburg oder in Leipzig, sondern auch praktische Fragen wie die nach der Veröffentlichung der jeweils geltenden Geleitsordnungen, sowie nach

deren Inhalten, die darüber entschieden, wie viel Geld als Gebühr für das Geleit zu entrichten war. So beschloss z. B. der Leipziger Rat, die Geleitsordnungen in allen Herbergen, in denen Kauf- und Fuhrleute verkehrten, vorrätig zu halten und den Gästen bekannt zu machen waren, wengleich es auch im Straßenraum sichtbare Zeichen, wie eine Geleitssäule gegeben hat (47). Die Transportleute mussten demnach gute Rechner sein, den Inhalt ihrer Ladung kennen. Nicht zuletzt mussten sie lesen können (47/48), um sich die vorgeschriebenen Wege einprägen zu können. Der nach und nach eingeführte Straßenzwang diente zudem einer verlässlichen Planbarkeit der Einnahmen der Landesherrschaft. Die Geleitsordnungen konnten sich grundsätzlich in der Form der Gebührenerhebung unterscheiden. Entweder berechnete man pauschal nach der Anzahl der Zugpferde bzw. nach Zentner der Waren oder jeweils nach Gewichtseinheit der unterschiedlichen Waren (51 – 54). Dabei gab es zahlreiche Sonderregelungen, wie die Möglichkeit einer gebührenfreien Rückreise innerhalb von 14 Tagen. Fragt man sich, wer das Geleit einnahm und wie diese Geleitsmänner versorgt wurden, wird auch diese Frage von S. behandelt (56 – 63). Insgesamt sollte das Geleitsystem die Sicherheit auf den Straßen sicherstellen. Vf. stellt das Erreichen dieses Ziels für den frühneuzeitlichen thüringisch-sächsischen Raum fest. Es fehlte dagegen an konkreten Nachweisen für Überfälle auf Handelsreisende (98), wengleich man sich durch möglichst frühzeitige Informationsweitergabe gegenseitig vor Überfällen zu warnen suchte (100). Darüber hinaus führte der Straßenzwang oft zu Auseinandersetzungen, bei deren juristischem Austrag sogar die sächsischen gelehrten Räte ein Betätigungsfeld fanden. Für Erfurt ist nach Vf. im 15. Jh. ein Anstieg des Warenaustauschs in Quantität und Qualität festzustellen, den S. auf eine rapide gestiegene Produktion vor frühkapitalistischen Produktionsverhältnissen und erhöhtem Bedarf zurückführt (262). Schon damals sei der Transport in Ost-West- bzw. in West-Ost-Richtung dominierend gewesen. Demgegenüber seien die „direkten wirtschaftlichen Beziehungen zum hansischen Raum, d. h. der Nord-Süd-Verkehr, vor allem quantitativ stark zurück“ gegangen (264). Neben der Fülle der behandelten Themen ist im Lichte neuerer Ansätze der hansischen Wirtschaftsgeschichte interessant, dass es im Leipzig des 15. Jh.s ebenfalls Makler gegeben hat, die außerhalb der Märkte dafür zu sorgen hatten, in die Stadt kommende Waren zunächst den Bürgern anzubieten und erst danach Gäste zu berücksichtigen (304). Die Ergebnisse fasst S. dahingehend zusammen, dass der nachgewiesene überregionale und regionale Handel bzw. Warenaustausch alle bisherigen Kenntnisse zu dieser Thematik überträfen und eine Grundlage für weitere Forschungen bereiteten, z. B. Themen wie „die soziale Herkunft und Stellung der Fuhrleute und das Verhältnis Bauer – Fuhrmann“ sowie die Zucht der Zugpferde in der bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s anzusetzenden ‚Frühe[n] Neuzeit‘ (452).

F. Dirks

Kaiser, Reich und Reichsstadt in der Interaktion. 3. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte Mühlhausen, 16. bis 18. Februar 2015, hg. von Thomas Lau und Helge Wittmann (Studien zur Reichsstadtgeschichte, Bd. 3, Petersberg 2016, Michael Imhof Verlag). – Mit seinem dritten Band rückt der Mühlhäuser Arbeitskreis für Reichsstadtgeschichte ein Thema in den Fokus seiner Betrachtungen, das sich an mehreren Begriffen der landesgeschichtlich ausgerichteten Forschung reibt: Städtebund und Netzwerk – beides doch Ergebnis von Interaktion auf der politischen Ebene der Vormoderne. Den Hanseraum binden vor allem die Beiträge von Anna Ziemlewska, *Riga und das Römische Reich nach Auflösung der livländischen Konföderation* (147 – 156) und Thomas Schilp, *Königliches Privileg gegen reichsstädtische Autonomie? Überlegungen zu den Wirren um das Privileg Kaiser Ludwigs IV. für Dortmund 1332* (157 – 180) ein. Die übrigen Beiträge befassen sich mit Reichsstädten in den zentralen Landschaften von Erfurt, Frankfurt bis zum Bodensee, reichen in zeitlicher Perspektive vom 8. bis in das 18. Jh.: Bei Mathias Kälble geht es um städtische Bündnispolitik in Thüringen bis zu den Anfängen des Dreistädtebundes 1304/06; Hartmut Semmler untersuchte die Selbstbehauptungsstrategie der Bodenseestädte Buchhorn und Überlingen, während sich Wolfgang Wüst Netzwerken in Süddeutschland widmete, denen er anhand von Reichstagen folgt. Evelien Timpener steuert ein Nebenthema ihrer Dissertation über Augsburg bei. Christopher Folkens untersucht den Frankfurter Gesandten Walter von Schwarzenberg im Spannungsfeld zwischen Reichsstadt, Reich und Königtum; André Krischer untersucht Patenschaften als politische Praxis in den reichsstädtischen Außenbeziehungen, gefolgt von zwei Beiträgen, in denen sich Thomas Lau mit den Aktionen des Reichshofrats während der Mühlhäuser Unruhen der 1730er Jahre sowie Axel Gotthard mit der Mediatisierung der Reichsstädte auseinandersetzen. Glücklicherweise folgt der Band in seinem Aufbau einem beliebter werdenden Muster, denn er ist eine Mischung aus altgedienten Experten und dem sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs. In bewährter Manier steuert der Großmeister der Thüringer Landesgeschichte Matthias Werner einen Überblick über *Erfurt und das Reich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts* bei (85 – 126), während mit Ulrich Hausmann zum Verhältnis zwischen Reichsoberhaupt und Reichsstädten anhand von Untertanensuppliken am Reichshofrat (207 – 234) auch ein Doktorand seine Thesen zur Diskussion stellt. Die Einleitung von Thomas Lau (7 – 12) sowie die Rückschau aus der Feder von Matthias Schnettger (307 – 314) stellen die versammelten Aufsätze in einen Rahmen, der vor allem aus der Flexibilität der Reichsstädte schöpfen kann. Schnettger stellt in seinem Beitrag zusammenfassend fest, dass es nur die *longue durée* ermögliche, strukturelle Gegebenheiten, prozesshafte Entwicklungen und auch Brüche in den Beziehungen

zwischen den Reichsstädten und dem König bzw. Kaiser als solche kenntlich zu machen (514). Alle Beiträge verfügen über Anmerkungen in der Form zweispaltiger Endnoten. Der Band ist reich illustriert und auf entsprechend schwerem Papier gedruckt.

F. Dirks

OST- UND WESTPREUSSEN. Im Aufsatz *Die Widerspiegelung der Schlacht bei Tannenberg 1410 in der Chronik von Maciej Strykowski* (Adlustravannie Hrunvaldskaj bitvy 1410 h. u “Chronicy” Macieja Strykoŭskaha, in: *Belaruskі historyčny časopis* 6, 2016, 4–10) versucht Jury Bochan, die 1582 in Königsberg erschienene bekannte Chronik Maciej Strykowskis als eine Quelle zur Geschichte der berühmten Schlacht zu bewerten. Dafür geht er auf alle relevanten Informationen der Chronik ein und kommt zu dem Schluss, dass es keine wesentlichen Widersprüche zwischen den Angaben Strykowskis und des Chronisten Jan Długosz gibt (9). Auffällig ist leider eine Missachtung der Fachliteratur. Vf. stützt sich nur auf Veröffentlichungen einiger polnischen Forscher (Stefan M. Kuczyński und Andrzej Nadolski), während die klassische quellenkritische Studie von Sven Ekdahl über die Schlacht bei Tannenberg sowie neue westlichen Veröffentlichungen zum Thema nicht herangezogen werden. Bedauerlicherweise ist auch die sehr wichtige Frage nach den Quellen von Strykowskis Mitteilungen über die Schlacht und deren Teilnehmer ohne Antwort geblieben.

H. Sahanovič

Im Jahre 2016 erschien der erste Band eines editorischen Projektes, das von Marcin Grulkowski realisiert wurde. Der Forscher hatte vor, die Bücher der Danziger Kämmerei zugänglich zu machen. Der genannte erste Band (*Najstarsze księgi kamlarskie Głównego Miasta Gdańska z XIV–XV wieku*, hg. von Marcin Grulkowski, Warszawa 2016) umfasst Quellen aus dem 14. und 15. Jh.. Berücksichtigt wurden das älteste Buch der Kämmerei (1379–1382), die Register der Kämmerei aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.s und die Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben (1481–1483). Jede Quelle wurde mit einer kritischen Beschreibung versehen, die in verkürzter Form auch ins Deutsche übersetzt wurde. Die einleitenden Kapitel zu der Geschichte der Danziger Kämmerei, Währungsverhältnissen und Editions-methode wurden ebenfalls mit einer verkürzten deutschen Übersetzung versehen. Die Arbeit ist mit drei Indices versehen und wurde mit großer Sorgfalt durchgeführt. Sie ist dank der deutschen Zusammenfassung auch gut für die nicht polnisch sprechenden Forscher zugänglich.

A. P. O.

Für die nicht-polnisch sprechenden Forscher wird auch die englischsprachige Bearbeitung zu den politischen und kirchlichen Strukturen des Ordenslandes in der Periode vom 13. bis zum 16. Jh. von großem Nutzen sein, welche unter

der Herausgeberschaft von Roman Czaja und Andrzej Radziwiński erschienen ist (*The Teutonic Order in Prussia and Livonia: The political and ecclesiastical Structures 13th – 16th century*, hg. von Roman Czaja, Andrzej Radziwiński, Köln – Weimar – Wien 2015, Böhlau Verlag). Das Werk ist in drei Hauptkapitel unterteilt, die ersten zwei sind Preußen und Livland gewidmet und haben eine ähnliche Struktur: Nach der Besprechung der Herrschaftsformen (von Roman Czaja und Zenon Hubert Nowak bzw. Marian Biskup) werden die administrativen Unterteilungen (von Janusz Tandeki), die Schlösser und Befestigungen (von Marian Arsyński), die Städte (von Roman Czaja), die kirchlichen Unterteilungen (von Andrzej Radziwiński) und im Fall von Preußen auch die kirchliche Gemeindestruktur (von Marian Biskup) dargestellt. Im dritten Teil sind die Listen der Ordensbeamten, -würdenträger und -geistlichen (von Bernhart Jähmig, Klaus Militzer und Andrzej Radziwiński) zusammengestellt. *A.P.O.*

Auf die Frage der Festungen im Ordensland wurde in drei Aufsätzen eingegangen. Krzysztof Kwiatkowski widmete dem Problem einige Überlegungen am Beispiel vom Wildhaus in Bäsłack und lehnte dabei einige Feststellungen der kürzlich erschienen Monographie dieser Befestigung ab, (*Wild)haus w Bezlawkach (Bayselauken, Bäsłack) – uwagi na temat budownictwa warownego zakonu niemieckiego w późnośredniowiecznych Prusach* (Zapiski Historyczne, 81/2, 2016, 7 – 46.) Janusz Turpinda und Sławomir Józwiak besprechen eine der bekanntesten Festungen des Deutschen Ordens, das Schloss in Thorn, bezüglich ihrer Topographie und räumlichen Aufteilung anhand der schriftlichen Quellen *Topografia i układ przestrzenny krzyżackiego zamku komtureckiego w Toruniu w świetle średniowiecznych źródeł pisanych* (Zapiski Historyczne, 81/3, 2016, 7 – 35.) Die gleiche Fragestellung wenden die Autoren im Aufsatz bezüglich des Elbinger Schlosses an. *Zamek krzyżacki w Elblągu. Topografi i układ przestrzenny na podstawie średniowiecznych źródeł pisanych* (Studia z Dziejów Średniowiecza, 19, 2016, 197 – 224). *A. P. O.*

Tomasz Kozłowski, Magdalena Krajewska, Natalia Mucha und Adrianna Wojciechowska stellen die Ergebnisse einer anthropologischen Untersuchung auf der Basis von Überresten von 260 Einwohnern der Thorner Vorstadt vor, die vom 14. bis 18. Jh. auf dem Friedhof der ehemaligen Laurentius Kirche begraben worden sind. *Ludność dawnego Torunia w świetle badań antropologicznych*, (Archaeologia Historica Polona, 24, 2016, 285 – 317). Die Forscher analysieren die Spuren der Krankheiten und der Verletzungen der Bewohner der Vorstadt und stellten deren Durchschnittsgröße im Vergleich mit anderen Städten Polens fest. Es ist dabei zu bemerken, dass diese eindeutig

unter dem Durchschnitt für die Vergleichsstädte liegt. Die Autoren kündigen weitere Analysen des gewonnenen Materials an und hoffen, Erkenntnisse zu den Lebensumständen der Einwohner des Thorner Stadtrandes im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit zu gewinnen. *A. P. O.*

Das Westpreußische Landesmuseum hat den Katalog seiner Bestände der Gold- und Silberschmiedearbeiten aus dem unteren Weichselland veröffentlicht. Der Band *Silberschmiedearbeiten im unteren Weichselland*, hg. von Jutta Reisinger-Weber (Münster 2016, Nicolaus-Copernicus-Verlag), gibt einen guten Überblick über die Erzeugnisse des Handwerks. Nach einem einführenden Teil, in dem die Goldschmiedearbeiten, das Goldschmiedegewerk und die Familien der Goldschmiede im unteren Weichselland, die sakrale und profane Goldschmiedekunst wie auch die Bedeutung der russischen Sammlungen besprochen wurden, folgt ein geografisch geordneter Teil. Nach drei Abschnitten, die Danzig, Thorn und Elbing gewidmet sind, werden Erzeugnisse aus den sonstigen Städten in West- und Ostpreußen (Marienburg, Marienwerder, Graudenz, Bromberg und Königsberg) präsentiert. Es folgen die Darstellungen der Goldschmiedearbeiten bekannter Manufakturen mit Westpreußenbezug, sechs Arbeiten unbekannter Herkunft jedoch mit klarem Bezug nach Westpreußen und letztendlich Produkte aus dem 20. Jh., die im Stil alter Meister hergestellt wurden. *A. P. O.*

Birgitt Borkopp-Restle widmet den goldbestickten Seidenstoffen in der Danziger Marienkirche einen Beitrag und stellt dabei die These auf, das umgekehrte Aufhängen der Gewänder sei der Tatsache geschuldet gewesen, dass diese mit arabischen Schriften verziert waren. Durch die Inversion seien die Textpassagen gewissermaßen neutralisiert worden. *Striped Golden Brocades with Arabic Inscriptions in the Textile Treasure of St. Mary's Church in Gdańsk (Oriental Silks in Medieval Europe*, hg. von Julianne von Fircks und Regula Schorta, Riggisberg 2016, 289–299). *A. P. O.*

Cezary Kardasz untersuchte die Frage des Kredits in Elbing an der Wende des 14. und 15. Jh.s, *Rynek kredytu pieniężnego w późnośredniowiecznym Elblągu (XIV-pierwsza połowa XV wieku) (Archeologia miast Pomorza w kontekście ziem polskich. Studia dedykowane pamięci Tadeusza Nawrołskiego*, hg. von Grażyna Nawrołska, Henryk Paner, Jerzy Piekalski und Ewa Trawicka, Gdansk 2016, 245–256). Nach der Darstellung der Kreditformen geht der Autor zur Analyse der sozialen Struktur des Marktes in Elbing und seiner Neustadt über und schließt mit einem Vergleich mit anderen Hansestädten ab. Grażyna Nawrołska berichtet über den Verlauf der archäologischen Arbeiten in dem Bereich der ehemaligen frühneuzeitlichen Fortifikationen

und mittelalterlichen Mauern der Stadt in der Nähe des Schmiedetors, wo sich neben den Überresten der späteren Bastion auch die gut erhaltenen Teile der mittelalterlichen Wasserversorgung der Stadt aufdecken ließen. (*Wstępne wyniki prac archeologicznych w rejonie bastionu Bramy Kowalskiej w Elblągu (Archeologia miast Pomorza w kontekście ziem polskich. Studia dedykowane pamięci Tadeusza Nawrołskiego*, hg. von Grażyna Nawrołska, Henryk Paner, Jerzy Piekalski und Ewa Trawicka, Gdansk 2016, 229–244). *A. P. O.*

Roman Czaja und Anna Mutrynowska (heute: Maleszka) beschäftigen sich mit dem wichtigen Thema der ausländischen Kaufleute und Schiffer in Danzig. *Foreign merchants and skippers in Gdansk (Danzig) in the fourteenth and fifteenth centuries (Las sociedades portuarias de la Europa Atlántica en la Edad Media*, hg. von Jesús Ángel Solórzano Telechea, Beatriz Arízaga Bolumburu und Michel Bochaca, Logrono 2016, 67–82). Nach der Beschreibung der Rechtslage der fremden Kaufleute und Schiffer in Danzig stellen die Autoren vor allem die Niederländer und Engländer vor, die sich in der Stadt an der Weichselmündung aufhielten oder sogar niederließen. Bemerkenswert ist besonders die Differenzierung der zweiten Gruppe, die die Forscher ausarbeiten konnten. Sie beweisen auch, dass die Regel der Reziprozität zwischen den Gästen in Danzig und der Danziger Kaufmannschaft klar zu sehen ist und weisen den sozialen Aufstieg gewisser Gruppen nach. *A. P. O.*

Mateusz Superczyński lieferte eine Geschichte der städtischen Kanzlei in Kulm. *Pisarze miejscy w kancelarii chełmińskiej od XIV do XVI wieku (Zapiski Historyczne, 81/3, 2016, 37–58)*. Der Forscher versammelt die bisher sehr zerstreute Forschung über diese für das Ordensland so wichtige Kanzlei, was für die weitere Forschung eine gute Grundlage anbietet. Er erstellt dabei eine Liste der Schreiber, deren Fehlen früher oft beklagt wurde. *A. P. O.*

Westeuropa

Bearbeitet von *Jeroen F. Benders* und *Nils Jörn*

NIEDERLANDE. Gerard Seyger, *Twenthe (1200–1500) en de Duitse Hanze. Netwerken binnen netwerken* (Enschede 2016, Verlag Twentse Media, 3 Bde, 1.710 Seiten). – Gerard Seyger publiziert schon einige Dezennien über die Geschichte von Twente (Twenthe in seiner Schreibung) und insbesondere der Stadt Oldenzaal in Twente. In 2002 erlangte Seyger, ausgebildet als Germanist, die Doktorwürde mit einer Dissertation, die sich mit der Urkundensprache

Twentes beschäftigt, betitelt *Twenthe tussen west, zuid en oost (1336–1500). Variabelenlinguïstisch onderzoek op oorkonden uit de steden Almelo, Enschede, Oldenzaal en Ootmarsum en voorts van ambtman en rentmeester in Twenthe*. Es ist Seyger's Verdienst, dass er im Laufe der Jahre den vernachlässigten Gegenstand ‚Twente als mittelalterlicher Handelsraum‘ exploriert und mit Nachdruck die Verbindung zur Hanse gelegt hat. Der Landhandel wurde in der niederländischen Geschichtsforschung immer deutlich weniger diskutiert als der Handel über Flüsse und Meere. Das ist sicherlich auch der Quellsituation geschuldet: Dokumente bezüglich der Landzölle sind relativ knapp und gleichzeitig zu wenig genutzt, nicht nur in Twente, sondern in den ganzen Niederlanden.

In seiner hier zu besprechenden Publikation hat Seyger wieder eine Masse von Informationen über Twente und Oldenzaal (mit seinem hochmittelalterlichen Kapitel und Marktrecht) in ihrer Relation zur Hanse zusammengebracht, mit geografischen Ausläufern zu den benachbarten Regionen Salland und, ostwärts, Bentheim und Westfalen. Seyger fasst das Gebiet hauptsächlich von außen an; das Archivmaterial in Twente ist ziemlich dürftig. Die gesammelten Daten sind in drei Teilen in zwei Bänden untergebracht; Band III enthält ein Register der Orte, Personen und Sachen von etwa 600 Seiten. Die Einreihung des Ganzen ist ein bisschen wie ein Puzzle, auch weil das Inhaltsverzeichnis in Band I zu umfangreich und typografisch wenig ausgeprägt ist (5–52). Band I eröffnet mit 12 Abschnitten über die mittelalterliche (Handels- und Hanse-) Geschichte Twentes und Oldenzaals (Teil I, 54–245). Überraschend mit einem Blick auf den Titel ist, dass hier auch kurzgefasst das 16. Jh. behandelt wird (Abschnitt XII, 238–245). Der Kern ist ein Dossier von etwa 200 Familien und Personen aus oder verbunden mit den östlichen Niederlanden in Teil II, verteilt über Band I (245–560) und Band II (561–1016). Anschließend findet man in Teil III (Bd. II) 6 Beilagen (1016–1056), ein Literaturverzeichnis (1056–1104), eine Liste mit Abkürzungen und eine kurzgefaßte Wörterliste (1105–1111) und – etwas unerwartet – einen Epilog (1111–1119).

In der Personendatei listet Seyger in alphabetischer Reihenfolge die Personen auf, die er in verschiedenen Quellen, Quellenausgaben und anderen Publikationen gefunden hat. Die Übersicht beginnt sehr passend mit dem Namen ‚Aldensele (de), Oldensele (van), Oldense‘ (251–253). Zu dieser Datei können grundlegende Kommentare gemacht werden. Diese betreffen die Frage, ob die diskutierten Personen sicher alle (Hanse-) Händler waren und die Probleme, die mit Namensgebung, Herkunft und Beziehung verbunden sind. Der Autor ist sich dieser Punkte zwar bewusst (247–248), aber er setzt sich meiner Meinung nach zu leicht über das Fehlen von konkreten Beweisen hinweg. Was die Identifizierung betrifft: Wann wurde ein Berufsname zu einem dauerhaften Familiennamen? Inwieweit stehen Familienbande fest

oder waren Familien ein und dasselbe, z. B. Van Losinge en Lue(t)sink (S. 1017)? Vieles bleibt implizit, der Interpretation des Lesers überlassen. Wiederholt findet man im Text Vermutungen und Verallgemeinerungen, die nicht gründlich genug bewiesen werden, z. B. dass Geistliche regelmäßig Handel trieben (251). Darüber hinaus ist die Verbindung mit Twente oder Oldenzaal oft unklar und unsicher, wie beispielsweise bei Aufzeichnungen in Bürgerbüchern.

Die Beilagen betreffen hauptsächlich Kaufmannsbücher, insbesondere die der Veckinchusen (Beilage 4). Seyger hält es für möglich, dass die Familie Veckinchusen aus Twente stammt, anstatt aus Westfalen und bringt dazu einige Argumente vor. Aufregend wird es, wenn er anzeigt, dass ein Evert Snoye Mitglied des Familien- und Handelsnetzwerks von Hildebrand Veckinchusen war (1038 – 1040). Snoye war ein führendes Geschlecht in Oldenzaal/Twente (832 – 834). Aber wie sicher ist es, dass Evert aus dieser Familie stammt? Der Taufname Evert erscheint nicht unter den vielen Snyoes, die Seyger erwähnt. So enden wir auf der genealogischen Grundlage all dessen. Es gibt noch viel zu tun, bevor es eine echte Prosopografie geben kann. Jedoch muss man die große Ausdauer loben, mit der Seyger diese Arbeit in der relativ unbekanntem Region Twente und seiner Hauptstadt Oldenzaal begonnen hat.

J. B.

Vor kurzem hat Seyger das handliche Buch *Hanzestad Oldenzaal, een middeleeuwse wordingsgeschiedenis* (Kampen 2017, Van Warven, 203 Seiten) zu seinen Veröffentlichungen hinzugefügt. Dieses Buch befasst sich mit der Geschichte Oldenzaals zwischen etwa 600 und 1500 und ist für eine breite Leserschaft gedacht. Seyger serviert diese Geschichte in 20 kurzen, prägnant geschriebenen Kapiteln. Die Kapitel 7 – 13, 16 und 18 sind der Hanse und Oldenzaal/Twente gewidmet. Leider ist die Liste mit Abkürzungen auf den Seiten 188 – 189 unvollständig und man findet verschiedene Titel aus den Fußnoten nicht in der Literaturübersicht (190 – 202) wieder. Im zweiten Teil des Buches präsentiert Seyger eine Auswahl von 20 Familien aus der umfangreichen Personendatei, die wir oben besprochen haben. Neu sind die Familien Bruning/Bruninck (verstreut aufzufinden in *Twenthe (1200 – 1500)*) und Vocke/Focking/Vockinchusen/Veckinchusen, wie auch ein Absatz ‚Geert Grote und die deutsche Hanse‘. Was Geert Grote anbetrifft, verbindet Seyger die Familie (oder doch Familien?) Grote/Magnus, wieder indirekt, mit Hildebrand Veckinchusen.

J. B.

BRITISCHE INSELN. Etwas verspätet soll auf den Band *Sister Reformation II. Schwesterreformationen II. Reformation and Ethics in Germany and in England*, hg. von Dorothea Wendebourg, Alec Ryrie (Tübingen 2014,

Mohr Siebeck, 390 Seiten), hingewiesen werden. Nachdem der erste, 2010 erschienene Band in der HU unbeachtet blieb, soll wenigstens auf die Ergebnisse der 2012 in Berlin mit deutschen, englischen und amerikanischen Teilnehmern veranstalteten Tagung hingewiesen werden, bei der sich die Veranstalter auf das Thema Reformation und Ethik konzentrierten und vor allem „prinzipien- und materialetische Differenzen zwischen den reformatorischen Strömungen im Alten Reich und in England“ herausarbeiteten (V). Hier soll vor allem auf den Beitrag von David Scott Gehring *Ethics and Anglo-German Relations during the Wars of Religion* (299 – 323) eingegangen werden, der die Situation wie folgt charakterisiert: „The English were relatively insulated while the German princes had their own islands protected by the principal of cuius regio eius religio. And yet, as will be seen, the Elisabethan regime and the Protestants of the Empire generally favoured a more religious or ethical approach to pan-Protestant diplomacy and interconfessional conflict, rather than a purely politique or self-serving one.“ (300) Vf. untersucht verschiedene Schriften, neben Alberico Gentilis „De legationibus“ und Jean Hotmans „The Ambassador“ William Baldwins „A myrroure for magistrates“ und Robert Beales „A treatise of the office of a councellor and principall secretarie to her Maiestie“ und prüft sie dann an der Realität der englisch-deutschen Beziehungen. Dies tut er sehr kundig und auf dem letzten Forschungsstand zeitlich gegliedert nach den frühen Jahren der Regierung Elisabeths, den 1570ern und den Jahren bis zum Torgauer Bund von 1591. Er resümiert, dass sich Elisabeth und die protestantischen Fürsten bei allen Unterschieden als Teil des „Corpus Protestantium“ sahen, der sich aber nicht in eine militärische, antikatholische Allianz aufwerten ließ. Hansegeschichtlich interessant ist auch der Aufsatz von Thomas Kaufmann *Wirtschafts- und sozialetische Vorstellungen und Praktiken in der Frühzeit der Reformation* (325 – 355), in dem er sich mit Luthers Sicht auf Armenfürsorge, Wucher und Zinskauf auseinandersetzt und u. a. auf die Forderung des Reformators eingeht, dass „yglich stad yhr arm versorgt / und keynen fremden betler zuliesse“. Für Luther war die Armenfürsorge wichtiger als der Kirchenbau – ein Grundsatz, auf den man auch in den lutherischen Hansestädten reagieren musste. Vf. geht auch auf die grundsätzliche Kritik Luthers an der Kaufmannschaft ein, vor allem beim Verleihen von Geld, und verfolgt die Wirkungen dieser Lehre in den Städten während der Reformation.

Konsequenterweise erscheint der Band zweisprachig, ursprünglich deutsche Texte werden auch englisch abgedruckt, um damit der englischen Wissenschaft den Zugang zu den aktuellen Forschungsergebnissen zu eröffnen. Das macht Hoffnung auf eine entsprechende Rezeption auf der anglo-amerikanischen Seite, die die deutsche Forschung ja zumeist nur sehr selektiv wahrnimmt.

N. J.

Elisabeth I's Foreign Correspondence. Letters, Rhetoric, and Politics, hg. von Carlo M. Bajetta, Guillaume Coatalen and Jonathan Gibson (New York 2015, Palgrave Macmillan, 269 Seiten, einige S/W-Abbildungen). – Anders als die aktuellen englischen und amerikanischen Staatenlenker war Elisabeth I. multilingual und setzte ihre Fähigkeiten entsprechend ein. Das erste von ihr überlieferte Schriftstück ist in Italienisch an ihre Stiefmutter Catherine Parr verfasst, schon in ihrer Kindheit sprach und schrieb sie neben der englischen Muttersprache Latein, Griechisch, Italienisch und Französisch. Die Initiative dafür ging offenbar von ihrer Mutter Anne Boleyn aus, um sie zu befähigen „to judge of all matters and embassages“. Auch wenn Elisabeth ihr Reich niemals verließ, pflegte sie doch eine aufwändige Korrespondenz mit dem Ausland, die bisher wenig untersucht worden ist. Diesem Desiderat widmet sich der vorliegende Band, unterscheidet unterschiedliche Kategorien, in denen die Königin tätig wurde – eigenhändig geschrieben, eigenhändig korrigierte Vorlagen anderer, die nach ihren Vorgaben entstanden waren und Korrespondenz, deren Inhalt sie zwar kannte und der mit ihr abgesprochen war, bei der sie aber die Fassung nicht selbst erstellt hatte. Für die englisch-hansischen Beziehungen interessant ist vor allem der materialreiche Beitrag von David Scott Gehring *Elisabeth's correspondence with the Protestant Princes of the Empire, 1558–86* (189–207), in dem er ein Corpus mehrerer hundert Briefe auswertet, die die englische Königin mit den protestantischen Fürsten im Alten Reich und dem König von Dänemark wechselte. Natürlich ging es dabei auch um den Austausch von Geschenken, die Mitteilung von Geburten und Hochzeiten, man informierte sich aber auch sehr intensiv über religiöse Aspekte, Handel und Politik, wie Vf. an zahlreichen Beispielen zeigen kann. Er zeigt dabei, wie aufwändig es war, sich über die einzelnen antikatholischen Strömungen im Reich zu informieren und wie die Königin ihre Politik gegenüber Sachsen, Hessen, Württemberg, Zweibrücken, Preußen u. a. ausrichtete. Vf. analysiert einzelne Gesandtschaften der Königin zu den potenziellen Bündnispartnern und zeigt die Schwierigkeiten der Kommunikation, aber auch die Chancen der Allianzen mit ihnen auf. Er resümiert schließlich: „Through her letters and representatives' orations, she did not succeed in binding together the variable body of all imperial anti-Catholics, but she did achieve some measure of unanimity with them.“ (200). Neben diesem Beitrag seien herausgehoben der grundlegende Beitrag von Angela Andreani *Manuscripts, Secretaries, and Scribes: The Production of Diplomatic Letters at Court* (3–23), Carlo M. Bajetta *Three Holograph Italian Letters from Elisabeth I to Maximilian II, Holy Roman Emperor: Text and Analysis* (115–149), der ihre Kontakte zum Kaiser vorstellt und Rayne Allison *The Virgin Queen and the Son of Heaven: Elisabeth I's Letters to Wanli, Emperor of China* (209–228), in dem die bisher nicht näher untersuchten Beziehungen Elisabeths nach Asien

thematisiert werden. Insgesamt liegt hier ein wissenschaftlich sehr interessanter, zudem ansprechend gestalteter Band vor, der durch eine Bibliografie bereichert und einen Index gut erschlossen wird. N. J.

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

Ein Handbuch zu verfassen, gleicht einer Herkulesaufgabe; ein Handbuch über *Mittelalterliches nordisches Recht. Eine Quellenkunde* (Ergänzungsbände zum RGA, Bd. 97, Berlin – Boston 2016, De Gruyter, 912 Seiten, 28 Karten,) wie es jetzt Dieter Strauch in zweiter Auflage vorlegt, geht weit darüber hinaus, gilt es doch ein Gebiet abzudecken, welches von Grönland im Norden über die Isle of Man im Süden, von Norwegen, Dänemark und Schweden bis an die Grenze von Novgorod reicht. In diesem Gebiet gab es zahlreiche rechtliche Gemeinsamkeiten, aber auch verschiedenste Sonderentwicklungen, wobei allerdings die Gemeinsamkeiten weit überwiegen, sodass eine Behandlung in einem Handbuch sinnvoll erscheint.

Wie schon in der ersten Auflage von 2010, die bereits seit 2014 vergriffen ist, geht der Autor systematisch zu Werk. Nach einer allgemeinen Einleitung, die die Rechtsquellen als solche behandelt, gibt der Vf. zuerst eine rechtshistorische Übersicht über die einzelnen Länder (Norwegen, Island, Dänemark und Schweden) bevor er sich in einem zweiten Teil den jeweiligen Rechtsbereichen zuwendet, die er chronologisch und sachthematisch aufarbeitet. Die einzelnen Kapitel geben damit einen wohlgeordneten und leicht zugänglichen Überblick über die einzelnen Gesetzessammlungen, deren Ursprung, Zusammenhang und Entwicklung. Hierbei sind die Abschnitte dicht mit Hinweisen und Belegen versehen, die ein weiteres Arbeiten wesentlich erleichtern, zumal jedem Kapitel eine kurzgefasste Quellenübersicht beigegeben ist. Es ist daher kein Wunder, dass dieses Buch, das jedem Historiker, der sich mit nordeuropäischer Geschichte beschäftigt, dringend ans Herz gelegt sein soll, schon nach kurzer Zeit vergriffen war.

Allerdings sind bei allem Lob auch einige Kritikpunkte angesagt, die den Wert des vorliegenden Bandes (etwas) einschränken. So weist der Vf. im Vorwort explizit darauf hin, dass es sich bei der vorliegenden Ausgabe um eine modernisierte und überarbeitete Fassung des Bandes handeln solle. Doch scheint diese Modernisierung nicht wirklich gegriffen zu haben. So zitiert er z. B. Saxo Grammaticus noch immer nach der Ausgabe von Olrik & Ræder aus dem Jahr 1931 (z. B. 46 und passim), obwohl mit Karsten Friis-Jensens Ausgabe von 2005 eine neue Standardausgabe mit anderen Seiten- und Kapitelnummern vorliegt. Auch kennt er e. c. die neuesten Arbeiten von Michael

Gelting (und nimmt in vielen Bereichen auch aktiv Stellung zu ihnen), bleibt aber im allgemeinen Teil hinter den neueren Erkenntnissen zurück (so hätte man e.c. 45 Gelting 2007 anführen müssen, welches im Literaturverzeichnis durchaus vorkommt), oder verweist in Bezug auf die Bruderschaftsliste im Erdbuch König Waldemars auf die Ausführungen von Aakjær von 1919/26 resp. Bjerrum von 1960 (325, Anm. 465), obwohl es auch eine heftig diskutierte, andere Interpretation von Janus Møller Jensen (red.) gibt *Broderliste. Broderskab. Korstog. Bidrag til opklaring af en gåde fra dansk højmiddelalder* (Odense 2006, Syddansk Universitetsforlag, 282 Seiten), zu der zumindest Stellung genommen werden müsste. Auch verweist Vf. auf veraltete Seitenzahlen im Buch selbst, die nicht mehr der neuen Nummerierung, sondern der ersten Auflage entsprechen (z. B. 305, Anm. 311).

Ärgerlicher als dieses sind aber die zahlreichen Ungenauigkeiten oder fehlerhaften Einschätzungen des Vf.s. So behauptet er u. a. Seite 48f., dass sich Dänemark von einem Erb- zu einem Wahlkönigtum und dann unter Waldemar d.Gr. wieder zu einem Erbkönigtum entwickelt habe. Dieses ist definitiv nicht richtig und in der angeführten Rechtsgeschichte von Jørgensen auch nur eingeschränkt so gesagt. Das gleiche gilt für die Einführung des Lehnswesens in Dänemark (51) oder die Behauptung, dass das 1680 gegründete Karlskrona im 13./14. Jh. zu Schonen gekommen sei (290). Auch gibt es zahlreiche Ungenauigkeiten und Widersprüche. So wird das im 12./13. Jh. Schonen zugefallene Bornholm als eigene Landschaft geführt (was es bis 1658/1660 nicht war) (269, 290), die Landschaft/das Königreich Lister aber grundsätzlich vergessen, Schonen unerklärlicher Weise Schweden zugerechnet (56), obwohl es hinterher richtiger Weise unter Dänemark behandelt wird, der dänische Historiker Arrild Huitfeldt zu Arnold Huitfeldt (291), Jakob Erlandson zu Jakobus Erlandi (301) oder Christian II. zum Sohn Christians I. gemacht (329), obwohl dessen Vater Hans auf der folgenden Seite unerklärlicher Weise in der Luft hängt. Auch führt Vf. auf Seite 334 *balkar* ein, obwohl er vorher zu Recht erkannt hatte, dass es diese Form der Einteilung in Dänemark nicht gab. Auch die Aussage, dass Christian II. Poul Helgesen gefördert habe (330) ist definitiv falsch (er hatte ihm und seinem Orden nach einer nicht wohl gelittenen Predigt die Gunst und alte Schenkungen entzogen).

Aber auch Widersprüche finden sich in und zwischen den Kapiteln. So erläutert der Vf. z. B. Seite 308 die neueren Thesen, dass das sogenannte Jyske Lov als Reichsgesetz, *daenæ logh*, und nicht als Regionalgesetz konzipiert worden sei, nur um acht Zeilen weiter im Zusammenhang mit Erich Klippings Handfeste von 1282 zu behaupten, „es sollte also wieder der frühere Rechtszustand eintreten und König Waldemars Gesetze, (die alten Landschaftsrechte), angewendet werden, für Jütland das Gesetz von 1241 [das Jyske Lov]“. Entweder, dieses Gesetz war ein Reichsgesetz, dann konnte es nicht als altes

Landschaftsgesetz wiedereingeführt werden, oder es war es nicht. Das gleiche gilt für den Erlass des Land- und Stadtrechtes von Christian II. Zum einen wiederholt der Vf. (332) die dänische Propaganda des 16. Jh.s, der König habe seine Gesetze gegen den Willen des Adels erlassen, nur um eine Seite später von der Annahme dieses Gesetzes durch den Reichsrat (der aus den Vertretern des Adels gebildet wurde), zu sprechen. Auch haben sich bei der Datierung dieses Gesetzes grundlegende Probleme eingeschlichen. So verweist Vf. auf ein Gerichtsurteil des kgl. Hofgerichtes vom 21. Dezember 1521, welches die neuen Rechtsnormen des Landrechtes anwendet (333), schreibt aber fünf Zeilen später: „Da Land- und Stadtrecht eine Einheit waren, sind beide Gesetze am 6. Jan. 1522 veröffentlicht worden.“ (333) Entweder, dass kgl. Hofgericht hat nach einem Gesetz geurteilt, welches noch nicht veröffentlicht worden war, oder aber das Veröffentlichungsdatum ist verkehrt.

Diese wahllos herausgegriffenen Beispiele verdeutlichen Probleme, die grundsätzlich bei Modernisierungen älterer Texte (und seien sie auch nur sechs Jahre alt) auftreten. Einige dieser Probleme sind misslich, und werden einem jeden (den Vf. dieser Rezension eingeschlossen) auch passieren. Andere, so wie die Widersprüche, die entstehen, wenn neuere Theorien alten Dogmen nicht mehr entsprechen, diese aber nicht restlos beseitigt werden, sind eher irritierend.

Alles in allem sind aber auch die hier angeführten Kritikpunkte eher Kleinigkeiten vor dem Hintergrund des Umfanges, der Klarheit und Nützlichkeit dieses Werkes. (Auch wenn es schade ist, dass als Redaktionsschluss der 29. Februar 2016 aufgeführt wird, denn nur wenige Wochen später erschien die englische Übersetzung der dänischen Landschaftsrechte: *The Danish medieval laws: the laws of Scania, Zealand and Jutland*, red. Ditlev Tamm & Helle Vogt (Routledge medieval translations, Medieval Nordic Laws, Oxford 2016), die in diesem Zusammenhang von großer Wichtigkeit gewesen wären.)

So bleibt das Fazit: Schade für den, der dieses Werk nicht hat. Ihm ist wirklich ein nützliches Handbuch entgangen. C. J.

Die letzte große Gesamtübersicht über die dänischen Münzen des Hochmittelalters von P. Hauberg erschien im Jahr 1900. Seitdem sind zahlreiche Münzfunde hinzugekommen und es ist daher mehr als Zeit, wenn nicht eine Revision so doch eine Ergänzung des Hauberg'schen Kataloges vorzunehmen. Ein solches Vorhaben für die Zeit der Söhne König Sven „Estridsens“, von 1074 bis 1134, unternimmt nun Thomas Guntzelnick Poulsen in seinem Beitrag *De danske udmøntninger under Svend Estridsens sønner 1074 – 1134* (Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 2015, København 2016, 117 – 221, zahlr. Abbildungen). In diesem Katalog gibt der Vf. nicht nur eine übersichtliche Einführung in das dänische Münzwesen des Hochmittelalters,

sondern neben einem umfassenden Katalog mit Bildteil auch eine relativ gut verständliche Übersicht über Ausprägungen, Währungseinteilungen und Silbergehalten dänischer Münzen der Zeit. Hiermit ist ein erster Teilschritt hin zu einer modernisierten Übersicht dänischer Münzen des Mittelalters getan worden. C. J.

Im Zusammenhang mit dem von Thomas Guntzelnick Poulsen zusammengestellten Katalog über die dänischen Münzen des 11. und 12. Jh.s fehlen die Münzen aus dem südlichen Teil des dänischen Reiches, vor allem aus der Stadt Schleswig. Dieses hat national-historische Gründe, liegt aber auch darin begründet, dass parallel zur Arbeit Guntzelnicks eine deutsch-dänische Projektgruppe sich genau dieses Gegenstandes angenommen hatte. Die ersten Ergebnisse dieser Forschungen stellen nun Jens Christian Moesgaard, Volker Hilberg und Michaela Schimmer, *Mønter fra Slesvigs blomstringstid 1070 – 1150* (Nationalmuseets Arbejdsmark, 2016, 182 – 195, zahlr. Abbildungen und Karten), vor. Das Ausgangsproblem schon für den dänischen Numismatiker Hauberg im ausgehenden 19. Jh. und für alle nachfolgenden Numismatiker war das scheinbare Fehlen von Münzen aus Schleswig. Dieser Befund war umso erstaunlicher, gibt es doch schon frühe Hinweise auf eine Münze in der Stadt und gilt Schleswig als eine der bedeutendsten Städte im internationalen Ost-West-Handel dieser Zeit. Bei den Ausgrabungen im Schleswiger Hafengang im Jahr 2007 allerdings wurden 75 Münzen aus dem direkten Schleswiger Umfeld gefunden, die nun neue Auskünfte geben können. Wenn sich die aufgestellten Hypothesen bewahrheiten sollten, lässt sich nun eine Reihe Schleswiger Münzen nach englischem Vorbild nachweisen, die die Stadt an der Schlei in eine Reihe mit den anderen bedeutenden Münzstätten des Reiches stellt. Hiermit hätte Schleswig die Bedeutung für das dänische Münzwesen erlangt, welche schon lange vermutet wurde. C. J.

Im Jahr 1567 geschah der Traum eines jeden Schülers und Studentens: Der dänische König verlieh den Vettern Morten Jensen und Niels Henriksen die Einkünfte einer Vikarie am Roskilder Dom, wenn sie nur fleißig ihre Schulaufgaben machen würden. Diese Belohnung oder Bestechung zu besserem Lernen war der Auftakt des Karriereweges von Morten Jensen, der 1578 als Zollschreiber in der kgl. Zollkammer zu Helsingør eingestellt und dort bis zu seinem Tod im Herbst 1625 die Geschicke maßgeblich bestimmen sollte, wie Mogens Jensen in seinem Artikel *Morten Jensen (Rosenvinge) – 46 år som øresundstolder* (ZISE. Told- og Skatthehistorisk Tidsskrift 39 årg, 2016, Nr. 3, 96 – 119, Abbildungen) darstellen kann. Die Biografie dieses Öresundzöllners zeigt die Vielseitigkeit dieser Personengruppe, die nicht nur andere Aufgaben für die dänischen Könige erledigen konnte, Inventare aufnahmen,

Soldaten warben und Geld verwalteten, sondern die auch selbst als Kaufleute tätig waren, Informationen erhielten und weiterbeförderten und, wie im Falle Jensens, auch als Kunstsammler und Industrielle tätig waren. Am Beispiel dieses Zöllners zeigt sich, wie sehr sich eine Bestechung zu besserem Lernen im Laufe eines Lebens auszahlen kann. C. J.

Es gab eine Zeit, in der Karies und Zahnstein für einen Großteil der Bevölkerung kein Thema waren, zumindest wenn man im Spätmittelalter in der nordfinnischen Gemeinde Ii lebte und männlich war, das jedenfalls ist eines der Ergebnisse der Studie von Rosa Vilkama, Ritva Kylli und Anna-Kaisa Salmi, *Sugar Consumption, Dental Health and Foodways in Late Medieval Iin Hamina and Early Modern Oulu, Northern Finland* (SJH 41, 2016, Nr. 1, 2–31). Warum waren die Männer in Ii so glücklich, dass sie gestern noch zubeißen konnten, ihre weiblichen Mitbewohner und ihre Nachfolger in Oulu aber nicht? Die Vf.innen führen den unterschiedlichen Zustand der in Ausgrabungen gefundenen Zähne auf unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten zurück. Während die Männer von Ii sich in ihren weit abgelegenen Jagdgebieten vor allem von Hartbrot und Fisch ernährten, was die Zähne reinigte und wenige Kohlenhydrate enthielt, verzehrten Frauen vorwiegend weiches Brot sowie Brei und das mehrmals am Tag, was zu einer erhöhten Zahnfäule führte. Noch deutlicher wird das Ergebnis, schaut man sich Skelette aus der frühneuzeitlichen Handelsstadt Oulu an. Hier haben Männer und Frauen in gleicher Weise fast alle Karies und Zahnstein – eine deutliche Folge eines erhöhten Zuckerkonsumes durch Importwaren (vor allem von Zucker und Südfrüchten) und eines steigenden Angebotes an Kohlenhydraten (hier vor allem Mehles). Die hansischen Wirtschaftsaktivitäten haben somit nicht nur zur Herausbildung des Berufsbildes der Zahnärzte geführt, sondern eine deutliche Umstellung der Ernährungsgewohnheiten herbeigeführt, wobei der Maiasmokk (der süße Zahn) nur Erwachsenen vorbehalten war, Kinder unter sechs Jahren schienen kaum mit Zucker und Kohlenhydraten in Berührung gekommen zu sein. Hier sieht man den Anfang einer Entwicklung, die uns heute noch schöne Stunden auf bequemen Zahnarztstühlen beschert. C. J.

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Anna Paulina Orłowska, Anti Selart* und *Henadz Sahanovič*

POLEN. Breslau wurden drei Aufsätze gewidmet: Grzegorz Myśliwski präsentiert weitere Ergebnisse aus seinen tiefgehenden Forschungsarbeiten zu den Breslauern Quellen im Beitrag *Remnants and Traces. In Search of Wrocław's Accounting Books (Late 14th to Early 16th Centuries)* (*Money and finance*

in *Central Europe during the later middle ages*, hg. von Roman Zaoral, London 2016, 169–180). Jerzy Piekalski und Krzysztof Wachowski analysieren *Die Entstehung der Bürgerstadt Breslau (Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung)*, hg. von Manfred Gläser, Lübeck 2016, 453–464). Jerzy Piekalski stellt Probleme bei der Datierung der Funde der von ihm geleiteten Grabungen auf dem Neuen Markt in Breslau fest, bei denen die Schlussfolgerungen auf Basis unterschiedlicher Methoden nur bedingt übereinstimmen. (*Stratygrafia a dendrochronologia na placu Nowy Targ we Wrocławiu (Archeologia miast Pomorza w kontekście ziem polskich: studia dedykowane pamięci Tadeusza Nawrołskiego)*, hg. von Grazyna Nawrołska, Henryk Paner, Jerzy Piekalski und Ewa Trawicka, Gdańsk 2016, 107–124.) A. P. O.

Im Rahmen der Arbeiten zum Vergleich zwischen *Krakau–Nürnberg–Prag. Die Eliten der Städte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Herkunft, Nationalität, Mobilität, Mentalität*, hg. von Michael Diefenbacher, Olga Fejtová und Zdzisław Noga (Documenta Pragensia. Monographia, Bd. 33/1, Prag 2016), entstanden mehrere Texte, die für die Forscher dieser Binnenlandstadt von Bedeutung sind, auch wenn der Vergleich mehr durch die Karpatenzone bestimmt ist. Hier sind vor allem die folgenden Beiträge zu nennen: Marcin Starzyński, *Die Krakauer Herrschaftselite im Mittelalter. Eine Problemskizze* (49–62), Tomasz Graff, *Kirchliche Eliten im mittelalterlichen Krakau* (175–208), Marek Daniel Kowalski, *Das Umfeld des Krakauer Domkapitels im Mittelalter* (245–260), Krzysztof Ożóg, *Die intellektuelle Elite der Stadt Krakau im Mittelalter* (371–392) und Marcin Gadocha, *Wirtschaftliche Eliten des frühmodernen Krakaus* (485–504). A. P. O.

Jacek Laberschek widmet seine Monografie *Sieć wodna średniowiecznego Krakowa i jej gospodarcze wykorzystanie [Das Wassernetz des mittelalterlichen Krakaus und seine wirtschaftliche Nutzung.]* (Warszawa 2016, Instytut Historii PAN, Tadeusza Manteuffla Polskiej Akademii Nauk, 184 Seiten, 4 Karten) den Gewässern der Stadt Krakau. Er untersucht die Hydrografie aus der Zeit vor der Lokation und analysiert die Veränderungen, die sich nach der Ansiedlung nachweisen lassen. Er diskutiert ausführlich die Organisation der polnischen Königsstadt nicht nur am Hauptfluss Weichsel, sondern erörtert auch den Umgang mit den acht weiteren Flüssen, die sich in der direkten Umgebung von Krakau befinden. Das Buch wird durch vier Karten ergänzt, die leider nicht für diesen Band angefertigt wurden, sondern aus anderen Werken dieses Autors stammen, vor allem dem Historischen Städteatlas, den Laberschek mitentwickelte, was sich in der unterschiedlichen kartografischen Qualität niederschlägt. A. P. O.

ESTLAND/LETTLAND. Die im Titel des Aufsatzes von Ivar Leimus gestellte Frage *A land without silver and gold. What can they make money from? (From Underground to End-Users. Global Monetary History in Scientific Context*, hg. von Georges Depeyrot und Dennis O. Flynn, Collection Moneta, 194, Wetteren 2016, Verlag Moneta, 109–118) ist für Livland, wo keine Edelmetalle abgebaut werden können, sicher relevant. Vf. gibt zuerst einen kurzen Überblick über die livländische Münzgeschichte vom 13. bis zum 17. Jh. Hervorgehoben werden die Schwierigkeiten bei Beschaffung des Rohstoffes, die besonders im 15. Jh. bemerkbar wurden, als in ganz marginalem Umfang nur Kleingeld in Livland geprägt wurde. Von Interesse sind die Angaben über den Re-Export von Silber aus Russland, wobei der Silberpreis dort höher war als im Westen des Ostseeraumes, was die livländische Münzherstellung zusätzlich verkomplizierte. Im 16. Jh. trat das schwedische Silber neben das deutsche, wurde aber weiterhin vor allem über Lübeck importiert. Neben Silber aus dem Bergbau wurden für die Prägung auch alte und fremde Münzen, Altmetall, Schmuck usw. verwendet. Insgesamt schätzt L., dass das System in „normalen“ Zeiten dennoch befriedigend funktionierte. A. S.

Anu Mänd, *Horses, Stags and Beavers: Animals as Presents in Late-Medieval Livonia* (Acta Historica Tallinnensia, 22, 2016, 3–17) behandelt den Aspekt der mittelalterlichen politischen Kultur aufgrund städtischer Quellen aus Reval und Riga. Hier werden die diplomatischen Beziehungen der Hansestädte aus kulturhistorischem Blickwinkel thematisiert. Das typische, bei entsprechenden Anlässen vergebene Geschenk war ein hochwertiges Schlachtross, doch kamen im 16. Jh. auch exotischere Tiere aus der Neuen Welt vor. A. S.

Der Aufsatzband *Konfession und Schriftkultur* (Konfession ja kirjakultuur, hg. von Piret Lotman, Acta Bibliothecae Nationalis Estoniae 15, Tallinn 2016, Eesti Rahvusraamatukogu, 216 Seiten, zahlr. Abbildungen) versammelt Studien, die überwiegend der Geschichte der Literatur und Buchkultur Estlands in der frühen Neuzeit gewidmet sind. Tiina Kala jedoch betrachtet in ihrem Artikel *Über Quantität und Art des kirchlichen Schrifttums im mittelalterlichen Livland* (Keskaegse Liivimaa kirikliku kirjasõna hulgast ja laadist, 13–40, engl. Zusammenfassung) auch die religiöse Literatur, die im mittelalterlichen Livland verbreitet war. Dabei untersucht K. die mittelalterlichen schriftlichen Quellen nach Hinweisen auf Kloster- und Kirchenbibliotheken sowie auf private Sammlungen, die meist Geistlichen und Gelehrten gehörten. Vf. in muss feststellen, dass es kaum möglich ist, über die Größe und die Art des Buchbestandes in solchen Bibliotheken irgendeine Aus-

sagen zu treffen. Ferner berührt sie auch das volkssprachliche Schrifttum in Estland. Unter anderem macht sie darauf aufmerksam, dass Denkmäler der niederdeutschen Literatur in Livland kaum erhalten sind, was jedoch nicht unbedingt das niedrige Interesse der Livländer an profaner Literatur reflektiert, sondern wohl eher als Resultat der Buchverluste durch Krieg, Feuer usw. angesehen werden muss. – Jüri Kivimäes Beitrag „*In diesen klugen heidnischen Büchern schreibt man ...*“ *Die Bibliothek von Georg Müller* („Nedt Tarckat Pagkana Ramato Kiriutayat ... Georg Mülleri raamatukogu“, 55–97, 8 Abbildungen, engl. Zusammenfassung) setzt sich zum Ziel, mit Hilfe des Buchbestandes von Georg Müller, des Diakons an der Revaler Heiliggeistkirche (1600–1608), einen Blick auf dessen intellektuelle Welt zu werfen. K. rekonstruiert aufgrund der im Tallinner Stadtarchiv erhaltenen Inventarliste den eventuellen Buchbestand von Müllers Bibliothek und analysiert ihn im Kontext der humanistischen und lutherischen Literatur des 16. Jh.s. Diese Untersuchung ermöglicht nicht nur eine bessere und tiefere Vorstellung von Müllers Persönlichkeit, sondern liefert auch ein erweitertes Bild von der Buchkultur in Tallinn am Anfang des 17. Jh.s. K. zufolge wandelte sich gerade in dieser Zeit das europäische Kulturparadigma, als das gedruckte Buch zum alltäglichen Produkt wurde. Er betont, dass auch in der alten Hansestadt Reval, die weit abseits der großen Buchmärkte lag, gedruckte Bücher leichter zugänglich waren, als man bisher angenommen hat. Bedauerlicherweise bleibt das weitere Schicksal der ca. 100 Exemplare umfassenden Bibliothek Georg Müllers unbekannt. Inna Jürjo

Den mittlerweile neunten Band der Reihe *Mittelalterliche Burgen Lettlands IX. Studien zu den Burgen von Livland, Kurland und Zemgallen* (Latvijas viduslaiku pilis, IX. Pētījumi par Vidzemes, Kurzemes un Zemgales pilīm, Rīga 2016, Latvijas vēstures institūta apgāds) hat Ineta Ose herausgegeben. In dieser Veröffentlichung reflektieren die Autoren der zwölf Artikel, darunter Archäologen, Architekten und Restauratoren, Kunsthistoriker und Dendrochronologen, hauptsächlich über die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen, wobei sie ebenso Baustudien zu den einzelnen mittelalterlichen Burgen und Archivmaterialien heranziehen. Zwei Texte sind für die Hanseforschung relevant. Zum einen hat Ēvalds Mugurēvičs Informationen zusammengestellt, die sich über die bekannten Listen mittelalterlicher Burgen finden lassen, die aus dem 15. und 16. Jh. stammen. Diese Quellen können dazu genutzt werden, die Dauer der Existenz der Burgen herauszufinden, ihre Namen und die Besitzer zu ermitteln usw. Zum anderen fand Edgars Plētiens interessante Angaben aus mittelalterlichen Quellen, mit deren Hilfe er neue Einblicke in die Beziehungen zwischen der Burg von Groß-Roop und der sie umgebenden Stadt vom 13.–16. Jh. vermittelt. Ineta Lipša

Die Publikation des Kunsthistorikers Ants Hein, *Stenhus, arx, torne... Die älteste Schicht der Gutshofarchitektur Estlands* (Stenhus'id, arx'id, torne'd... Eesti mõisaarhitektuuri vanim kihistus, Õpetatud Eesti Seltsi kirjad 11, Tartu 2016, Verlag Õpetatud Eesti Selts, 160 Seiten, Abbildungen, dt. Zusammenfassung) ist ein Katalog der mittelalterlichen steinernen Gutshäuser und Kleinburgen in Estland. Davon gibt es mit Sicherheit 59, dazu noch 25 vermutliche Orte. So wird gezeigt, dass die Zahl der ländlichen Steinhäuser in Livland erheblich größer war, als bisher angenommen. Die Gutsbesitzer dürften dementsprechende Mittel zur Verfügung gehabt haben. A. S.

Im Band *Archaeological Fieldwork in Estonia. Arheoloogilised välitööd Eestis 2015*, hg. von Erki Russow und Arvi Haak (Tallinn 2016, Verlag Muinsuskaitseamet, 250 Seiten, Abbildungen), sind vor allem die folgenden zwei Beiträge für die hansische Geschichte relevant. – In Reval wurden bei Bauarbeiten im Hafengebiet zwei Schiffwracks gefunden (Maili Roio, *Medieval ship finds from Kadriorg, Tallinn*, 139–158). Das erste Wrack (ca. 14 x 3,5 m), wahrscheinlich am Ende des 15. Jh.s aus in Estland gewachsenem Kiefernholz gebaut, wurde nach eingehenden Untersuchungen in der Tallinner Bucht versenkt. Das andere Wrack (ca. 18 x 6,5 x 3 m) ist eine Kogge aus preußischem oder polnischem Eichenholz aus der Zeit um 1300. Es wird im Estnischen Seefahrtmuseum konserviert und später auch ausgestellt werden. Unter den Funden aus dem Wrack befanden sich Überreste von Alltagsgegenständen der Besatzung, Stockfischbündel und Fleischvorräte. Das Schiff ist im zweiten Viertel des 14. Jh.s verunglückt. – Andres Tvauri fragt *Where are the archaeological remains of medieval and Early Modern town of Paide?* (171–178). Die schriftlichen Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Kleinstadt Weißenstein in Estland sind zwar knapp, doch hat sie mit Sicherheit existiert. Dennoch ist es bisher nicht gelungen, die städtische Kulturschicht zu entdecken. Die natürlichen Bedingungen lassen es im Grunde jedoch auch zu, dass die frühere Stadt etwas abseits des heutigen Ortes lag. A. S.

Magdalena Naum, *Migration, Identity and Material Culture: Hanseatic Translocality in the Medieval Baltic Sea (Comparative Perspectives on Past Colonisation, Maritime Interaction and Cultural Integration*, hg. von Lene Melheim u. a., Sheffield 2016, Equinox Publishing, 129–148) unterstreicht die Bedeutung der Migration der deutschen Kaufleute innerhalb des Hanseraumes. Die vergleichende Untersuchung basiert auf archäologischen Quellen aus Kalmar und Reval. Im letzteren Fall geht Vf.in vom Standpunkt einer „rigid ethnic categorisation“ und der Opposition zwischen estnischer Mehrheit und privilegierter deutscher Minderheit aus. Sie spricht über die „Translokaltät“ des hansischen Kaufmanns und erklärt die Gleichartigkeit der materiellen Kultur in

den Hansestädten mit dem Versuch der Deutschen, in der Ferne das heimische Milieu wieder zu erschaffen. Dies soll vor allem für die weniger mobilen Frauen wichtig gewesen sein. Dass Migration innerhalb des Ostseeraumes nicht nur die Auswanderung aus Deutschland bedeutete und dass die materielle Kultur auch wirtschaftliche und soziale Aspekte hat, wird nicht erwähnt. *A. S.*

Im Aufsatz von Lembi Lõugas, Villu Kadakas und Ulla Kadakas, *Fishery in prehistoric and medieval Tallinn, Estonia* (Environmental Archaeology, 21, 2016, 361 – 368) sind die Resultate der Untersuchung eines mittelalterlichen Strandplatzes in Reval von Interesse: Hier wurden viele Fischköpfe gefunden, während Wirbelknochen unterrepräsentiert sind. Offensichtlich wurden hier Fische gefangen und verarbeitet, aber nicht konsumiert. Wichtig ist noch die Beobachtung, dass der Verbrauch von Salzwasserfisch in Estland erst zu Beginn der altlivländischen Periode an Bedeutung gewann. *A. S.*

In ihrem Aufsatz *Kirchenglocken im mittelalterlichen Tallinn* (Kirikukellad keskaegses Tallinnas, Tuna 2016, 3, 47 – 60, 3 Abbildungen, engl. Zusammenfassung) gibt Anu Mänd aufgrund schriftlicher Quellen einen Überblick über Kirchenglocken und -uhren im mittelalterlichen Reval. Beide Gemeindekirchen, d. h. die St. Nikolai- und die St. Olaikirche, besaßen mehrere Glocken, jedoch ist von ihnen keine einzige erhalten geblieben. Ausführlicher betrachtet wird die Glocke der Heiliggeistkirche, die im Jahre 1433 vom Revaler Meister Merten Leiffert gegossen wurde. Nachdem sie 2002 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, blieben nur einige Stücke erhalten. Sie war reichlich mit Ornamenten und Aufschriften dekoriert, es gab drei Verzierungszone, welche sie einrahmten. Als Aufschrift fanden zwei lateinische Gebete und niederdeutsche Verse Verwendung. Die vierte Zone umfasste nur eine Seite der Glocke und bestand aus dem Namen des Glockengießers sowie der Kruzifix-Gruppe. Eine neue Epoche fing in Tallinn 1434 an, als der Rat die erste mechanische Uhr der Stadt bestellte. Dieser Zeitmesser befand sich an der Wand der Heiliggeistkirche, die unter der Protektion des Rates stand. Die Nikolaikirche erhielt Ende des 15. Jh.s eine Uhr, die Olaikirche erst im 16. Jh. *Inna Jürjo*

Maja Gąssowska setzt ihre Forschungen über die mittelalterliche Kirchengeschichte Revals fort: *Portrait der Revaler Zisterzienserinnen „von Innen“* (Portret cysterek rewalskich „we wnętrzu“, *Ambona. Teksty o kulturze średniowiecza ofiarowane Stanisławowi Bylinie*, hg. von Krzysztof Bracha und Wojciech Brojer, Warszawa 2016, Instytut Historii im. Tadeusza Manteuffla Polskiej Akademii Nauk, 107 – 125). Neben den allgemeinen Angaben zur Geschichte des Zisterzienserinnenklosters zu Reval informiert der Aufsatz über die Donationen an das Kloster und seine Kirche. Wie schon

in den früheren Publikationen der Vf.in wird auch hier die Benutzung von unpublizierten Quellen und der seit den 1950er Jahren von baltischen Forschern veröffentlichten relevanten Publikationen vermieden. A. S.

Im Aufsatz von Emma Lightfoot, Magdalena Naum, Villu Kadakas und Erki Russow, *The influence of social status and ethnicity on diet in medieval Tallinn as seen through stable isotope analysis* (Estonian Journal of Archaeology, 20, 2016, 81–107) wird gefragt, wie die Einwohner Revels im Mittelalter durch die Form ihrer Ernährung ihre Identität repräsentiert und bewahrt haben. Bei Untersuchungen von 14 Skeletten aus Reval und Umgebung wurden bei einigen in der Stadt bestatteten Personen kleinere Abweichungen vom Durchschnitt der Werte festgestellt: Diese Personen hatten mehr Meeresfrüchte und vermutlich auch importierte Hirse gegessen. Sie werden entsprechend als Geistliche oder Mitglieder der Oberschicht identifiziert. Dass die in der Dominikanerkirche bestatteten Personen, bei denen es sich wohl um Mönche handelt, mehr Fisch verzehrten, ist plausibel, ob man über sie aber daher sagen kann, dass „food was indeed used to encode social and cultural values“ (100), oder ob die Mönche einfach den Ordensregeln folgten, bleibt offen. A. S.

Maija Ojala, *Urban Funeral Practices in the Baltic Sea Region (Lived Religion and the Long Reformation in Northern Europe, c. 1300–1700)*, hg. von Sari Katajala-Peltomaa und Raisa Maria Toivo, Studies in Medieval and Reformation Traditions 206, Leiden und Boston 2017, Verlag Brill, 159–177), betont die Kontinuität der Bestattungstraditionen in den livländischen Städten vor und nach der Reformation. Vf.in verwertet die Fassungen der Schragen der Revaler Zünfte, die Vorschriften für die Trauerfeiern beinhalten. Meistens wurden die Verpflichtungen der Zunftgenossen, den Vigilien beizuwohnen und für das Requiem zu spenden, in der Reformationszeit aus den Schragen entfernt, aber die allgemeine Gestaltung der Trauerrituale blieb unverändert. A. S.

Die Veröffentlichungen des Museums von Läänemaa (Läänemaa Muuseumi Toimetised 2016, XIX) enthalten unter anderem auch mehrere Aufsätze zur Geschichte von Ösel-Wiek im Mittelalter. Antti Selart meint in seinem Text *Der Taufname des Christen. Über die „christlichen“ Namen in Estland im 13. Jahrhundert* (Ristiinimese ristiniimi. „Kristlikest“ nimedest 13. sajandi Eestis, 9–22, engl. Zusammenfassung), dass Änderungen in der Tradition der Namensgebung nicht unbedingt durch die Christianisierung verursacht worden seien. Die Vorliebe für bestimmte Namen habe damals die kulturelle und soziale Orientierung reflektiert, während der unmittelbaren Eroberungszeit jedoch auch die politischen Beziehungen des Trägers. S. zufolge verwies

ein sog. deutscher Name eines einheimischen Vasallen im 13. Jh. vor allem auf politische Integration, während es sich zugleich für die estnische Elite um eine Möglichkeit handelte, ihre gesellschaftliche Stellung auch nach der Eroberung zu sichern. – Kristjan Kaljusaar betrachtet in seinem Beitrag *Die Geiseln von Ösel-Wiek in den livländischen Kreuzzügen im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts* (Läänemaa pantvangid Liivimaa ristsõdades 13. sajandi esimesel veerandil, 23 – 44, 3 Abbildungen, engl. Zusammenfassung) die Bedeutung von Geiseln während der Kreuzzüge in der Wiek. Als Ziel der Geiselnahme galt die Sicherung der politischen Loyalität der Lokalbevölkerung gegenüber den Eroberern. So diente sie am Anfang des 13. Jh.s in erster Linie zur Verewigung der neuen politischen Ordnung. Darüber hinaus hatte jede Geiselnahme eine private Seite, d. h. Auswirkungen auf das Leben der konkret davon betroffenen Menschen. Die verschleppten Jungen kamen später mit einer neuen Mentalität zurück, in der sich die estnische Identität mit der katholischen Weltanschauung gemischt habe. – Jüri Kivimäe thematisiert in seinem Beitrag *Die Schlacht auf dem Eise zu Karuse anno 1270* (Karuse jäälahing anno 1270, 45 – 66, 4 Abbildungen, engl. Zusammenfassung) eine der größten Schlachten des 13. Jh.s. Der Zusammenstoß der Truppen des Deutschen Ordens mit denen des litauischen Großfürsten endete für ersteren mit einer Katastrophe. Der Ordensmeister und ungefähr ein halbes Hundert seiner Ritter fielen. Der Verlust war auf deutscher Seite größer als bei der berühmten Schlacht auf dem Peipussee im Jahre 1242. Die Plünderungen der litauischen Truppen und die Gegenangriffe seitens des Ordens zogen sich bis ins 14. Jh. hinein, wodurch sich der livländische Ordenszweig als widerstandsfähigste militärische Organisation im mittelalterlichen Livland erwies. – Madis Maasing berichtet über *Die Wieksche Fehde und die Grafenfehde* (Saare-Lääne vaenus ja Krahvivaenus, 67 – 100, engl. Zusammenfassung). Fast gleichzeitig fanden zwei politische und militärische Konflikte im Ostseeraum statt, die Wieksche Fehde (1532 – 1536) und die dänische Grafenfehde (1534 – 1536). M. untersucht die Auswirkung der international bedeutenderen Grafenfehde auf den Konflikt im Bistum Ösel-Wiek. Das dänische Königreich spielte in der damaligen livländischen Innenpolitik eine wichtige Rolle. Der Umstand, dass es in die Grafenfehde verwickelt war, beeinflusste auch die Machtverhältnisse in Livland während der Wiekschen Fehde, als die Lager von Markgraf Wilhelm und von Bischof Reinhold einander gegenüberstanden. M. deutet unter anderem auch auf die Position und Interessen der Hansestadt Lübeck in Livland während des Konflikts in Ösel-Wiek hin. – Aufgrund von schriftlichen Quellen berichtet Inna Põltsam-Jürjo *Über die Kleidungsfrage im Bistum von Ösel-Wiek in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (Rõivastusküsimused Saare-Lääne piiskopkonnas 16. sajandi esimesel poolal, 101 – 114, 4 Abbildungen, engl. Zusammenfassung). Unter anderem geht es darin um den sog. Kleidungsstreit

zwischen den Hofjunkern und dem Bischof zu Beginn der 1530er Jahre. Ohne Zweifel übte der Bischof durch seine Kleiderordnungen einen ziemlich starken Einfluss auf die Kleidungskultur in seinem Bistum aus. Ferner versorgte er seine Hofjunker und die Schwarzhäupter mit der Garderobe, auch hatten seine Diener eine spezielle Uniform zu tragen. – In ihrem Artikel *Ein zur Erinnerung an die Pest des Jahres 1552 errichteter Grabstein aus Haapsalu* (1552. aasta katku mälestav hauaplaat Haapsalust, 115 – 128, 3 Abbildungen, engl. Zusammenfassung) berichtet Anu Mänd über das 1933 in Haapsalu gefundene obere Stück eines Grabsteins. Heute sind davon nur noch einige Fotos und ein kleines Stückchen erhalten. In der Aufschrift des Grabsteins hieß es, dass im Jahre 1552 600 Menschen der Pest zum Opfer gefallen seien. Diese Zahl an Toten ist für diese Kleinstadt, in der damals nicht mehr als 500 Menschen lebten, viel zu hoch. So bleibt es ein Geheimnis, wer denn eigentlich diese Pestopfer waren. Zugleich versucht M. zu ermitteln, wer diesen Grabstein errichtete.

Inna Jürjo

Der Rigaer Mediävist Gustavs Strenga schrieb über *Das Erinnern an die gefallenen Brüder. Die Erinnerung an die gefallenen Brüder in Livland und das kollektive Gedächtnis des Deutschen Ordens im Mittelalter* (Atceroties kritušos brāļus. Livonijā kritušo brāļu piemiņa – Vācu ordeņa kolektīvā atmiņa vēlajos viduslaikos, *Atmiņu kopienas: atceres un aizmiršanas kultūra Latvijā*, hg. von Martiņš Kaprāns u. a., Riga 2016, Latvijas Universitātes Filozofijas un socioloģijas institūts, 53 – 82). S. erläutert die mittelalterliche Memoria, d. h. die Praxis des Totengedenkens, als eine Form des kollektiven Gedächtnisses. In seiner Fallstudie behandelt er die spätmittelalterliche Gedächtnisarbeit des Deutschen Ordens und die Erinnerung an dessen Mitglieder, die während der Christianisierung Livlands im 13. Jh. gefallen waren. S. zufolge kann die vernichtende Niederlage in der Schlacht bei Durben 1260 gegen die Litauer als Erinnerungsort für den gesamten Orden als Institution und nicht allein für seinen livländischen Zweig betrachtet werden. Vf. analysiert, wie die Erinnerung an diese Niederlage und an die damals gefallenen Brüder in den Ordensvogteien gesammelt, übertragen und diese schließlich im späten Mittelalter erinnert wurden.

Ineta Lipša

Hinzuweisen ist auf eine italienische Übersetzung der Livländischen Reimchronik: *Cronaca rimata della Livonia. Livländische Reimchronik (XIII sec.)*, übersetzt, eingeführt und kommentiert von Piero Bugiani (Viterbo 2016, Verlag Vociferoscena, 648 Seiten). Die Prosaübersetzung wird parallel vom Originaltext begleitet. Die Einführung liefert die notwendigen historischen Informationen zur Geschichte der Chronik sowie Livlands und des Deutschen Ordens im 13. Jh. Etwas eingehender werden die Intention und die literarischen

Eigenschaften der Chronik behandelt. Hervorzuheben ist die gründliche und aktuelle Bibliographie, während die Vorlage der beigelegten Karte Livlands aus dem Jahr 1918 stammt.

A. S.

LITAUEN. Filip Dmitrievič Podberezkin, *Kontaktpersonen litauischer Fürsten in Preußen in den 70er und 80er Jahren des 14. Jahrhunderts: Skizzen zu sechs historischen Porträts* (Kontaktnye osoby litovskich knjazev v Prussii (70–80-e gg. XIV v.): štrichi k šesti istoričeskim portretam, *Studia Historica Europae Orientalis/Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy*, Vol. 9, Minsk 2016, Verlag „Respublikanskij Institut vysišej školy“, 68–80), beschäftigt sich mit den persönlichen Kontakten in den Beziehungen zwischen dem Großfürstentum Litauen und dem Deutschen Orden im 14. Jh. Aufgrund der preußischen und deutschen Landeschroniken sowie anderer relevanter Quellen bestimmt Vf. eine Gruppe sog. „Kontaktpersonen“ (Begriff von Werner Paravicini), die bei Verhandlungen die Vermittlungsrolle spielten. Als solche Vermittler werden hier sechs Personen betrachtet: Hans und Thomas Surwillen (zwei Brüder litauischer Herkunft), der Komtur von Brandenburg Günter von Hohenstein, Johannes Landsberg, Friedrich von Meißen und Engelbert von Mark.

H. Sahanovič

Jurij Afanasenko, *Ein „Russischer Papst“ nach den Angaben eines Sendschreibens des livländischen Ordensmeisters Siegfried Lander von Spanheim* („Russkij Papa“ po izvestijam iz poslanija livonskogo magistra Sigfrida Landera von Španchajma, *The Fourth International Congress of Belarusian Studies, Working Papers*, Vol. 4, Kaunas 2015, 78–81), behandelt das Thema des Erscheinens von Grigorij Camblak (Tsamblak) als Erzbischof für die orthodoxe Bevölkerung des Großfürstentums Litauen. Der Brief des genannten Ordensmeisters aus dem Jahre 1416 (publiziert 1867 von Friedrich Georg von Bunge) ist dadurch interessant, dass er über die Wahl eines „Russischen Papstes“ in Litauen durch den Großfürsten Vytautas berichtet. Aufgrund seiner Analyse dieses Briefes und einiger anderer Dokumente behauptet Vf., dass Vytautas nach der Eigenständigkeit der orthodoxen Kirche im Großfürstentum Litauen strebte.

H. Sahanovič

BELARUS. Der Band *Geschichte des Handels auf dem Territorium von Belarus* (Historyja handlju na terytoryi Belarusi: zbornik navukovyh artykulaŭ/Instytut Historyi NANB, Minsk 2016, Verlag „Belaruskaja navuka“) beinhaltet Vorträge einer gleichnamigen internationalen Konferenz, die 2015 in Minsk stattfand. Beachtenswert scheinen vier von ihnen zu sein. O[ŭ]ga N[i]kolaevna Levko, *Die Formierung der Handelsbeziehungen in der belarussischen Dünaregion vom 10. bis 18. Jahrhundert* (Formirovanie

torgovych otnošenj v Belorusskom Podvin'e (X–XVIII vv.), 10–20), behandelt die Entwicklung des Handels an der Düna vom Anfang bis zur Inkorporation der belarussischen Gebiete des Großfürstentums Litauen in das Russische Imperium. Nach einem Überblick über die Hauptrichtungen des Handels sowie das Handelsrecht gelangt Vf.in zu dem banalen Schluss, dass vom Ende des 14. Jh. an Polack den gesamten Dünahandel in seinen Händen hatte (es geht um die mittlere Strecke des Flusses), aber im 16. Jh. Vicebsk zum führenden Zentrum des Transithandels an der Düna wurde. Die Behandlung des Themas ist lückenhaft und oberflächlich. Zu den Beziehungen zwischen Polack und Riga erwähnt Vf.in nur das Handelsabkommen mit Smolensk von 1229 und dann den Vertrag aus dem Jahre 1406. Staunen kann man auch nur über die geäußerte Meinung, dass der Krieg des Moskauer Reiches gegen Polen-Litauen und Schweden im 17. Jh. den Dünahandel gar nicht behinderte (18). Mikalaj Plavinski, *Die Funde importierter Rüstungsgegenstände in westlichen Gebieten der Rus' als potenzieller Indikator der Handelskontakte im 10–13. Jahrhundert* (Znachodki pradmietaŭ uzbrajennia impartnych typau u zachodnich zemljach Rusi jak mahčymy indykatar handljovych kantaktaŭ u X–XIII stst., 45–56), beschäftigt sich mit dem gesamten Rüstungsmaterial aus der sogenannten vorlitauischen Zeit, das während der Ausgrabungen auf dem Territorium des heutigen Belarus gesammelt wurde. In seinem sorgfältigen Aufsatz stellt sich Vf. die komplizierte Frage, wie man die importierten Rüstungsgegenstände oder die in Schlachten verlorenen von den im Lande hergestellten unterscheiden kann, und kommt zu dem Schluss, es sei oft unmöglich. Dementsprechend werden von ihm nur wenige Rüstungsgegenstände als eindeutig importierte betrachtet, darunter vor allem Schwerter mit der Inschrift „ULFBERHT“ und ähnliche, die aus Skandinavien und dem mittleren Rheingebiet eingeführt wurden (46–47). Erst im 12. Jh. entstanden einheimische Werkstätten (z. B. in Novogrudok), die Schwerter vom baltischen Typ produzierten. Aus Gotland kamen auch einige Nahkampfwaffen. Insgesamt aber bilden solche Funde nur einen ganz unbedeutenden Teil der gesammelten Rüstungsgegenstände. Im Aufsatz *Die Prypjac'-Memel-Wasserstraße als einer der Vektoren des Weges „von den Warägern zu den Griechen“* (Prypjatsko-Njomanskaja vodnaja magistral kak odin iz vektorov puti „iz varjag v greki“, 79–89) befasst sich Oleg Iov mit einer weniger bekannten Abzweigung der berühmten Handelsstraße, die aus der Ostsee über die Memel sowie die Flüsse Ros', Jaselda und Prypjac' zum Dnepr und weiter bis zum Schwarzen Meer führte. Vf. berichtet über seine archäologischen Untersuchungen der Siedlung Haradzišča an der Mündung der Jaselda in die Prypjac', unweit von Pinsk, wo er viele sowohl byzantinische als auch skandinavische Artefakte fand. Es wird aus diesem Grund geschlossen, dass genannte Siedlung als ein Punkt des Memel-

Prypjac'-Handelsweges funktionierte. Aleh Dziarnovič, *Der „Russische“ Hof in Riga. Eine Handelsfaktorei der belarussischen Kaufleute im 13. bis 16. Jahrhundert* („Ruski“ dvor Ryhi: handl'ovaja faktoryja belaruskich kupcoŭ XIII–XVI stst., 89–99), bietet einen entsprechenden Überblick, der zumeist auf veralteter Literatur und bekannten Quellenpublikationen beruht. Vf. behandelt die Entstehung und Entwicklung des Hofes im 14. und 15. Jh., als in Riga neben der Kirche des heiligen Nikolaus auch der Russische Friedhof sowie ein Kloster (Konvent) vorhanden waren, berichtet über den Untergang dieser Gesamtheit gegen Mitte des 16. Jh.s und endet mit der Beschreibung der „Moskowitzischen Herberge“, die hier nach 1622 (während der schwedischen Herrschaft) entstand. Problematisch ist u. a. die Bezeichnung der Bewohner des mittelalterlichen Hofes für Kaufleute aus der Rus', wenn Vf. sie oft als „belarussische Kaufleute“ reklamiert (95–96, 99). *H. Sahanovič*

Der Sammelband *Belarus durch das Prisma der regionalen Geschichte* (Belarus praz pryzmu rehijanalnaj history, Braslaŭskija čytanni/zbornik navukovyh artykulaŭ, hg. vom Instytut Historyi NANB, Minsk 2016, Verlag „Belaruskaja navuka“) enthält Materialien der Tagung „Braslaŭskija čytanni: da 950-hoddzia horada Braslava“, die im Jahre 2015 in Braslaŭ veranstaltet wurde. Interesse wecken zwei Aufsätze. O[l'ga] N[ikolaevna] Levko, *Die westlichen Territorien des Polacker Fürstentums im 9. – 13. Jahrhundert* (Zapadnye territorii Polockogo knjažestva (zemli) v 9–13 vekach, 5–15), befasst sich mit der Ausweitung der Herrschaft der Polacker Fürsten in westlicher Richtung bis zur Zeit der Herrschaft Litauens. Diese sei noch in der vorstaatlichen Zeit der Stämme erfolgt, als die Krivičen die Region im östlichen Lettland einnahmen, wo später Brjaslavl' entstand (11). Diese Behauptung ist jedoch nicht begründet, wie manche andere Annahmen. Aus den schriftlichen Quellen und der gegenwärtigen Fachliteratur werden nur einige Publikationen verwendet, dabei keine in lettischer oder deutscher Sprache. Bei ihrer Untersuchung stützt sich Vf. in hauptsächlich auf archäologisches Material, was die Schlussfolgerungen problematisch macht. Mit einem ähnlichen Thema beschäftigt sich der junge Polacker Historiker J[ury] M[ikalajevič] Keža *Die Entstehung der Grenzbürgen slavischer Staaten Osteuropas* (Farmiravannie pamežnych farpostaŭ uschodniejeŭrapskich slavianskich dziaržaŭ u kancy X–XI st., 15–26). Besonders beachtet wird die Siedlung Maskavičy, wo die belarussischen Archäologen reiches skandinavisches Material aus dem 11. und 12. Jh. fanden. Vf. akzeptiert u. a. die Berichte einer isländischen Saga vom Fürsten Eymund (oder Edmund), der zuerst bei dem Fürsten Jaroslav dem Weisen in Kiev diente und dann nach Polack kam. Hier habe sein Protektor Fürst Brjačeslav einen Teil der Polacker Gebiete seiner Herrschaft unterstellt. *H. Sahanovič*

In einem Aufsatz mit dem Aufsehen erregenden *Titel Kordon – ein neues archäologisches Denkmal aus der Epoche der Wikinger in Osteuropa* (Kordon – novyj pamjatnik archeologii èpochi vikingov v Vostočnoj Evrope, Doklady Nacionalnoj Akademii nauk Belarusi, Bd. 60, 2016, Nr. 5, 120–127) veröffentlicht O[ľga] N[ikolaevna] Levko die neuen Resultate ihrer archäologischen Untersuchungen der Siedlung Kordon, die sich an der mittleren Düna im heutigen Vicebsker Gebiet befindet. Zahlreiche Funde aus dem Zeitraum von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 10. Jh.s, solche wie Schmuckwaren aus Nordeuropa, Wolgabulgarien und dem Nahen Osten, arabische und byzantinische Münzen sowie Abfall der Schmuckproduktion, sollen beweisen, dass Kordon als wichtige Siedlung an der Düna in der Epoche der Waräger funktionierte. Vf.in äußert die Ansicht, dass der Weg „von den Warägern zu den Griechen“ bis zur zweiten Hälfte des 10. Jh.s durch das Gebiet von Vicebsk lief, wo die Lovat’ den Übergang vom Dnepr zur Düna ermöglichte.

H. Sahanovič

A[nastasija] V[ladimirovna] Kostjukevič, *Kulturelle und wirtschaftliche Kontakte des Polacker Landes im 9.–13. Jahrhundert. Nach dem Importmaterial aus dem nördlichen und zentralen Belarus* (Kulturno-èkonomièskie kontakty Polockoj zemli v X–XIII vekach [po materialam importa Severnoj i Central’noj Belarusi], Materyjaly pa archealohii Belarusi /zbornik navukovych artykulaŭ, vyp. 27, Minsk 2016, 72–84), beschäftigt sich mit den Importerzeugnissen aus dem Zeitraum von der Mitte des 9. bis zum 13. Jh., die während der archäologischen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in den Grenzen des ehemaligen Polacker Landes gefunden wurden. Im Ergebnis gelangt Vf.in zu der Auffassung, dass die nördliche Handelsrichtung bis zum Ende des 11. Jh.s für Polack dominierte; erst danach wurden die Handelsbeziehungen mit Kiev und dem byzantinischen Reich wichtiger. Nur kurz wird über den Warenaustausch mit Riga geschrieben (77). Im Hinblick darauf berichtet Vf.in über zahlreiche Funde von Bernstein, der als Rohstoff aus dem Baltikum importiert wurde (1300 Stücke in Polack, ebenso viele in Minsk und anderen belarussischen Städten).

H. Sahanovič

Polozker Urkunden aus der Zeit vom 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts (Polockie gramoty XIII – načala XVI veka, hg. von Anna Leonidovna Choroškevič, Sergej Vladimirovič Polechov u.a., Bd. 1–2, Moskau 2015, Verlag Universitet Dmitrija Požarskogo, 864, 522, CIV Seiten, Abbildungen). – Diese sorgfältige und schön gestaltete Ausgabe der Urkunden und Briefe Polozker Provenienz ersetzt in einer ganz anderen Qualität und anderem Umfang die sechs Hefte der analogen Publikation, die 1977–1989 von Anna Choroškevič (1931–2017), entsprechend den damaligen Verhältnissen in der

Sowjetunion in geringer Druckzahl und typografisch völlig unbeholfen, editiert worden waren. Dank neuer Archivforschungen in Lettland, Polen, Deutschland, Litauen, Russland und Belarus ist sie auch mit neuen Materialien ergänzt worden. Die Dokumente werden von sehr informativen Kopfregeften begleitet. Die Publikation enthält Kataloge der Wasserzeichen und Siegel, Beispiele des Falzens der Briefe, eine Konkordanztabelle der früheren Publikationen der einzelnen Dokumente sowie Register. Der gesamte zweite Band ist der Kommentierung gewidmet. Dazu gehören noch einige Faksimiles und genealogische Tabellen sowie der Neudruck des Beitrages von Choroškevič, *Polozker Dokumente als historische Quelle* (Polockie gramoty kak istoričeskij istočnik, Bd. 2, 331–408) aus der ersten Ausgabe, der von Vasilij Aleksevič Voronin und Polechov unter der Überschrift *Polozk und das Polozker Land im Spätmittelalter in den Forschungen aus den Jahren 1985–2014* eingeleitet wird (Polock i Polockaja zemlja epochi Pozdnego Srednevekov’ja v issledovanijach 1985–2014 gg., Bd. 2, 327–330). – Die Mehrzahl der publizierten Quellen stammt aus dem rigischen Archiv, wodurch auch die Bedeutung der Edition für die hansische Geschichtsforschung vorherbestimmt ist. Ein Dutzend Texte ist erstmals publiziert. Die wichtigsten Themen bilden die politischen Beziehungen zwischen Polozk und Livland sowie besonders der Handel auf der Düna. Erwähnenswert sind ferner die erstmals sämtlich zusammen publizierten Dokumente, die mit den hansisch-litauischen Verhandlungen zu Anfang des 15. Jh.s und dem damaligen Vertrag von Kopyś (1406) in Verbindung stehen. A. S.

RUSSLAND. Der Band 2014 des Jahrbuchs *Die ältesten Staaten Osteuropas* erschien unter dem Titel *Die alte Ruś und das mittelalterliche Europa: Die Entstehung der Staaten* (Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy, 2014 god. Drevnjaja Ruś i srednevekovaja Evropa: vzniknoenie gosudarstv, hg. von Tat’jana N. Džakson, Universitet Dmitrija Požarskogo, Moskau 2016, 640 Seiten, Abbildungen). Die hier publizierten Aufsätze in russischer, englischer und deutscher Sprache gehen meistens auf eine entsprechende Tagung in Moskau von 2012 zurück. Sie behandeln Fragen der Staatsentstehung in West- und Osteuropa, im Ostsee- und im Schwarzmeerraum, wobei die alte Ruś dennoch im Mittelpunkt steht. Petr Petrovič Toločko plädiert für das ostslavische Wesen und eine auf der Entwicklung der lokalen Agrarwirtschaft basierende Entstehung der Kiever Ruś. Er tritt auch den Hypothesen über Novgorod oder Staraja Ladoga als erste Hauptstadt der alten Ruś entschieden entgegen (*Načalo vostočnoslavjanskoj gosudarstvennosti*, 213–230). Marika Mägi behandelt *The origin of Ruś and the question of Balto-Finnic role in this process* (231–257). Das in den altrussischen Quellen erwähnte Volk der Čuden sei mit den binnenländischen Esten identisch, die im 9.–10. Jh. zum Herrschaftsgebiet von Garđaríki gehört haben sollen, während die

Esten aus den Küstengebieten mit Skandinavien verbunden gewesen seien. Wegen der wesentlichen Veränderungen in den Kommunikationsmustern der Region und des Untergangs des skandinavischen Einflusses in der Rus traten die ostseefinnischen Čuden in den altrussischen Chroniken etwa seit dem Jahr 1000 in der Rolle des Feindes auf. Nataľja Valer’evna Enio-sova und Tamara Anatol’evna Puškina beschreiben Gnezdovo bei Smolensk als eine agrarisch-handwerkliche Siedlung, in der die Krieger und wandernden Kaufleute eine wenigstens zahlenmäßig untergeordnete Rolle spielten. Gnezdovo pflegte Handel mit dem Orient und hatte auch direkte Beziehungen zu Byzanz. Der Niedergang der Siedlung fand um 1000 statt und wurde vom Ende des Einströmens von orientalischem Silber und dem Aufstieg von Kiev verursacht (*Gnezdovo kak rannegorodskoj centr epochi formirovanija Drevnerusskogo gosudarstva i nekotorye voprosy ego interpretacii*, 258–303). A.S.

S[ergej] A[natol’evič] Salmin, *Die „Gosten“ im sozialen System der Alten Ruś: staatliche Dienstleute?* („Gosti“ v social’noj sisteme Drevnej Rusi: gosudarstvennye službaščie?, in: *Stratum plus. Archeologija i kul’turnaja antropologija* 2015, Nr. 6, 43–52). Vf. widerspricht der üblichen Auffassung, dass der Ausdruck „gost“ bis zum 15. Jh. einen normalen Kaufmann meinte und erst im 16. – 17. Jh. einen mit Handelsgeschäften, der Zollerhebung usw. Beauftragten der Regierung. Nach dem von ihm herangezogenen Quellenmaterial bezeichnete dieser Terminus seit jeher – bereits seit dem 9. – 10. Jh. – Personen, die auf den Gebieten des Handels und der Finanzen für die Regierung oder sonstige Höherstehende tätig waren. N.A.

Aus Bd. 12 des Periodikums *Die mittelalterliche Ruś* (Srednevekovaja Ruś 12, Moskau 2016, Verlag Indrik, 360 Seiten, Abbildungen) ist hier der umfangreiche Aufsatz von A[leksandr] V. Baranov über *Die russisch-livländischen Friedensverträge von 1474: Voraussetzungen, Verhandlungen und Folgen* erwähnenswert (Russko-livonskie mirnye dogovory 1474 goda: predposylki, peregovory, posledstvija, 201–281). Faktisch handelte es sich um die ersten livländischen Verhandlungen mit Moskau, obwohl Novgorod und Pleskau noch nicht formell an Moskau angegliedert waren. Die Beziehungen der livländischen Staaten mit Russland waren infolge der Grenzkonflikte auf dem Peipussee und im Wildnisgebiet Purnau gespannt; gleichzeitig prägten die internen Konflikte in Livland, darunter auch die Beziehungen der Stadt Riga zum Deutschen Orden und zum Erzbischof, wesentlich die Situation. Die geschwächte Lage des Ordens zwang den Ordensmeister zu einem Friedensschluss mit Pleskau, der in mehreren Punkten ein Zurückweichen bedeutete. Der Beitrag, der auch die Fragen

der hansisch-russischen Handelsbeziehungen thematisiert und das bisher in der Forschung vertretene Bild wesentlich korrigiert, enthält auch eine Publikation des deutschen Textes des Beifriedens zwischen Pleskau, dem Deutschen Orden und dem Erzbischof von Riga aus dem Jahr 1481, der sich auf den Vertrag von 1474 stützt. A. S.

Der neue *Novgoroder Historische Sammelband* (Novgorodskij istoričeskij sbornik 16 (26), hg. von P[etr] G[rigořevič] Gajdukov [u. a.], Velikij Novgorod 2016, Verlag der Jaroslav Mudryj-Staatsuniversität zu Novgorod, 450 Seiten) ist dem Gedenken an Prof. Vasilij Fedorovič Andreev, den hervorragenden Spezialisten für die Geschichte des mittelalterlichen Groß-Novgorod, gewidmet. Unter den zahlreichen Beiträgen, die die Geschichte von Novgorod im 9.–20. Jh. betreffen, sind einige hier zu beachten. Aufgrund der archäologischen Befunde im Bereich des Finnischen Meerbusens aus der zweiten Hälfte des 1. Jtd.s behandelt E[lena] R[obertovna] Michajlova die historiografisch wichtige Frage der Entstehung der Route „von den Warägern zu den Griechen“ (4–32). Die Forscherin unterscheidet darin zwei Perioden: im Laufe der ersten, vom Ende des 5. bis zum 8. Jh. reichenden, ist ein intensives Zusammenwirken zwischen zwei ganz unterschiedlichen Regionen festzustellen, einer an der Ostsee und andererseits einer südlichen „Waldwelt“. Sie waren durch das Wassersystem Finnischer Meerbusen – Ladogasee – Peipussee verbunden, an dem als herausragende Kontaktpunkte der jeweiligen Bevölkerung Ladoga und Pskov entstanden, die Vf.in als Protostädte bezeichnet. Der Hauptinhalt des weiteren Stadiums, das in das 9.–11. Jh. fällt, besteht in der finalen Bildung eines transkontinentalen Netzwerkes von Flüssen mit Zugang zur Ostsee, die zur Folge hatte, dass Novgorod zum größten Handelszentrum wurde; die älteren Städte erhielten nun den Status von seinen Vororten (*prigorody*). Dieses Thema wird durch einen Beitrag der Novgoroder Archäologen E[lena] V[ladimirovna] Toropova, S[ergej] E[vgen'evič] Toropov und K[irill] G[lebovič] Samojlov (33–58) erweitert, worin die älteste Geschichte von Staraja Russa, eines weiteren wichtigen Stadtzentrums im Novgoroder Land, aufgrund der archäologischen Funde aus den letzten Jahren mit Bildern, Tabellen und Zeichnungen vorgestellt ist. Die Studie zielt auf eine weitere Präzision der Qualität, Lage und Datierung des uralten Stadtkernes sowie die Bestimmung des Standortes der ältesten Stadtbefestigungen. In diesem Zusammenhang diskutieren Vff. die grundsätzliche Frage nach den stadtbildenden Faktoren im russischen Nordwesten. P[avel] P[avlovič] Kolosnicyn hat seinen Artikel den hölzernen Kreditzeichen (*žerebja*) aus dem 10.–15. Jh. in altrussischen Städten, v. a. Groß-Novgorod und Staraja Russa, gewidmet (59–67). Ein *žerebe* stellt ein in zwei Teile geteiltes Holzstäbchen mit Kerben entsprechend dem Betrag

der Schulden dar. Aufgrund der archäologischen Funde und mittelalterlichen Schriften (Chroniken, Birkenrindentexte und Testamente) lässt sich eine weite Verbreitung von *žerebja* im Novgoroder Land als Mittel für Schuld- und Pflichtfixierung unter Privatpersonen erkennen. Sie konnten wohl auch als Rechnungen oder als Wechsel dienen. M[ichail] I[vanovič] Petrov stellt in seinem Artikel (68 – 102) ein von ihm erarbeitetes Vergleichsanalyseverfahren zur Untersuchung der archäologischen Komplexe aus den Ausgrabungen *Posolskij-2006* und *Nikolskij-2007* in Novgorod vor, womit der Novgoroder Hof als das Hauptelement der mittelalterlichen Stadtgliederung besser erforscht werden kann. Vf. definiert eine Gruppe von Objekten, die er als typisch für einen „einheitlichen Stadthof von Novgorod“ bezeichnet, sowie weitere Fundkomplexe mit bestimmten individuellen, z. B. professionellen, amtlichen usw. Merkmalen. S[ergej] B[orisovič] Čebanenko (103 – 114) versucht aufgrund der in Novgorod gefundenen Birkenrinde Nr. 548 die vorgerichtlichen Methoden der Konfliktlösung im 11. Jh. zu rekonstruieren. Es geht hier um ein Vermittlungsgremium von 12 Personen, das Streitigkeiten wegen Schulden zwischen Handelspartnern vor deren Appell an das Gericht beenden sollte. A[leksej] A[lexandrovič] Vovin recherchiert die Anfänge der Pleskauer Chronistik und ihr Verhältnis zur Geschichtsschreibung in Novgorod (139 – 161). A[nton] M[ichajlovič] Vvedenskij untersucht dieselbe Frage in Bezug auf die Chronik aus Velikij Ustjug (208 – 222). Erwähnenswert ist auch die von J[aroslav] A[natol'evič] Vasiliev erstellte Übersicht über alle NIS-Publikationen aus den Jahren 1936 – 2015 (336 – 340). M. Bessudnova

Den derzeitigen Kenntnisstand zusammenfassend, sprechen E[vgenij] N[ikolaevič] Nosov und N[atalija] V[adimovna] Chvoščinskaja über *Das Gorodišče des Rurik am Schnittpunkt der osteuropäischen Handelswege* (Rjurikovo gorodišče – na perekrestkach torgovyh putej Vostočnoj Evropy, in: Trudy IV (XX) Vserossijskogo archeologičeskogo s-ezda v Kazani, tom III, Kazań 2014, 133 – 135). Mit dem Volchov, an dem Gorodišče, die Vorgängersiedlung Novgorods, lag, besaßen die großen osteuropäischen Wasserwege aus dem Südosten (Wolga) und Süden (Dnjepr) eine gemeinsame Strecke, die zur Ostsee führte. Funde aus dem 9. und 10. Jh. zeugen von der entsprechenden Weite der Handelsverbindungen dieser fürstlichen Residenz. Zu ihnen gehören drei Schätze mit orientalischen Münzen und viele einzelne Dirhems, byzantinische Münzen und wertvolle Perlen aus Mittelasien. Besonders zahlreich ist skandinavisches Fundmaterial vertreten. Vff. meinen, dass in Osteuropa nur Gnezdovo (die Vorgängersiedlung von Smolensk) und Gorodišče bis zu einem gewissen Grade mit Birka und Haithabu verglichen werden können.

N. A.

Gennadij Evgeŋevič Dubrovin, *Das Plotnickij-Fünfftel des mittelalterlichen Novgorod* (Plotnickij konec srednevekovogo Novgoroda, Moskau 2016, 608 Seiten, zahlr. Abbildungen). Aufgrund der schriftlichen und archäologischen Quellen sucht Vf. einige Fragen der Geschichte und Topographie eines der fünf Enden des mittelalterlichen Groß-Novgorod zu beantworten, um damit weitere Erkenntnisse zur Entstehung von dessen spezifischem Territorial- und Administrativsystem zu liefern. Eigentlich handelt es hier um einen der „jüngeren“ Stadtbezirke, dessen Entwicklung, vom Vf. in drei Phasen unterteilt, derjenigen von „älteren“ Enden (*Nerevskij, Ludin, Slavna*) ziemlich ungleich war. Den umfangreichsten Teil des Buches bildet eine Studie über die Besiedlung dieses Stadtteils durch Menschen aus der Umgegend im 10. – 12. Jh. sowie ein Versuch, die soziale Organisation des Plotnickij-Fünfftels soweit wie möglich zu beschreiben. Dabei erhält die einheimische Stadtaristokratie (*Bojarstvo*) die ausgeprägteste Charakteristik. Der Autor benutzt die „Methode der historischen Biographie“ (Prosopografie), um eine detaillierte Vorstellung von Vorgängen zu vermitteln, durch welche dieses Stadtgebiet, zunächst der Rechte beraubt, immer mehr Gewicht erhielt und letztendlich zu einem vollwertigen Mitglied der städtischen Selbstverwaltung wurde. Die Darstellung bietet sehr beachtenswerte Erkenntnisse über die ständige Bereitschaft der Bojaren des Plotnickij-Fünfftels, in enge Kontakte mit ähnlichen Gruppen von der Preußischen Straße (*Prusskaja ulica*) zu treten und später, gegen Ende des 15. Jh.s, um Unterstützung von Moskau nachzusuchen. Das Buch enthält zahlreiche Abbildungen und Anlagen, die die neuen Ergebnisse der Ausgrabungen im Bereich des *Plotnickij konec* vor Augen führen.

M. Bessudnova

Von P[etr] G[riŋoŋevič] Gajdukov und N[atal'ja N[ikolaevna] Faradževa wird *Ein neuer Novgoroder Schatzfund westeuropäischer Münzen des 11. Jahrhunderts* bekannt gemacht (Novyj novgorodskij klad zapadnoevropejskich monet XI veka, in: Goroda i vesi svednevekovoj Rusi. Archeologija, istorija, kul'tura. K 60-letiju Nikolaja Andreeviča Makarova, Moskau–Vologda 2015, 521 – 530, Abbildungen). Es handelt sich hierbei um den 2008 entdeckten siebenten Münzschatz aus den Ausgrabungen in Novgorod. Dieser war in den 1120er Jahren unter dem Fußboden eines Gebäudes versteckt worden und besteht aus 21 norddeutschen Geprägten sowie je einer Münze aus Dänemark und Italien.

N. A.

Der Sammelband *Novgorod und das Novgoroder Land. Geschichte und Archäologie*, hg. von Evgenij Nikolaevič Nosov (Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istoria i archeologia, Velikij Novgorod 2016, farbige Abbildungen) enthält viele Beiträge, denen Vorträge zugrunde liegen, die auf der 30. gleichnamigen Tagung (2016) von russischen und ausländischen Historikern gehalten

worden sind. Sie decken einen breiten Themenbereich ab, der vom Altertum bis zum 20. Jh. reicht und vielfältige Aspekte der Geschichte Groß-Novgorods sowie seines Umkreises betrifft. Hierbei ist der Aufsatz *Vyborg und der Novgoroder Ostseehandel in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert* (Vyborg i novgorodskaja torgovlja po Baltike vo vtoroj polovine XIV–XV v.) von I[van] A[leksandrovič] Saksa (232–236) zu erwähnen, wo die Frage der Voraussetzungen für die Umwandlung Vyborgs zu einem wichtigen Ort des Seehandels am östlichen Rand des Hanseraums erörtert wird. Dazu führt der Forscher seine sehr bequeme Lage an, nicht allzu weit entfernt von hansischen Handelswegen nach Novgorod zu Wasser und zu Land, ferner seinen Zugang zum schwedischen und novgorodischen Karelien mit seinen Pelz- und Fischressourcen, außerdem sein Verhalten als Handelsvermittler für die Dauer der hansischen Verbote des Handelsverkehrs mit Novgorod. Bemerkenswert sind auch einige administrative und politische Maßnahmen der schwedischen Machthaber in Vyborg, die die Stadt bei ihrer Konkurrenz mit Reval unterstützten (das 15. Jh. bildet einen deutlichen Schwerpunkt bei solchen Handlungen) und dadurch zur Entwicklung ihres Fernhandels beizutragen suchten. Die vieljährigen Ausgrabungen von S. in Vyborg stimulierten seine Studien zur schrittweisen Erweiterung des Stadtbereiches im 15.–17. Jh. – dieser Teil des Aufsatzes ist als besonders interessant zu bezeichnen. Als Ausgangspunkt für seinen Beitrag *Thing, Persons and Practices in Circulation Between Byzantium and the British Isles in the Viking Age: a Role for Ruś* (274–285) benutzt Jonathan Shepard die Entdeckung einer großen Anzahl von byzantinischen Artefakten des 10.–11. Jh.s auf den britischen Inseln; einige analysiert Vf. im Detail, um ihre byzantinische Herkunft zu bestimmen. Ohne die landläufige Meinung über Beziehungen zwischen dem Byzantinischen Reich und England durch Vermittlung Italiens abzulehnen, versucht er zu beweisen, dass ein aktiver Warenaustausch zwischen ihnen in der Wikingerzeit hauptsächlich durch die russischen Gebiete verwirklicht worden war. A[leksandr] V[asi]l'evič Nazarenko, *Der Novgoroder Cholop Dudika und die Zobel des Bischofs Meinwerk von Paderborn* (Novgorodskij cholop Dudika i sobolja paderbornskogo episkopa Majnverka, 293–301), geht der Herkunft eines beim Bischof von Novgorod dienenden Unfreien (*cholop*) namens Dudika nach, der gemäß dieser Untersuchung vermutlich aus Ober-Sachsen stammte und vor seiner Versklavung als Vermittler beim Pelzhandel des Bischofs Meinwerk von Paderborn fungierte. B[oris] N[iko]laevič Florja untersucht *Die „Ivan-Kaufmannschaft“ im mittelalterlichen Novgorod* (302–307) als eine einzigartige Gemeinschaft von russischen Kaufleuten, die in Schriften aus dem 13.–15. Jh. erwähnt worden ist. Eine Reihe von konkreten Informationen ist in zwei Quellen aus dem 13. Jh. überliefert, nämlich in der sog. „Regel Vsevolods“ (*Ustav Vsevoloda*) und in der

„Handschrift“ (*Rukopisanie*) desselben. Aufgrund der „Handschrift“ ist Vf. zu dem Schluss gelangt, dass sich im 13. Jh. die Kaufmannsvereinigung und die „überseeischen“ Kauflaute unter dem Namen der Ivan-Kaufmannschaft zusammengeschlossen hatten. Hierbei trat der Ausnahmefall ein, dass die gesamte Verantwortung für die wichtigsten Maßstandards, die in der Regel in die Zuständigkeit der Stadtmächte oder kirchlichen Institutionen fiel, der Kaufmannsgemeinschaft übertragen wurde – eine solche Praxis ist in der Ruß sonst nicht zu finden. Die Frage nach Verbindungen zwischen den Ivan-Kauflauten und Handelszentren außerhalb Novgorods – insbesondere Toržok und Staraja Russa – erfordert eine weitere Untersuchung. *M. Bessudnova*

Der von Gennadij Michajlovič Kovalenko herausgegebene Band *Die Stadt hanseatischer Erinnerungen: Novgorod in den Augen deutscher Reisender des 17.–19. Jahrhunderts* („Gorod ganzeatičeskich vospominanij“: Novgorod glazami nemeckich putešestvennikov XVII–XIX vv., Velikij Novgorod 2016, Jaroslav Mudryj-Staatsuniversität zu Novgorod, 287 Seiten, 24 Illustrationen) umfasst Beschreibungen vom Groß-Novgorod des 17.–19. Jh.s, die von ausländischen Reisenden hinterlassen wurden. Der Titel enthält eine Formulierung von Alexander Herzen, die darauf Bezug nimmt, dass unter den Novgorod beschreibenden Ausländern so viele Deutsche waren, für die diese russische Stadt Interesse dadurch auslöste, dass sie „Verbindung mit ihnen durch die Hanse hatte“. Das ist auch das Hauptmotiv der Einleitung von K., in der die Beschreibungen Novgorods von Deutschen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit vorgestellt werden. Aus dem späten 17. Jh. kann man hier nur die Berichte von Johann Arnhold von Brand, der Novgorod unterwegs als Diplomat besichtigte, und des deutschen Naturforschers und Reisenden Engelbert Kaempfer finden. Ihre Reisenotizen sind selbstverständlich nicht mit den großen Werken von Sigismund von Herberstein und Adam Olearius zu vergleichen, aber sie wecken doch Interesse durch ihre Nachrichten über das Verhalten von Stadtbeamten in Bezug auf Ausländer sowie über russische Bräuche, Kirchen, Klöster und Alltagsszenen in Novgorod. Der anschließende Zeitraum ist in dieser Ausgabe durch zahlreiche und ausführliche Berichte gekennzeichnet (18. Jh.: Paul Marperger, Michael Ranft, Anton Friedrich Büsching, Johann Bernoulli, G. Reimers und ein unbekannter Autor; 19. Jh.: Georg Reinbeck, Johann Friedrich Raupach, Johann Friedrich von Ungern-Sternberg, Johann Georg Kohl, F. Meyer). Die späten Texte sind hier zu erwähnen, weil sie von gebildeten Deutschen verfasst wurden, deren Interesse an der alten Geschichte und Kultur von Novgorod, wovon z. B. historische Abrisse in ihren Beschreibungen zeugen, wirklich bemerkenswert ist. Alle Schriftstücke nebst einer gekürzten Fassung der Vorrede werden hier auch auf Deutsch geboten. *M. Bessudnova*

Der jüngste Band der Folge *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (Archeologija i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Seminar imeni akademika V. V. Sedova. Materialy 61-go zasedanija, hg. von Petr Grigoŕeviĉ Gajdukov u. a., Moskau 2016, Institut archeologii RAN, 471 Seiten, farbige Abbildungen) vereinigt viele Beiträge, von denen einige wegen ihres Bezuges auf die Wirtschaftsentwicklung von Pleskau im Mittelalter und seine Beziehungen mit Nachbarn zu beachten sind. Dazu gehört der von M[arina] I[ŕiniĉna] Kulakova gebotene Überblick über die Ergebnisse der Ausgrabungen von 2014 in Pleskau sowie im Pleskauer Land, nämlich in Porchov, Velikie Luki und im Nordwesten von Isborsk (7–24). S[ergej] V[ladimiroviĉ] Stepanov stellt die archäologischen Untersuchungen von 2014 am Ufer des Pskova-Flusses im Stadtviertel Zapskov'e vor, wo, das ist zu beachten, die Hansen aus den livländischen Städten bei ihrer Handelstätigkeit in Pleskau gern wohnten. Die Ausgrabungen zeigen hier die Erweiterung von Wohngebäuden im 12.–13. und im 15.–17. Jh. sowie Spuren von Holz- und Erdbefestigungen, einen mit Kies gepflasterten Weg und zahlreiche Reste der Eisenbearbeitung (25–42). Im Beitrag von E[lena] V[jaĉeslavovna] Salmina, S[ergej] A[natoŕeviĉ] Salmin, R[ozalia G[ennadievna] Podgornaja und A[leksandr] V[aleŕeviĉ] Michajlov findet man eine Beschreibung der archäologischen Funde vom Pleskauer Neuen Markt (*Novyj Torg*) aus den Jahren 2005–2013, die für die Kenntnis dieses wichtigsten Handels- und Wirtschaftskomplexes vom 16.–18. Jh. wirklich beachtenswert ist (132–134). Im Aufsatz von N[atal'ja] N[ikolaevna] Faradževa, O[ŕga] A[ľbertovna] Tarabardina und P[etr] G[rigoŕeviĉ] Gajdukov geht es um die Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchungen der Holzstege auf der Černizyna-Straße im Ludin-Ende (*Ludin konec*) in Groß-Novgorod, wo die Verwaltungs- und Handelselite der Stadt wohnte (201–215). Aufgrund der aufgezeigten Dynamik der Straßenpflasterung im 10.–15. Jh. sowie der gleichzeitigen Stadthöfe stellen Vff. Grundzüge in der Entwicklung dieses Stadtteils fest. – Im Fokus der Autoren aus Litauen liegen Fragen der russischen Anwesenheit im mittelalterlichen Vilnius. Paläodemografische Untersuchungen der Bestattungen aus dem 13.–15. Jh. am Standort des Russischen Endes (*Civitas Rossica*) in Vilnius, von R[ytis] Jonaitis durchgeführt (349–358), identifizieren die Ursachen von erreichtem Lebensalter und Tod (Krankheiten, schlechte Ernährung, Unfälle usw.) und zeigen, dass das Leben der russischen (orthodoxen) Gemeinde in dieser Hinsicht keine besonderen Unterschiede gegenüber dem anderer Bevölkerungsschichten aufwies und deshalb als relativ geruhsam bezeichnet werden kann. I[рма] Kapl'naitė beschäftigt sich mit der Frage der Lokalisierung der Handelsstandorte im Vilnius des 14.–16. Jh.s (359–366). Dabei ist es ihr gelungen, vier ständig funktionierende Handelsstätten im mittelalterlichen Vilnius zu bestimmen, die ursprünglich in der Nähe der

fürstlichen Residenz und bei den geistlichen Zentren in drei Stadtbezirken mit orthodoxer, katholischer und heidnischer Bevölkerung lagen. *M. Bessudnova*

Igor Juřevič Ankudinov kennzeichnet *Besonderheiten der Siegel von zwei Pleskauer Schreiben des 15. Jahrhunderts, adressiert an Riga und Reval* (Osobennosti pečatej pri dvuch pskovskich gramotach XV v., adressovannyh v Rigu i Kolyvan, in: Grani russkogo Srednevekov'ja. Sbornik statej k 90-letiju Jurija Georgieviča Alekseeva, Moskau 2016, 132 – 134, danach unpaginierte Abbildungen). Die offiziellen Schriftstücke Novgorods und Pleskaus wurden üblicherweise auf Pergament geschrieben und mit Hängesiegeln aus Blei versehen. Nur für die Briefe derselben an livländische Partner findet man im 15. Jh. Papier und Wachssiegel verwendet. Die variierende Art der Besiegelung in den untersuchten Fällen von zwei Pleskauer Schreiben erklärt A. damit, dass wir es hier mit der Anfangsphase der Verwendung von Papier und Wachssiegeln zu tun haben dürften, wobei wohl Schriftstücke aus Livland als Vorbild gedient hatten. *N. A.*

Von der Smuta zum Imperium. Neue Entdeckungen auf dem Gebiet der Archäologie und Geschichte Russlands im 16. – 18. Jahrhundert (Ot Smuty k imperii. Novye otkrytija v oblasti archeologii i istorii Rossii XVI – XVIII vv., hg. von L[eonid] A[ndreevič] Beljaev [u. a.], Moskau, Vologda 2016, Drevnosti Severa, 520 Seiten, zahlr. farbige Abbildungen). – Mit dieser prächtigen Ausgabe, mit der die gleichnamige Konferenz (Moskau, 20. – 22. November 2013) dokumentiert ist, versucht man die große Bedeutung der „späten Archäologie“ für die heutige Geschichtswissenschaft in verschiedener Hinsicht zu rechtfertigen. Der Band umfasst viele Beiträge von russländischen Archäologen und Historikern zur Geschichte der russischen Entwicklung von Sibirien, der Wirtschaft sowie der materiellen und geistigen Kultur, dazu zunächst Berichte über einige Städte in Sibirien (Isker) und an der Wolga (Borisov gorodok, Svijažsk, Jaroslavl'). Folgende Forschungen bieten sehr beachtenswerte Erkenntnisse in diesen Bereichen. Die Studie der Archäologen E[lena] V[jačeslavovna] Salmina, S[ergej] A[natoľ'evič] Salmin und R[ozalia] G[ennad'evna] Podgornaja aus Pskov behandelt die archäologischen Untersuchungen des sog. Neuen Marktes (*Novyj Torg*) von Pskov aus dem 16. – 18. Jh. (51 – 62). Der Neue Markt entstand nach der Einverleibung des Pskover Landes in den Moskauer Staat (1510) und wurde bald zu einem der wichtigsten topografischen Elemente der Stadt. Er galt als solches bis 1778, als er auf seinen ursprünglichen Platz in der Nähe des Kroms (der Burg) verlagert wurde. Obwohl regelmäßige Ausgrabungen des *Novyj Torg* seit 1955 durchgeführt worden waren, wurde er in breitem Ausmaß erst in den Jahren 2011 – 2012 untersucht. Im Laufe der Ausgrabungen gelang

es, die innere Topografie des *Novyj Torg* zu präzisieren und auch seine ständige Ausweitung festzustellen, was auf die rapide Entwicklung von Pskov als wichtiges Handelszentrum hinweist. Zugleich wurde die Gestalt des Marktes teilweise rekonstruiert (Laden, Holzbrücke, Pforten usw.). Alle Befunde zeigen eine ganz und gar städtische Beschäftigung der Einwohner in diesem Stadtbezirk, ebenso wie den Mangel an Konkurrenz mit anderen Städten. Weiterhin ist mit Hochachtung auf den Aufsatz von S[ergej] V[iktorovič] Alpatov über einige Spuren des Umgangshumors im russisch-deutschen Vokabular von Tönnis Fenne 1607 hinzuweisen (153 – 156). Russische humoristische Redewendungen und kurze Anekdoten, ins Niederdeutsche übersetzt, betrafen v. a. Handelsgeschäfte, ebenso Lebensumstände und wurden von deutschen Kaufleuten aktiv benutzt, um ihre Sprachkompetenz und kommunikative Unabhängigkeit bei der Unterhaltung mit Handelspartnern besser zu zeigen. Vf. bemerkt auch, dass solche Redebäume erlauben, einige Aspekte der Berufs- und Freizeitkultur der mittelalterlichen Kaufleute aus Pskov zu erkennen.

M. Bessudnova

Nikolaj Vladimirovič Sapožnikov, *Die historische Topographie des alten Smolensk* (Istoričeskaja topografija drevnego Smolenska, Smolensk 2016, Svitok, 192 Seiten, Abbildungen). Das Buch präsentiert Ergebnisse der vieljährigen Arbeit von S. im Rahmen der archäologischen Expeditionen der Moskauer Lomonosov-Universität und bei seinen selbstständigen Felduntersuchungen in Smolensk, die er durch zahlreiche Daten aus in einem besonderen Kapitel vorgestellten schriftlichen Quellen, Numismatik, Faleristik und Toponymik ergänzt. Als seine Hauptaufgaben betrachtet der Autor Studien zur Entwicklung des Stadtbereichs von Smolensk im Zeitraum des 9. – 16. Jh.s sowie seines Befestigungssystems mit einer Stadtfeste und einigen verwandten Burgen. Er versucht auch das alte Straßennetz zu rekonstruieren und die Lage von wichtigen Verwaltungs- und Geschäftskomplexen, nämlich der des Marktes, des Herrscherhofes (*Gosudarev dvor*) und des Bischofshofes, ebenso wie von einigen privaten Stadthöfen zu bestimmen. Geboten werden sehr beachtenswerte Erkenntnisse zur komplizierten Sozialtopografie von Smolensk. In das Blickfeld gelangen die mit Selbstverwaltung ausgestatteten Stadtbezirke und die Verteilung des städtischen Bodenfonds auf die verschiedenen Gruppen der Stadtbevölkerung. Die Publikation ist mit zahlreichen Tabellen, Zeichnungen und Abbildungen ausgestattet; dazu gehört auch eine umfangreiche Bibliografie.

M. Bessudnova

I. A. Safarova, *Glasgefäße des 15. – 17. Jahrhunderts aus den Ausgrabungen in Tver* (Stekljannaja posuda XV – XVII vv. iz raskopok Tveri, in: Tverskoj archeologičeskij sbornik, vyp. 10, tom 2, Tver 2015, 307 – 317). Vf.in präsentiert die Ergebnisse chemischer und morphologischer Untersuchungen an

43 Bruchstücken von Glasgeschirr, die im Kremľ von Tveř und im dortigen Stadtteil Zat'mač'e aus Schichten des 15. – 17. Jh.s geborgen wurden. Danach waren einige frühe Gefäße venezianischer Herkunft, die weiteren stammten offenbar aus den Niederlanden, Deutschland und Ostmitteleuropa. Nach Tveř gelangten solche Erzeugnisse nur sporadisch, wobei die Vermittlung, so wird man ergänzen dürfen, vermutlich vor allem durch hansisch-norddeutsche und niederländische Kaufleute erfolgte.

N. A.

O[leg] F[edorovič] Kudrjavcev, „*Kayser vnnđ Herscher aller Rewssen*“: *Anreden an den russischen Herrscher als Kaiser in den habsburgischen Dokumenten des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts* („*Kayser vnnđ Herscher aller Rewssen*“: *Obraščenie k ruskomu gosudarju kak k imperatoru v gabsburgskich dokumentach pervoj treti XVI v.*, in: *Drevnjaja Ruś 2016*, Nr. 1, 41–55), behandelt den Titel des Moskauer Herrschers. Obwohl erst Ivan Groznyj 1547 zum Zaren gekrönt wurde, verwendeten die Großfürsten den Titel gelegentlich auch früher. Aus Livland im 15. Jh. stammen die ersten bekannten Fälle, in denen der Großfürst in deutscher Sprache als ‚Kaiser‘ bezeichnet wurde. Im 16. Jh. stand besonders in den Dokumenten bzw. Übersetzungen der kaiserlichen Kanzlei für Großfürst die Bezeichnung ‚Kaiser‘. Nach der Auffassung von K. beweisen diese Texte die Anerkennung des Zaren- bzw. Kaisertitels des Moskauer Herrschers in Westeuropa. Die Möglichkeit, dass man es hier statt einer diplomatischen Hochstufung mit mangelnder Sprachkenntnis und vielleicht sogar Ignoranz zu tun hat, wird nicht erwogen.

A. S.

Marina Borisovna Bessudnova publiziert und untersucht einen Anfang der 1570er Jahre verfassten Text zum Thema des hansischen Handels mit den Russen, der sich im Tallinner Stadtarchiv erhalten hat („*Kratkoe povestvovanie ganzejcev ob ich iskonnom svobodnom plavanii, predprinimatel'stve i torgovle v Livonii i Rossii*“ [iz Tallinskogo gorodskogo archiva], *Vspomogatel'nye istoričeskie discipliny 33*, St. Petersburg 2015, 9–28). Das kurze Schriftstück wird hier sowohl in der Originalsprache als auch in einer russischen Übersetzung wiedergegeben. Es besitzt weder eine Anrede noch eine Unterschrift, doch kann B. es als Schreiben der Lübecker an Reval identifizieren. In der für den Lübecker Russlandhandel nicht einfachen Situation von 1570/71 soll Reval, seit 1561 Untertan der Krone Schweden, bei erwarteten schwedisch-russischen Friedensverhandlungen auf die Berücksichtigung hansischer Belange einwirken, so das Anliegen des Schreibens. Dabei sehen die Lübecker die Tradition des hansischen Russlandhandels und die gegenwärtigen Möglichkeiten recht illusionär. Der bisher unbeachtete Text ist aber aufschlussreich für die Lübecker Intentionen, enthält nicht wenige interessante Einzelheiten und wird hier kenntnisreich und überzeugend interpretiert.

N. A.

D[mitrij] O[legovič] Osipov, *Entwicklungsstadien des Lederschuhhandwerks in der mittelalterlichen Rus* (Étapy razvitija koževenno-sapožnogo remesla srednevekovoj Rusi, Trudy IV (XX) Vserossijskogo archeologičeskogo s-ezda v Kazani. Tom III, Kazań 2014, 316–319). Der Beitrag nimmt Stellung zu einer Periodisierung der russischen Lederschuhproduktion, die Aleksandr Valentinovič Kurbatov vorgelegt hatte. Dabei werden Einwände gegen Kurbatovs Auffassungen zur 2. Hälfte des 16. und zum 17. Jh. vorgebracht. Er habe Erkenntnisse über damaligen westlichen Einfluss, die sich aus archäologischen Funden in Ivangorod, Orešek, Polozk und Pleskau ergaben, unzutreffenderweise auf ganz Russland bezogen. Mit Ausnahme von Pleskau, dessen gesamte materielle Kultur westlich beeinflusst gewesen sei, hätte bei jenen anderen grenznahen Städten der Wechsel der politischen Zugehörigkeit (Einnahme durch Schweden oder Polen-Litauen) zu einem Wandel der kulturellen Tradition und in diesem Zusammenhang der Technik und der Modelle bei der Schuhherstellung geführt. O. zeigt dies auch am Beispiel von Smolensk und geht außerdem auf eine besonders im russischen Nordwesten deutlich werdende, westlich bestimmte Schuhmode des 15. bis frühen 16. Jh.s ein, die er als kurzfristig betrachtet und auf vermögende Städter begrenzt sieht. Was Vf. in diesem Beitrag sagt, relativiert die Bedeutung des Handels für die kulturelle Vermittlung auf dem fraglichen Gebiet. Diese Kontroverse zwischen Archäologen bleibt auf jeden Fall auch für uns beachtenswert. N. A.

S[ergej] V. Kajdašev, *Der Alte Englische Hof – die erste englische Botschaft in Russland* (Staryj Anglijskij dvor – pervoe posolstvo Anglii v Rossii, Rossija – Velikobritanija: Pjat' vekov kulturnych svjazej. Materialy VI Meždunarodnogo petrovskogo kongressa. Sankt-Peterburg, 6–8 ijunja 2014 goda, St. Petersburg 2015, 71–87). Von 1556 bis zur Vertreibung der Engländer aus dem Inneren Russlands im Jahre 1649 diente der hier charakterisierte Hofkomplex in der Nähe des Moskauer Kreml' als Residenz und Warenlager der hoch privilegierten Muscovy company. Deren dort ständig anwesende Agenten spielten eine Rolle, die ähnlich wichtig war wie die von Botschaftern der englischen Regierung, die es in Moskau noch nicht ständig gab; so ist der Titel des Aufsatzes nicht unberechtigt. Die Bezeichnung „Alter“ Hof erhielt die Anlage, seitdem ab 1636 in Moskau eine weitere Niederlassung englischer Kaufleute existierte. Vf. trägt viel Bekanntes zusammen, zur Größe und Bebauung des Hofes zieht er auch ungedrucktes Material heran. N. A.

Der Beitrag *Reconstructing the Late 16th- and 17th Century Muscovite State Budget* von Dmitrii Liseitsev (in: Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History 17 (2016), No. 1, 5–26) geht einem Desiderat der Forschung nach. Einen Staatshaushalt im üblichen Sinne, darauf weist Vf. hin, gab es

allerdings in der zu untersuchenden Zeit nicht – der hier verwendete Begriff lautet gosudareva kazna, *sovereign's treasury*, also die Herrscher- oder Zarenkasse. Diese war naturgemäß von großer Wichtigkeit für den Handel mit westeuropäischen Städten. Die Finanzkompetenz des Moskauer Zarentums lag in den Händen von mehreren Kanzleien (Prikazen). Es gab Abgaben auf territorialer Ebene, neben Geldabgaben wurden auch solche in dinglicher Form (so z. B. Honig, Wachs oder Felle) entrichtet. Vf. untersucht zunächst narrative Quellen, die in der Vergangenheit von Forschern herangezogen wurden, so die Aufzeichnungen des englischen Diplomaten und Kaufmann Giles Flechter, der als Kopf einer diplomatischen Mission 1589 nach Moskau gereist war, und des französischen Söldnerführers Jacques Margeret, der 1600–1606 in russischen Diensten stand. Während Flechter in seiner Zeit auf Einnahmen von 1,5 Millionen Rubel per annum kam, waren die Angaben des Franzosen um ein Viertel geringer. Weiterhin zieht L. die Zahlen des Untersekretärs der Botschaftskanzlei Grigorij Kotošichin aus der Mitte der 1660er Jahre heran, die dieser den schwedischen Autoritäten mitgeteilt hatte und die von 1,5 Millionen Rubel pro Jahr ausgingen. Vf. wendet sich gegen diese von ihm als zu hoch eingeschätzten Zahlen und versucht im Folgenden, die Summen der einzelnen Kanzleien zu eruieren, wobei neben dem häufigen Fehlen von Verwaltungsquellen zu berücksichtigen ist, dass es auch zwischen den einzelnen Kanzleien häufig einen Geldfluss gab. Aus diesem Grunde teilt er die Kanzleien in drei Kategorien ein: Kanzleien, die sich selbst und partiell andere finanzierten (so der Prikaz der Großen Einnahme), Zentralämter, die sich selbst finanzierten, aber kein Geld an andere Stellen abgaben (so die juristischen Kanzleien) und schließlich die Verwaltungsstellen, die auf den Finanzfluss aus anderen Quellen angewiesen waren (wie die militärischen Prikaze). Leider kann L. im Folgenden aufgrund des begrenzten Raumes der Veröffentlichung im Wesentlichen nur seine Ergebnisse und nicht den Weg dorthin präsentieren. So kommt er für die 1630er und 1640er Jahre auf einen Staatshaushalt, dem nur knapp 900.000 Rubel per annum zu Verfügung standen. Im Rechnungsjahr 1680/81 lagen die Ausgaben Moskaus bei 1,2 Millionen Rubel, etwas mehr, als der Staat einnahm. Insgesamt kann also der Vf. ein kleineres Budget nachweisen, als man bis vor kurzem überwiegend annahm. Dazu kam, dass der Geldbedarf der Zaren im 17. Jh. zunahm, sodass neue Steuern erhoben werden mussten, die wiederum die soziale Lage Russlands verschlechterten. Die Folge waren Läuflingsbewegungen und Aufstände.

Th. Lange

Adrian Aleksandrovič Selin, *Die russisch-schwedische Grenze 1617–1700. Formierung, Funktionieren, Erbe* (Russko-švedskaja granica [1617–1700 gg.]. Formirovanie, funkcionirovanie, nasledie, St. Petersburg 2016, Verlag Russko-Baltijskij informacionnyj centr „BLIC“, 864 Seiten, Abbildungen), ist ein

wichtiger Beitrag zur Geschichte von Russland und Schweden, besonders aber von der unmittelbaren Grenzregion: Karelien, Ingermanland, Estland und Livland. Thematisiert werden der Verlauf der Grenze und die Grenzverteidigung, die grenzüberschreitenden Migrationen, dabei auch die Fälle von Rückkehr in die Heimatorte nach den Kriegen und Austausch der Gefangenen. Die Reisen der Botschafter und Gesandten 1618–1698 dienen als Beispiele der „legalen Grenzüberquerung“. Dazu gehört auch die Beschreibung des Systems der Aufnahme der Ausländer, die in den Dienst der Moskauer Zaren treten wollten. Vf. gibt einen Überblick über das Wegenetz und die Siedlungen an der ingermanländischen Grenze sowie die Rolle von Novgorod und Pleskau als Grenzstädte. Präsentiert wird auch die Bedeutung der archäologischen Untersuchungen für die Erforschung der Geschichte der Frühen Neuzeit. Handelshistorisch besonders relevant sind die Themen des Ankaufs von Waffen und Munition aus Schweden und die Beschreibung des Vorgangs der Übergabe der entsprechenden Lieferungen an der Grenze in den 1630er Jahren. Zum Alltag gehörten auch Kriminalfälle und Handelskonflikte. Die Letzteren entstanden öfters aus den Versuchen, den Handel zu regulieren und zu kontrollieren. Von Interesse sind die Konfliktfälle, die zwischen Russen entstanden, von denen einige Moskauer, die anderen schwedische Untertanen waren. Mitunter waren die Beziehungen wegen der Tätigkeit von Münzfälschern gespannt. Dem Vf. ist es auch gelungen, Spionage nicht nur als Verdachtsfälle, sondern aufgrund der den Spähern erteilten schriftlichen Aufträge zu behandeln. Als Beilage wird im Buch ein Verzeichnis der sogenannten „Grenzakten“ der Novgoroder Prikaskammer von 1593–1681 publiziert, die die Hauptgrundlage der Monografie bilden. Dies wird durch die Publikation von 56 Dokumenten aus den Jahren 1533–1666 ergänzt. Register der Personen- und Ortsnamen runden das ergiebige Buch ab.

A. S.

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Adam 301f.; Adams 273–7; Afanasenko 369; Ahrens 328; Allison 355f.; Alopaeus 292; Alpatov 382; Andermann 334; Andreani 355; Ankudinov 381; Ansorge 344; von Arbin 292–4; Arndt 258; Arnhold 321; Arszynski 349; Austermann 258; Badstübner 332; Bajetta 355f.; de Bakker 313; Baranov 374f.; Basse 313; Beljaev 381; Benecke 261; Berger 333; Bergstrand 293; Bernatzki 344; Bertelsmeier-Kierst 238–40; Berthold 254; Besudnova 383; Biermann 261–3, 342; Biller 240f.; Biskup 349; Bochaca 351; Bochan 348; Bock 328; Bolumburu 351; Borkopp-Restle 350; Bracha 365; Brinkmann 327; Brojer 365f.; Brüggemann 344; Brugger 255; Bruhns 296f.; Bünz 330; Bugiani 368; Bulach 331; Caune 257; Cebanenko 376; Choroskevic 372f.; Christmann 261; Chvoscinskaja 376; Coatalen 355; Cordes 238–40; Crabus 316; Crossetti de Almeida 310f.; Czaja 349, 351; Däbritz 337; Denzel 241f.; Depeyrot 362; Dickers 258; Diefenbacher 361; Diestelkamp 323f.; Dmytruk 334f.; Dolle 321; Domzal 277–9; Dormeier 327; Drecktrah 323; Driedger 313; Dubrovin 377; Dworaczyk 342; Dzakson 373; Dziarnovic 371; Ehbrecht 315, 320; Elmshäuser 319; Engel 260; Eniosova 374; Espenhorst 323; Falk 259; Faradzewa 377, 380; Flatman 293; Florja 378f.; Flynn 362; Fejtova 361; Flechtner 300, 302; Folkens 347; Forler 261; Först 256; Frey 261; Fried 331; Gadocha 361; Gaebeler 254; Gajdukov 375–7, 380; Gassowska 365; Ganina 326; Ganzert 299–304; Gehring 354f.; Geiß 343; Geschwinde 258, 320; Gibson 355; Gläser 256–9, 361; Gotthard 347; Graff 361; Grulkowski 348; Gutehall 292–4; Haase 314; Haak 364; Haferkamp 238–40; Hamann 320; Hansen 293; Hausmann 347; Haverkamp 255; Hedlund Stylegar 292–4; Hegner 298f.; Helbich 314; Hein 364; Heinze 260; Heiser 263; Herrmann 311f.; Heußner 261; Hilberg 359; Hipp 302; Höglund 294; Hoffmann 342; Holbach 319; Huschner, A. 333; Huschner, W. 331f., 334; Igel 323; Ilisch 260; Iov 370f.; Iwanov 244–49; Jaacks 301; Jähnig 349; Jantzen 259; Jeggler 241; Jensen 359f.; Jente 254; Jörn 336f.; Johaneck 320f.; John 330f.; Jonaitis 380; Jozwiak 349; Kadakas, U. 365; Kadakas, V. 365f.; Kälble 347; Kala 362; Kajdasev 384; Kaljusaar 367; Kaplnaitis 380; Kaprans 368; Karg 254f.; Karge 331; Kardasz 350; Kasten 331; Katalaja-Peltomaa 366; Kaufmann 354; Keza 371; Kivimäe 363, 367; Kloß 280–5; Klüßendorf 331; Knepel 263; Köller 322; Kolosnycyn 375f.; Kostjukevic 372; Kotula 260; Kowalska 257; Kovalenko 379; Kowalski 361; Kozlowski 349; Kraack 329f., 335; Krajewska 349; Krischer 347; Kudjavcev 383; Kühlborn 261; Kuhlmann 260f.; Küenzlen 315; Küster 312f.; Kulakova 380; Kunzel 343; Kuster 317; Kwiatkowski 349; Kylli 360; Laberschek 361; Lafrenz 320; Lang 241; Larsson 293; Laqua 255; Lau, D. 323; Lau, Th. 347; Leimus 362; Leube 344; Leukhardt 261; Levko 369, 371f.; Lightfoot 366; Liseitsev 384; Lissok 343; Litwin 293; Löffler 336f.; Lotman 362; Lougas 365; Lück 238–40; Maasing 367; Mackowiak 260; Mägi 373f.; Mänd 362, 365, 368; Magin 339–41; Manke 331; Marikova 253f.; Meibeyer 320; Meier 236–8; Meyer 327; Michajlova 375; Michajlov 380; Mihm 309f.; Militzer 349; Möhn 236–8; Möller 257, 262f., 342–4; Moesgard 359; Mucha 349;

Müller, J. 257; Müller J. R. 255; Münch 330–2; Müsegades 342; Mugurevics 363; Mul-sow 257; Mutrynowska 351; Mysliwski 360f.; Naum 364, 366; Nawrońska 257, 350, 361; Nazarenko 378; Neustadt 331f.; Nikulka 332; Noack 261; Noga 361; North 330; No-
sov 376–8; Nowak 349; Nymoen 292–4; Obert 301; Ojala 242–4, 366; Olszak 285–91; Orgas 342; Ose, Iewa 257; Ose, Ineta 363; Osipov 384; Ostrop 331; Overhageböck 320; Ozog 361; Paner 257, 350, 361; Paulsen, A. 261; Paulsen, B. 255; Paulsen, R. 264–73; Peters 317; Petersen 334; Petrick 343; Pettke 335f.; Petrov 376; Philippen 343; Piekals-
ki 257, 350, 361; Plavinski 370; Pletiens 363; Podberezkin 369; Podgornaja 380f.; Po-
lechov 372f.; Poltsam-Jürjo 367; Posselt 262; Postel 327; Poulsen 358f.; Prilloff 311f.;
Prinzhorn 302; Puskina 374; Radziminski 349; Rasche 249–51; Rebkowski 257, 342; Reinfeld 263; Richter 326; Ring 301; Rogacki-Thiemann 301, 303; Roio 364; Rus-
sow 366; Toropova 375; Toropov 375; Trawicka 361; Trinkert 304–7; Rastig 331; Reising-
er-Weber 350; Rönby 293; Röpcke 333–5; Rössler 328; Röttinger 261; Ruchhöft 261; Rudolph 293; Rümelin 301; Russow 364; Ryrie 353f.; Saalow 259; Safarova 382f.; Sak-
sa 378; Salmi 360; Salmina 380f.; Salmin 374, 380f.; Samojlov 375; Sapoznikov 382; Sarnowsky 252f.; Sbrzesny 261; Schattkowsky 333f.; Schenk 333; Schich 253f., 331; Schilp 347; Schimmer 359; Schleinert 342–4; Schmidt, J.-P. 259; Schmidt, J. W. 342; Schneider 256–9; Schnettger 347; Schröder 331; Schumann 332; Schwichtenberg 331; Shepard 378; Seifert 261f.; Selart 366f.; Selent 260f.; Selin 385; Sellert 249–51, 324f.; Seltzer 326; Semmler 347; Seyger 351–3; Siekmann 315; Siminski 342; Simmes 314; Skanse 292–4; Skov 258; Sohn 286–91; Solorzano Telecha 351; Saksa 378; Spring-
mann 294–6, 337; Starzynski 361; Stayer 313; Steinführer 320; Steinwascher 318; Stracke 320; Straube 344–6; Strauch 356–8; Strenge 368; Søvsø 258; Suchowa 328; Su-
perczynski 351; Sylvester 292–4; Szlosze 344; Tandecki 349; Tarabardina 380; Timpe-
ner 347; Tippach 315, 320f.; Toivo 366; Tolocko 373; Trawicka 350; Tumanov 307–9; Turpinda 349; Tvauri 364; Uppenkamp 302; Vasiliev 376; Vilkama 360; Vollmer 343; Voronin 373; Vovin 376; Vvedenskij 376; Wachowski 257, 361; Wagner 331f.; Wam-
mer 293; Weber 312; Weidinger 328; Wemhoff 257; Wendebourg 353f.; Wendt 343; Werkmüller 238–40; Werner 347; Wilfert 343; Willoweit 323; Wittmann 347; Wojcie-
chowska 349; Wolgast 334; Würkert 343; Wüst 347; Wywrot-Wyszkowska 344; Zach-
risson 294; Zapnik 337–9; Zaoral 361; Ziemlewska 347; Zloch 260; Zscheschang 253f.

Mitarbeiterverzeichnis für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 374, 376f., 381–4; Benders, Jeroen F. (J. B.) 351–3; Bessudno-
va, M. 375f., 377–82; Biermann, Felix 256–9; Dirks, Florian 252f., 344–8; Henn, Volker
(V. H.) 309, 311–9; Holbach, Rudolf (R. H.) 320–3, 328f.; Jahnke, Carsten (C. J.) 242–4,
254f., 356–60; Jörn, Nils (N. J.) 238–40, 249–51, 323–31, 333–43, 353–6; Jürjo, In-
na 362f., 365–8; Klack-Eitzen, Charlotte 304–7; Lange, Th. 384f.; Lipša, Ineta 363, 368;

Marquardt-Twarowski, Juliane 299–304; Neumann, Sarah (S.N.) 310–12, 314f.; Orłowska, Anna Paulina (A.P.O.) 344, 348–51, 361; Pelc, Ortwin (O.P.) 240–2, 255, 328, 331f., 336f., 343f.; Petermann, Kerstin 298f.; Posselt, Normen 259–61; Rasche, Anja 296f., 307–9; Rath, Jochen 244–9; Sahanovič, H. 348, 369–72; Selart, Anti (A.S.) 362, 364–6, 368f., 372–5, 383, 386; Springmann, Maik-Jens (M.-J.S.) 253f., 264–94; Volkmann, Armin 261–3; Vollmer, Matthias 236–8, Weski, Timm (T.W.) 294–6

